

Felix Dahn's sämtliche Werke poetischen Inhalts

Felix Dahn

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
D 131

n. f. v. 2



JOH^s GEHRTS. Df. 97.

Neue Folge. Band II.

Breithopf & Härtel, Leipzig.

Am Hof Herrn Karls.



Vier Erzählungen

von

Felix Dahn.

- I. Die Freibitte.
II. Der Liebe Maß. III. Einhart und Emma
IV. Herrn Karls Recht.



Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

PT1841

A1

1903

v. 2

MAIN

I.

Die Freibitte.

Ihrer

der Frau Herzogin zu Crachenberg,
Fürstin Natalie von Haxfeld,

Durchlaucht

verehrerungsvoll zugeeignet.

1841



I.

In dem Palatium der Langobardenkönige zu Pavia reichte der von der Königin und ihrer Tochter bewohnte Flügel bis dicht an das Ufer des Tessin, dessen Fluten auch an schwülen Sommertagen einige Kühlung der gegen den Fluß hin offenen Säulenhalle, dem Hauptgemach der Frauen, zuführten. Hier waren an einem solchen heißen Sommerabend um Ansa, die ehrwürdige Gemahlin des Königs Desiderius, und um Adalperga, deren Tochter, eine Anzahl vornehmer langobardischer Frauen und Mädchen, auch Geistliche und ein Paar weltliche „Gasiudi“ und Höflinge des Palatiums versammelt.

Die Königin war ernst, ja sorgenvoll, so schien es, im Hintergrund der weiten Halle in ein Gespräch mit Bischöfen und älteren Vornehmen vertieft, indes die schöne Adalperga — schon feierten Lieder, nicht nur lateinische der Hofpoeten, auch langobardische im Mund des Volkes ihre Anmut, Bildung und Herzensgüte — ganz vorn auf der offenen Bogenwölbung gegen den Fluß hin an einem mächtigen Steintisch saß, dessen Mosaikplatte zahlreiche Handschriften trug; diese zu ordnen und allmählich in eine hohe eherne Amphora wegzulegen war ein junger Mann beschäftigt, dessen Kleidung ein seltsames Gemisch von Geistlichem und Weltlichem zeigte. Das edle Antlitz mit den feingeschnittenen Zügen schien gebleicht von zu an-

strengender — wohl auch nächtlicher — Forschungsarbeit: aber das Auge blühte von feuriger Begeisterung und um den schwarzen langen jutanengleichen Rock war doch der Wehrgurt mit dem Schwert gegürtet.

Dagegen völlig die Tracht eines Kriegers zeigte ein ihm gar ähnlicher etwas jüngerer Mann, der sich neben ihm auf den Tisch mit den Rollen beugte und nun mit leichtem Schütteln der braunen Locken lächelnd meinte: „O Fürstin, das Latein laß ich mir noch gefallen: — hab' ich's doch sogar in diesen meinen harten Kopf hinein gehämmert: —, aber diese krausen Schnörkel, dies Griechische sogar, soll Euch mein gelehrter Bruder beibringen? Wozu? Ihr habt's doch nicht nötig zu Eurem Geschäft.“ — „Was ist denn mein Geschäft, Gasind Arichis?“ fragte Adalperga mit anmutiger Neugier. — „Fürstin und schön zu sein,“ war die rasche Antwort. „Nicht wahr, Bruder Paulus, das findest du auch?“ — Aber dem Befragten schoß es blutrot in Wangen und Stirn. Verweisend sprach er „Mit so hohen Dingen scherzt man nicht, mein Bruder.“ — „Wer sagt dir, daß ich scherze? 's ist mir hoher Ernst damit. Und kundigere Männer als ich finden's auch. So mein hoher Patron und Senior Arichis . . .“ Da hob die Jungfrau ein wenig das schöne Haupt und sah dem Sprecher in die Augen, aber gleich blickte sie wieder in die griechische Schrift.

„Was sagte der Herr Herzog von Benevent?“ fragte der ältere Bruder. — „Ei, unser Herr, er, der sich wahrlich versteht auf Frauenschöne, er meinte kurz vor seiner Abreise ins Frankenreich: „Fürstin Adalperga ist das schönste Weib der Erde.“ — Da errötete diese über und über; um das Gespräch abubrechen, schob sie die Schriften zurück, und auf die beiden leeren Stühle neben dem Tisch deutend, sprach sie: „Kommt, ihr Warnefridinge, da setzt

euch zu mir und erzählt — ihr habt es längst versprochen! — die seltsame Geschichte eurer Sippe, eurer ‚Tara‘. Man sagt, gar Wunderhaftes schmücke und verhülle sie zugleich, wie Efeuranken ein alt Gemäuer.“ — „Ein treffend Bild, wahr und schön,“ meinte Paulus sich niederlassend. „So schmückt und verhüllt zugleich Frau Sage auch unseres ganzen Volkes Geschichte: man kann, man soll Sage und Geschichte nicht scheiden,“ schloß er sinnend, „erzählt man davon. Vorn möcht’ ich all’ das einmal erforschen und berichten,“ meinte er nachdenklich. „Freilich ist auch Bedenkliches dabei, was an die Heidengötter, die Dämonen mahnt“ — und er schlug ein Kreuz über die Brust; „von denen soll man nicht viel reden.“ — „Doch soll man das,“ lachte der jüngere Bruder und setzte sich an die andere Seite Adalpergas. „Sind gar schöne und oft lustige Geschichten. So, wie Frikka ihrem Gemahl, Herrn Wodan . . .“ — „Nenn’ ihn nicht, er ist der Dämonen Haupt und König,“ warnte Paulus.

Aber Arichis fuhr fort: „Mein Bruder ist so fromm wie ein Mönchlein! Also: wie Frikka ihren weisen Gemahl überlistete, was unserem ganzen Volk den Namen gab.“ — „Ich hörte davon einmal: — aber die Frau Abtissin, meine Erzieherin, liebte das nicht . . . und doch wüßst ich’s gern.“ — „So hört! Das erzähle ich besser als mein ernsthafter Bruder,“ fiel Arichis ein. „Findet Ihr nicht, Fürstin, er wird immer unweltlicher, immer mehr priesterlich? Umsonst dräng’ ich ihn, gleich mir Gafind unseres Herzogs zu werden.“ — „Nun, er trägt ja das Schwert. Habt Ihr gewählt, gelehrter Paulus, zwischen Brünne und Rutte?“ — „Noch nicht. Ich schwauke.“

„Nun also, tapftrer Gafind Arichis, wie war das mit der Überlistung?“ — „Das war so,“ hob er wieder an.

„Unser Volk hieß ursprünglich — in seinen alten Sizen an dem Elbestrom fern im Norden — die Winiler. Die Winiler hatten Krieg mit den Vandalen: diesen wollte Wodan — das barg er jedoch heimlich im Herzen — den Sieg geben. Fricka, seine Gattin, aber den Winilern. Auf ihr Fragen und Forſchen erwiderte er, argliſtig in den Wirrbart lächelnd: ‚Ich gebe denen den Sieg, die ich morgen früh von meinem Pſühl aus zuerſt ſehe.‘ Das wären aber die Vandalen geweſen, die im Oſten lagerten: denn nach Oſten ſchaut Walvater's Pſühl . . .“ — „Erſtaunlich viel weiſt und fabelſt du von dieſem übeln Waland!“ ſchalt Paulus. — „Aber Fricka drehte ſeinen Pſühl am ſpäten Abend um . . .“ — „Das iſt luſtig,“ lachte Adalperga. — „Und riet den Weibern der Winiler, um Sonnenaufgang vor ihren Männern ſich aufzuſtellen und das aufgelöſte Haar — wie einen Bart — um den Mund zu ſchmiegen. Das taten ſie und als nun Siegvater im Morgendämmer zum Himmelfenſter hinausſah . . .“ — „Der wohnt aber doch im tiefften Pſühl der Hölle!“ meinte berichtend der Bruder. — „Rief er erſtaunt: ‚was ſind das für Langbärte?‘ Da ſprach Fricka: ‚Du gabſt ihnen den Namen: ſo gib ihnen auch den Sieg — als Patengabe,‘ und küßte ihn auf den bärtigen Mund und ſtreichelte ihm die Wange . . .“ — „Aber Bruder! Laß ab.“ — „Hei, ſie war ja ſeine Frau! Da iſt doch nichts Schlimmes dabei, nicht wahr, Fürſtin? — Und der Gott? . . . Nun er tat, was ſchöner Ehefrau Gatte tut: er lächelte und tat nach ihrem Willen und gab uns den Sieg, und ‚Langobarden‘ heißen wir ſeithier.“ — „Das iſt ſchön, daß unſer Name ſchon an Sieg ſich knüpft. Aber nun erzählt weiter . . . von eurer Sippe.“ — „Hang' an, Paule. Wirſt du allzu fromm oder läßt du mir das Schönſte weg, ſoll' ich, verbessernd und ergänzend, ein.“

„Also: — da die hohe Fürstin unsre Sara solcher Ehre würdigt, von ihr zu hören — mit den Langobarden, die vor mehr als zweihundert Jahren unter König Alboin aus Pannonien in dies reiche Land einwanderten, das unsre schöne Heimat ward, war auch unser Uurgroßvater Leupichis: er siedelte sich und die Seinen in Triaul an — am Ufer der Livenza — und ward Gasindus des Herzogs von Triaul. Und seither sind wir von Geschlecht zu Geschlecht getreue Gefolgen dieses Herzoghauses gewesen.“ — „Ja, gar mancher unsrer Vorfahren,“ fiel Arichis ein, „hat den Schild solchem Herzog getragen und ist mit ihm, auch wohl für ihn erschlagen worden!“ — „Aber auch das fürstliche Haus hat Schutz und Treue unsern Vätern gewährt: ein Held dieser Sippe ist im Schirmkampf für unsre Ahnen gefallen.“ — „Ja, und daß ich hier lebend sitze neben der Tochter meines Königs, wem verdank’ ich das, als unfrem Herzog?“ — „Wie das?“ forschte Aldalperga eifrig. „Hat er . . . hat der Herr Herzog von Benevent —?“ — „Herausgehauen hat er mich vorigen Herbst aus einem ganzen Rudel wilder Slovenen. Wir sollten sie aus dem Ostland treiben, in das sie aus der Windischen Mark eingefallen waren: bis Marianum waren sie schon vorgeedrungen. Herzog Arichis schlug sie dort aufs Haupt und lustig war die jagende Verfolgung! Aber ich ward darüber allzu lustig und fiel in einen Hinterhalt im dichten Grenzwald: es waren ihrer fünf, mein Gaul stürzte —, ich war verloren; da sprengte mein Herzog heran . . . —“ — „Auf seinem schönen Rapphengst?“ fragte das Königskind. — „Ja, wohl! — Schau, wie gut Ihr beschlagen seid in seinem Marzstall! — Und holte mich heraus — er allein! — er blutete dann, aber er lachte dazu.“ — „Und,“ fuhr Paulus fort, „sie haben aus ihrem Reichtum gespendet,

als wir in wilder Kriegsdrangsal alles verloren hatten, sie haben mit Rat und Tat uns geholfen allezeit. Und so sind wir ihnen denn zu Dank und Treudienst verpflichtet immerdar. Und nicht nur Pflicht, — nein, stolze Bounne wär's, für dies hohe Geschlecht das letzte Herzblut zu vergießen."

Er hatte sich in edle, in lodernde Begeisterung hineingesprochen: es ließ ihm gut; die feinen Züge, das schöne Auge verklärten sich: mit freundlichem Staunen sah's die Jungfrau, Arichis aber rief: „So gefällst du mir, Paule! Ich seh' dich doch nochmal in Helm und Brünne stolze Streiche tun für Arichis von Benevent. Denn Ihr wißt ja wohl, daß zwei Brüder des Herzoghauses von Friaul übergesiedelt sind in jenes südlichere Land und dort das Herzogtum erwarben. Und weil bei diesem Haus — jetzt von Benevent — der Name Arichis fast erblich ist, — haben auch wir, mit neuem übergesiedelt, dessen Namen gar oft geführt: so heiße ich — unwürdigermaßen! — wie jener Herzog, dessengleichen — bei Gott! — kein Held lebt im Volk der Langobarden;" — Abermals errötete Adalperga. Aber Paulus deutete das irrig — als Erzürrnung: „ausgenommen, Arichis, den Herrn König Desiderius," mahnte er. Jedoch die Königstochter meinte: „Ach, mein lieber Vater ist alt und krank und der viele Gram um dieser bösen Franken willen . . .! Hat er doch um deswillen" — sie stockte ein wenig — „den Herrn Herzog, den ihr wie um die Wette lobt, in jenes Reich über die Alpen geschickt — recht lange, lange bleibt er aus, mein' ich! — zu erkunden, was etwa Schlimmes dorthier droht. — Aber nun endlich zurück zu Leupichis, eurem Ahn."

„Der hinterließ, wie er starb, fünf noch ganz junge Söhne, der jüngste hieß wie er. Da brachen in das

Gebiet von Friaul die greulichen Horden der Avaren . . . —“ — Adalperga schauderte: „Unholde sollen's sein, nicht Menschen.“ — „Sie plünderten, mordeten, verbrannten, was sie erreichten und schleppten die fünf Knaben, an die Schweife ihrer Gänge gebunden, mit sich in die Knechtschaft, in die öden Steppen der Avarenringe! Die vier älteren sind dort geblieben und verschollen. Der Jüngste aber, Leupichis, hatte nie die Sehnsucht nach der Freiheit, die Hoffnung auf die Wiederkehr in die Heimat aufgegeben. Jeden Abend vor dem Einschlafen hatte er zu den Heiligen gebetet, zumal zu dem Schutzherrn unserer Fara, Sanct Sabinus zu Spoleto, ihm glückliche Heimkehr zu gewähren.“ — „Wohl, wohl,“ meinte Arichis. „Aber unser alter Rinderhirt, der mir die Sache — wie oft! — erzählte draußen auf der Heide, flüsterte immer dazu: ‚er hat auch stets einen Buchs Ernte-Hafer stehen lassen auf dem Felde — für Herrn Wodans Grauroß.‘“ — „Nicht doch! — In einer kalten Winternacht nun, ohne Mond und Sterne, floh der zum Jüngling Herangewachsene aus der Lehmhütte, die ihm samt ein paar Ziegen sein Herr als Wohnung angewiesen hatte, nahe dem Grenzring der Avaren: er nahm nur Bogen und Pfeilköcher und etwas trockenen Ziegenkäse mit. Als er aber nun den nächsten Wald erreicht hatte, wußte er nicht, — denn die Sterne fehlten — welche Richtung er einschlagen solle auf seiner Flucht, um Langobardenland zu erreichen. Auch schien das Gestrüpp des dornigen Dickichts im Unterholz undurchbringbar: er konnte weder vorwärts noch rückwärts, ratlos blieb er stehen: er wollte verzagen. Da sah er plötzlich zu seiner Rechten zwei kleine rotgelbe Lichter funkeln, die, nah an der Erde, an ihm vorüber vorwärts schossen: es war ein Wolf, der wies ihm den Weg durch das Gestrüpp: er folgte, dankend Sanct Sabinus, der ihn gesendet.“

Arichis schüttelte das kurztrause Gelock: „Über der alte
 Hirt lachte und raunte. ‚Wie käme ein Heiliger zu einem
 Wolf? Den Wolf hat Wodan gesendet:‘ ‚der Wolf ist
 Wodans geweihtes Weidwild‘ so sagt ein uraltes Wort.
 Und: ‚reich lohnt Wodan treuen Dienst‘ ein anderes. Er
 hatte wohl der Ähren für sein Grauroß nicht vergessen,
 — sagte der Hirt, nicht ich, frommer Bruder!“ —
 „Wundersam war nun, wie ein paar Tage lang das
 Untier wirklich als Wegweiser dem Fliehenden vorantrabte,
 nie ihn bedrohte, nie außer Sichtweite lief, oft sich um-
 wandte, ob Leupichis auch richtig auf dem schmalen Pfade
 durch das Dorndickicht folge? Aber am dritten Tage —
 die mitgenommene wenige Mundspeise war längst verzehrt
 — plagte den Ähn der Hunger, ganz erschöpft fürchtete er
 zu erliegen: da spannte er den Bogen, legte den Pfeil auf,
 den Wolf zu töten, ihn zu verzehren.“ — „Das war recht
 undankbar von dem Ähn — sagte nämlich Grimmo der
 Hirt, der soviel alte Dinge, Sagen und schöne Sprüche
 wußte, wie nur etwa noch Willehalm sein jüngerer Bruder,
 viel hab ich von ihnen gelernt: — Gott lohn’ es ihnen
 im Himmel! — Und auf dem Fleck strafte ihn Wodan:
 der Pfeil ging fehl, was sonst dem Ähnherrn nie geschah,
 er sah nur noch, wie der treue Wegweiser vorwurfsvoll
 umfah und verschwand, dann stürzte er todmüde zu
 Boden.“ — „Im Traum aber erschaute er einen Mann,
 der stand bei seinem Haupte und sprach: ‚Steh auf!
 Leupichis, was schläfst du? Geh dahin, wohin deine Füße
 gerichtet liegen: denn dort liegt Langobardenreich, wohin
 du trachtest:‘ das war Sankt Sabinus.“ — „Er trug
 aber einen Schlapphut, dieser Mann,“ warf Arichis ein,
 „und dunkelblauen Mantel und in der Hand einen Speer:
 so sehn die Rutten-Heiligen nicht aus.“ — „Und der Ähn
 sprang auf und wanderte, wie ihm das Traumgesicht ge-

wiesen und fand am Abend eine Siedelung: darin waltete eine schöne junge Mutter, die ihn aufnahm, speiste, nächtigte, den Weg wies: tief dankte er der Hausfrau.“ — „Die trug ein linnenblütenblau Gewand, klirrende Schlüssel am Gürtel, und ein golden Halsgeschmeide,“ sagte der Hirt. Das war . . . — „Und so gelangte er in ein paar Tagen nach Triaul, an die Livenza und an das alte Stamm-Gehöft, das Alod unserer Fara: aber das sah traurig aus! Verödet lag's seit vielen Jahren, das Dach war von den Avaren abgebrannt, offen klappte die Halle gen Himmel: Buschwerk und Gedörn füllte die Stuben: und ein gewaltiger Eschenbaum“ — — „Das ist Wodans Weihebaum.“ — „Ragte hoch durch die Dachlücke in die Luft. Daran hing der Ahn sofort Bogen und Köcher auf, als des Besitzes Zeichen. Und der gütewolle Herzog, der Ahn des heutigen, beschenkte ihn reich mit milder Hand, so daß er ein Weib gewinnen und unsre Fara neu begründen konnte.“ — „So sind wir von Geschlecht zu Geschlecht diesem Fürstenhaus zu tiefem Dank verbunden. — Aber horch, wer kommt da?“

Und Arichis wandte sich: die Doppeltüre, die in das Innere des Palastes führte, ward aufgerissen und herein trat in lebhafter Bewegung eine hohe Gestalt, klirrend in Waffen. Adalperga sprang auf: „Er! Er zurück“ flüsterte sie.

Der Ankömmling aber schritt durch die umgebenden Palastgroßen und Frauen auf die Königin zu, bengte tief das Haupt und sprach: „Frau Königin, soeben komm' ich an: Tag und Nacht ritt ich aus Frankenreich: schlimme Kunde bring' ich: König Karl und sein Reichstag haben — für den heiligen Vater! — den höchst unheiligen Krieg gegen uns beschlossen. Aus dem Sattel gesprungen eilte ich an das Krankenbett Eures königlichen Gemahls, zuerst

ihm das zu melden. Dann aber, hohe Frau — in dieser Stunde höchster Gefahr ist es Zeit, um Waffenschuß und Waffenschirm für Euer Haus zu sorgen: jetzt — nicht früher, — wagte ich es, bei König Desiderius um die Hand Eurer Tochter Adalperga zu werben: er sagt sie zu, wenn die Mutter und die herrliche Jungfrau . . ." — Da unterbrach ihn die immer noch schöne Greisin, faßte seine Hand und sprach: „Die Stunde der Werbung adelt Euch, Herr Herzog, mehr als Eures Blutes Adel und all' Euer Waffenruhm. Nehmt sie hin — seht, wie hoch sie erröthet! Ich kenne ihr Herz: — Komm, Adalperga, folge diesem Herzen.“ Das Mädchen schwebte gesenkten Hauptes auf die Mutter zu, die ihre Hand in die des Herzogs legte.

Alle Versammelten drängten nun aus der Bogenhalle in das Innere des Palastes in heftigster Erregung. So bemerkte niemand, — auch nicht der Bruder, — daß eine schlanke Jünglingsgestalt bei dem Versuch, zu folgen, ohnmächtig auf den Estrich niedersank.

II.

Wie herrlich ist der Ausblick von Monte Casino weithin über das Land, über das blühende Thal des Garigliano im Westen und Süden und die umliegenden Berge, die es vom Golf von Gaëta scheiden, aber doch zuweilen das tief blaue Meer erschauen lassen: im Osten das Thal von San Germano, dem alten „Casinum“, von seinem raschen Fließlein Rapido, damals noch „Vinius“ genannt, durchflutet und hoch überragt von den Felskämmen der Abruzzern!

Ein starker Wille der völligen Weltentfagung wahrlich gehört dazu, an diesem entzückenden Fleck der Erde alles Irdische von sich zu streifen und nur noch dem Geistlichen, der Kirche zu leben. Aber keine Regung des Bedauerns, der geheimen Sehnsucht nach Rückkehr in das Leben der Welt lag auf den bleichen Zügen des jungen Mönches, der, in die schwarzen Ordensgewande Sankt Benedikts gekleidet, mit dem Rücken an der Außenseite der westlichen Eingangspforte des Klosters an die schwarz-graue Felsmauer gelehnt, traumverloren in den prachtvollen Sonnenuntergang des Frühlingstages hinausbllickte: er hatte den linken Arm auf den Rücken gelegt, die rechte Hand, mit der Rückseite quer über die Stirn gehalten, suchte die blendenden Strahlen, die schon wagrecht leuchteten, abzuwehren.

Lange stand er regungslos: man hätte ihn für die Statue eines Benediktiner-Mönches halten können, die, aus dem schwarzen Schieferfels gehauen, hier Wache hielt. Endlich störte ihn aus seiner Ruhe ein Geräusch, das sich von unten vernehmen ließ, von der Straße, die heute noch von Westen in höchst steiler Steigung und mit vielen Windungen um die Felsvorsprünge auf den Gipfel des Berges führt. Ein solcher Vorsprung hatte auch bis dahin unsichtbar und unhörbar gemacht den kleinen Zug, der sich nun rasch näherte. Voran zwei berittene und bewaffnete Klosterknechte: dann folgte ein reich geschirrtes Maulthier, dessen kleine Silberglöcklein, bei jedem Schritt erklingend, zuerst vernehmbar geworden: der Reiter achtete nicht all' der berausenden Schönheit von Natur und Landschaft um ihn her: er las eifrig in der Regula Sankt Benedikts: die Sorge für den sichern Gang seines Tieres auf dem schmalen Steg, hart an dem schwindelnden Abgrund hin, überließ er einem kleinen Hirtenjungen, der, barhäuptig

und barfüßig, nur mit einem braunen zottigen Lammfell bekleidet, daneben her lief, die Zügel am Gebisse haltend, und offenbar gar stolz auf solches Amt. Dahinter schwannte, mühsam von vier Männern emporgetragen, eine geschlossene Sänfte: ein dritter Gewaffneter ritt hinterdrein.

Der junge Mönch schritt jetzt langsam den Kommenden entgegen: er hatte den Reiter des Maultieres erkannt: als er ihn erreicht hatte, kniete er zu dessen Rechten nieder, beugte das glatt geschorene Haupt und sprach: „Guern Segen, Herr Abt und Vater! Wie lang hab’ ich sein entbehrt.“ — Mit liebevollem Blick legte der Abt die Rechte auf sein Haupt: „Gott der Herr hat dich gesegnet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens: und eifrig hast du sie verwendet in seinem und in der Menschen Dienst. Er wird dir lohnen. Steh auf!“

Im Weiterschreiten sprach nun der Mönch: „O Vater Theudemar, wie lange doch bleibt Ihr den Guern fern! Wie fehltet Ihr uns allen — und zumeist mir.“ — „Ich blieb nicht länger unten in der Welt, als es die Pflicht gebot. Das sind Zeiten, mein Paulus, in denen Sankt Benedikts unwürdiger Nachfolger nicht unter den Büchern und mit Gebeten allein die Tage verbringen darf. Zwar nicht viel drang und bringt hinauf in den heiligen Frieden dieses Hauses aus dem Lärm und den Kämpfen der Welt da unten: — nur verworrene Kunde hat uns bisher erreicht von all’ dem Geschehenen — aber Hilferufe Leidender, Verfolgter, Verwundeter fanden doch den Weg zu mir: so eilte ich zu helfen wo ich konnte.“

Sie hatten nun das Klostertor erreicht: der Abt stieg ab, die Sänfte zu erwarten, die langsam näher kam: „Und dir, mein Sohn, hab’ ich auch etwas mitgebracht, zu helfen, zu heilen, zu pflegen: du wirst es gern tun, wär’ es auch ein Feind.“ — „Gewiß, mein Vater. Es

steht geschrieben: „Liebet die euch hassen.“ — „Nun,“ lächelte der Abt, „diesmal wird das nicht von dir verlangt. Siehe, es ist nicht ein Feind, es ist . . .“ — „Mein Bruder, mein Arichis!“ rief Paulus und lief auf die geöffnete Sänfte zu, aus welcher die Träger nun den Insassen hoben.

„Paulus! Du hier? Du lebst?“ erwiderte Arichis, sich wankend auf des Bruders Schulter stützend. — „Und du! Wie bleich! Verwundet? Schwer verwundet?“ — „Ja,“ sprach der Abt, „schwer. Aber Gott hat geholfen.“ — „Und dieses guten Mannes Pflege,“ sprach der Wunde. — „Kommt nun herein, ihr wieder Vereinten. In's kleine Refektorium! Da wollen wir den Gast laben nach der anstrengenden Reise bis heute von Reate her. Dann mögt ihr euch erzählen, was ihr seit eurer Trennung erlebt habt: — ihr und dies Land Italia.“

III.

Nach dem von klösterlicher Einfachheit vorgeschriebenen Abendessen, das sie nicht wie sonst mit der Gesamtheit der Brüder, sondern in einem schmalen, hochgewölbten, kühlen Nebenraum des Refektoriums einnahmen, wollte der Abt die Brüder allein lassen, aber beide baten ihn, zu bleiben: „Wir haben nichts Geheimen vor dir, Vater,“ meinte Paulus. — „Ja, deine Seele kenne ich so klar wie den Grund kristallhellen Quells, besser kenne ich sie als du selbst! Aber dieser Kriegsmann . . .“ — „Bleibt, Herr Abt, und helfst mir, diesen Schweigsamen zum Reden bringen. — Also hier — und als Mönch! — finde ich

dich wieder, Bruder! Spurlos verschwunden warst du, verschwunden mir und allen im Palast zu Pavia, von jenem Abend an, da unser Herzog mit der Nachricht von dem Frankenkrieg eintraf. Vergeblich suchte ich, aus dem großen Saale, wohin wir alle der Königin folgten, zurückgekehrt, dich in der Säulenhalle am Tessin, im ganzen Palast, in der Stadt: — niemand wußte von dir als ein Torwart: der meinte, er habe dich erkannt, wie du in derselben Nacht, auf einem Maultier reitend, durch das Südtor die Stadt verlassen. Das war die letzte Spur all' diese Monate. Du warst also . . .?" — „Ohne Aufenthalt hierhergeeilt — in den heiligen Frieden Sankt Benedikts: und in die Entsagung.“ — „Und beide hat er gefunden,“ sprach der Abt, „nach der ersten Beichte, die ich ihm abnahm. Ich fand nichts — in der Vergangenheit — zu vergeben, nur zu warnen für die Zukunft.“ — „Ich danke, Vater!“ sprach Paulus und küßte seine Hand. „Aber,“ grollte Ulrich, „warum mir, dem König, dem Herzog gar nichts sagen. Warum?“ — „Weil ihr,“ lächelte der Mönch wehmütig, „mich bestürmt hättet, zu lassen, was ich doch tun mußte. Das wollt' ich euch und mir ersparen.“ — „Und so plötzlich!“ — „Nicht doch! Du weißt es ja: lange schwankte ich zwischen Brünne und Rutte.“ — „So sprach damals Adalperga: du hast ein gut Gedächtnis!“

Paulus errötete: nach einer Weile fuhr er fort: „An jenem Abend nun kam's über mich, erkannte ich wie im hellen Blißschlag, daß für mich nur in der Weltentsagung Friede zu finden ist. Ich eilte Tag und Nacht hierher — das Schwert warf ich noch vom Säulenaltan des Palastes aus in den Tessin! — und Abt Theudemar würdigte mich — nach der Probezeit — der Aufnahme in Sankt Benediktus Schar. Das ist alles, was ich erlebt seit jenem

Abend.“ — „Gm,“ meinte Ulrichs nachdenklich, „ist nicht eben viel. Und doch: — da liegt ein Dunkel, das ich nicht durchdringe. Kaum ahn' ich . . .“ — „Nun aber rede du,“ unterbrach der Bruder hastig, „viel hast du zu berichten!“

IV.

Und Ulrichs hob an, nach einem herzhaften Schluck des tiefdunkelroten Weines, den die fleißigen Mönche dem sonnenbestrahlten Schieferschutt ihres Berges abgewannen und aus den Trauben Sankt Benedikts kelterten: „Ja, vielerlei hab' ich zu erzählen, aber vielleicht ist das Wenige mehr, was mein Bruder berichtet — und das Viele, was er verschwiegen hat. — Rasch auf die Verlobung unseres Herzogs folgte die Vermählung und rasch auf die Vermählung folgte der Krieg. Kaum war die junge Herzogin in das ferne und feste Benevent in Sicherheit gebracht, kaum stieß der Eidam mit seinem Aufgebot zum Heer des Königs, das die Engpässe, die ‚Clusen‘, am Südbahang des Mons Cenisijs sperrte, als der furchtbare Frankenkönig, der ‚Karl von Eisen‘, mit seinem Heere heranzog. Und der Schreck zog vor ihm her; war es doch ein ‚heiliger Krieg‘, den die Franken zu führen vorgaben — und glaubten, — Sankt Peter die Städte und Landschaften zurückzugeben, die unsre Könige ihm entrißen. Bei diesem heiligen Krieg fielen gar viele Tausende von ihrem König ab und traten auf des Papstes und seines Helfers Seite: die Engel des Herrn, flüsterte man in unsrem Lager, ziehen unsichtbar Herrn Karl voraus und bahnen ihm den Weg zum Siege.“ — „Es muß ein wunderbarer Mann sein,“

meinte Paulus nachdenklich. „Ich möchte ihn sehen.“ — „Das wünsche dir nicht, Bruder! Wenigstens nicht wie ich ihn sah, als Feind, im Sturme der Schlacht. Noch heute gedenk' ich's mit Grauen. Also unser Heer lag in den verschanzten Clusen, die offene, breite Straße über den Berg sperrend. Der Herzog aber mit uns Beneventanern lagerte auf dem äußersten linken Horn in einer tiefen Schlucht: in die führte, von dem mit finnem Schnee und Eis bedeckten Felsengipfel des hohen Berges herab ein ganz schmaler, kaum mannsbreiter Klettersteig, in steilstem Anstieg drüben, in schroffstem Absturz hängen: nur Steinbock und Luchs und der verwegenste Gamsenjäger wagen sich auf den schwindelnden Pfad: hart vor dessen Mündung hatte der Herzog sein Zelt aufgeschlagen. Ich hatte etwas höher oben die vorderste Wache: mondlose Nacht war's, kurz vor Hahnenkrah, ich lehnte an einer finster schattenden Eiche: denn das verlöschende Wachtfeuer warf wechselndes Licht bis zu meiner Höhe herauf: Totenstille ringsum: nur der Steinkauz klagte zuweilen in den schwarzen Felsen ober mir: da blitzte plötzlich um den nächsten Vorsprung des Gesteins helles, blendendes Fackellicht: „Feinde!“ schrie ich, „Feinde! — Zu den Waffen!“ wollte ich weiter rufen: ich konnte nicht! Grauen erstickte mir die Stimme: denn hart vor mir stand, im hellsten Schein zweier Fackeln, die zwei Männer dicht hinter ihm trugen, grellrot beleuchtet, ein Gewaltiger, um mehr als Haupteslänge mich überragend, ganz in funkelndes Erz gehüllt: „Vorwärts, Kesse Roland“ rief er, mit furchtbar dröhnender Stimme; „drauf, Held Oliver von Biane; der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! Sankt Peter und Sankt Denis!“ Hoch blitzte ein Schwert: zersplittert wie Glas zersprang bei seinem Streich meine gute Klinge von Aquileja: derselbe Streich spaltete meine Ringbrünne und

drang noch ein gar ansehnlich Ende in meine rechte Brust: — da — ich spür es noch.“ Und er legte die Hand auf die schmerzende Rippe. „Ich stürzte: über mich hinweg sprangen die drei Männer: bevor mir die Sinne vergingen sah ich noch den Herzog vor seinem Zelt grimme Hiebe tauschen mit dem zur Rechten — Roland von Bretagne war's, wie ich später erfuhr — gar bald fiel der Herzog: seinen Bannerträger hinter ihm, den Gastalden von Nola, durchspeerte der andre Begleiter: — das war Herr Oliver von Biane. Dann aber sah ich nichts mehr als von dem Felspfad herab zahllose Fackeln, Helme, Speere der Franken: „Herr Karl und Sieg“, riefen sie: da schwanden mir die Sinne.“ — „Armer Bruder,“ seufzte Paulus und griff nach der abgemagerten Hand.

„Das ist nicht Menschenwerk,“ meinte der Abt. „Ich hörte davon raunen: ja, schon singt man im Volk ein Lied davon: Herr Karl, unfähig, die Clusen auf der breiten Straße zu stürmen, flehte zu Sankt Denis: urplötzlich stand vor ihm ein Jägersmann, der sich erbot, eine kleine erlesene Schar auf nur ihm bekanntem Felsensteig so zu führen, daß sie im Rücken der Langobarden auftauchen solle. So geschah's: aber als Herr Karl dem Jäger danken und lohnen wollte, verschwand er im Nebel der Berge. Es war der Engel des Herrn. Dem Willen Gottes muß man sich fügen.“ — „Ei, das kann ich nicht! Noch nicht! Kann ich nur erst wieder das Schwert heben, wollen wir doch sehen, ob der verfluchte Engel“ — beide Mönche bekreuzten sich — „verzeiht, ehrwürdiger Abt! — ihm jedesmal hilft. Aber damals freilich hat der engelhafte Jägersmann — hätt' ich ihn doch an der Gurgel! — die Schlacht, ja den Krieg entschieden.“ — „Wie ging das zu?“ forschte Paulus. „Wo ist der König, seine — seine Sippe, wo der Herzog? In Pavia . . .?“ „Verloren ist alles. Nachdem die

Franken uns im Rücken standen, — wie vor der Stirn, — waren die Clusen nicht zu halten: alles floh nach Pavia. Aber bald erschien vor der Stadt der furchtbare Herr Karl: Mangel, Hunger, Entsetzen, — der König ergab sich und sein Haus.“ — „War Adalperga, . . . war die Frau Herzogin . . .?“ — „Nein! Sie war ja in dem sichern Benevent geborgen. König Desiderius ward gefangen: er ward mit seiner Gattin in ein fränkisch Kloster abgeführt . . .“ — „So ist kein Reich der Langobarden mehr!“ rief Paulus in tiefem Weh, sprang auf und erhob beide Hände.

„Doch!“ antwortete der Abt, „aber sein König heißt — Karl. Nicht eine Provinz des Frankenreichs, — ein eigen Königreich bleibt Langobardien.“ — „Das — das ist ein Trost,“ seufzte Paul. — „Nein, kein Trost,“ knirschte der Wunde. „Und da mein Herzog lebt, — frei und in Sicherheit —, so hoff’ ich, alsbald heißt Langobardiens König . . . Aichis.“

„Hüte dich,“ warnte der Abt, schein nach der Türe blickend. „Sogar vor meinen Mönchen: — schweige.“

„Wo, wo weilt der Herzog. Er ist also frei?“ fragte Paulus. — „Es gelang ihm, aus der Gefangenschaft, sobald Herrn Rolands Schwertstoß ein wenig geheilt war, zu entspringen und nach Benevent zu entkommen. Herr Karl, den dringende Sorgen nach Hause riefen, — die heidnischen Sachsen sind heerend tief ins Frankenland gedrungen — hat Frieden mit ihm geschlossen und ihn als Herzog von Benevent anerkannt, so lang Aichis sich ruhig verhalte. Wird hoffentlich nicht lange dauern.“ — „Wie? Man sagt, er hat geschworen: — den Untertaneneid!“ mahnte der Abt. — Aichis zuckte die Achseln: „Erzwungener Eid!“ — „Gleichviel!“ — sprach Paulus, „ein Eid! Gott läßt sich nicht spotten. Schon wieder sinnst du Kampf?“ — „Und Vergeltung!“ sprach Aichis, die Faust ballend.

— „Dem Tode kaum entronnen, gewiß durch ein Wunder der Heiligen!“ mahnte der Bruder. „Erzähle! Wie ging dir's nach dem Überfall, wie kamst du hierher?“ — „Nicht durch ein Wunder der Heiligen, durch — einen ganz andern,“ erwiderte Arichis, kopfschüttelnd und tief trinkend. „Lang lag ich, wo ich gefallen war, ohne zu denken. Feind und Freund hielt mich wohl für tot. Als ich zu mir kam, war heißer Mittag: hoch stand die Sonne: ringsum alles hell — aber alles still, grabesstill. Angriff, Flucht und Verfolgung hatte beide Heere seit vielen Stunden weit hinweggeführt: wohl nach Pavia zu. Ich erhob mich — nur ein paar Tote um mich her — darunter nicht, den ich ängstlich suchte, der Herzog! Gott hierfür dankend trachtete ich nun, so schwer es ging — ich war schwach, die Wunde brannte! — möglichst verdeckt vor Franken, die etwa in der Nähe streiften, ein paar Berghöfe von Langobarden zu erreichen, die ich auf den Almen in den mittleren Höhen oberhalb unserer Zelte liegen mußte. Mühsam kletterte ich die steilen Pfade hinan: da plötzlich, hart am Abgrund, verließ mich die Kraft, der Speer, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand und ich stürzte — nach der Rechten hin — tief, tief in den Abgrund.“ — „Bruder, Bruder!“ seufzte Paulus. — „Und unverletzt kamst du unten an?“ forschte der Abt.

„Ja: ich fiel auf tiefen, weichen Schnee: durch ein Wunder der Heiligen, werdet ihr rühmen. Meinethalben, — diesmal! Aber heraus, heraus aus dem schauerlichen Abgrund hat mir geholfen: — ein anderer. Denn nun ergriff mich alsbald die Angst furchtbaren Todes! Ich rutschte auf allen vieren, oder aufrecht stehend tastete ich mit den Händen rings umher an den fast kreisrunden senkrechten Felswänden, die, — wie in einem schmalen Turm von wenig Fuß Breite — mich überall umstarrten:

nirgends, nirgends ein Aufstieg aus der Abgründtiefe, nirgends auch ein Spalt, um seitwärts zu entinnen. Ach, unzähligemale suchte ich alles ab in meinem engen Gefängnis, vergebens strengte ich das Auge an, irgend eine Lücke zu erspähen, stundenlang: — die Sonne war hinter dem hohen Gletscher gesunken —: mich fror: vergebens auch schrie ich — gleichviel, ob Feinde mich hörten, mich fingen! — schrie, bis mir die Stimme versagte: ich sah mich gefangen, rettungslos eingeschlossen in dem schmalen Felsenkerker, nie von Menschenaugen entdeckt: — dem Verschmachten, dem Verhungern preisgegeben!“ — „Bruder, lieber Bruder!“ — „Warum habt Ihr nicht gebetet?“ — „Oh, ich betete, frommer Abt, betete in meiner tödlichen Not heiß, wie wahrlich nie im Leben noch. Ich rief Gott an, den Herrn Christus, Sanct Peter . . .“ — „Auch Sanct Sabinus?“ — „Gewiß, Bruder, unsern Schirmherrn. Ich gelobte ihm eine Kapelle aus all meinem Erb und Eigen zu erbauen. Vergeblich! Ich rief alle Heiligen an, deren Namen ich je vernommen. Umsonst! Umsonst! Ich ward schwächer und schwächer. Verzweifelt warf ich mich in den Schnee, ich schloß die Augen, ich dachte, sie nie wieder aufzuschlagen. Da plötzlich, in dieser furchtbaren Stille, die seit Stunden kein Laut unterbrochen hatte, kein Ton — hör’ ich, hoch über mir, wie vom Himmel her, einen lauten Ruf: ich blide empor: ein Rabe senkt sich krächzend mit regungslos ausgebreiteten Flügeln, langsam, aus Wolkenhöhe, gerade oberhalb meines Hauptes, zu mir herab: ich springe auf: es verschleucht ihn nicht: er läßt sich dicht neben mir nieder, schaut mich an mit seinen runden, klugen, schwarzen Augen, krächzt mir zu und schreitet langsam und feierlich über den Schnee hin — manchmal umblickend, ob ich ihm auch folge? — nach links hin bis vor einen halb mannes hohen, dunkelgrauen Felsblock: auf

dessen Oberspitze flattert er auf und ruft mich nochmal an: ich folge, ich erreiche den Block: nur ganz wenig schwebt der Vogel auf einen höheren Fels empor, wie um mir Platz zu machen: ich schaue ihm nach, ich fasse den Block mit beiden Händen, — da gibt er nach, gleitet langsam links über den Schnee und zeigt mir einen langgestreckten Spalt in der Felswand, in den von der Ausgangsseite das Licht der eben da draußen zu Golde gehenden Sonne fällt: — ein Weg, ein Ausweg! Wodan, jauchzte ich, wegweisender Wodan! Dank dir, glühenden Dank.“

Der Abt schüttelte den Kopf: „Welch heidnischer Aberglaube!“ — „Das war Zufall,“ meinte Paulus. — „Zufall? Wie? Welche Verblendung! Ihr seid verstockt! Zu euern Heiligen-Mirakeln reicht euch viel weniger aus, um daran zu glauben! Und hier! Dem Urahn naht, Wegweisend, rettend, der Wolf, dem Urentel ebenso der Rabe, beide des Waltenden geweihte Tiere —: und das soll Zufall sein? Ei, die Heiligen, zu denen ich schrie, stundenlang, hören mich nicht, aber der alte Schirmer unsrer Sippe, den ich nicht anrufen, rettet mich.“ — „Laßt mich ihm den Wahn austreiben,“ bat Paulus den Abt, der ernst verweisend den Finger hob. „Ich will ihn schon bekehren. Sprich, Bruder, das ward wirklich deine Rettung?“

„Sie ward's! Höre nur! — Ich kroch, gebückt, durch den Spalt, immer dem Licht entgegen. Bald war die Enge zu Ende, die Felsen traten zu beiden Seiten zurück, ein Bergquell rieselte zur Linken herab, in dem und neben dem watete ich, mühsam, aber gefahrlos empor: so erreichte ich den Saumpfad, hoch oben, von dem ich herabgestürzt. B ziemlich nah vor mir erschaute ich einen der Almhöfe, die ich suchte: eilig — der Anblick gab mir schnelle Füße — lief ich darauf zu: da horch! Hoch ob meinem Haupte

wieder der Ruf des Raben: er flog über mir, getreulich folgend. als ich die Gattertüre des Hofzauns öffnete, krächzte der treue Vogel noch mal, wandte sich pfeilschnell um sich selbst und flog stürmisch nach Westen, wo Walbater wohnt, ihm Kunde zu bringen von meiner Rettung: denn, im Westen wölbet sich Walhall: so flüsterte heimlich die Mutter." — „Es ist nicht anzuhören," grollte der Abt. „Genug von dem Federvieh!" „Und gleich auch genug von mir. Die guten Stammgenossen in dem Gehöft nahmen den Schlachtwunden gar mildsinnig auf, labten ihn, pflegten sein, wollten ihn nicht fortlassen, bis die Wunde ganz geheilt. Das aber währte mir zu lang: mich trieb das Herz, nach unfrem Herzog zu forschen, nach Benevent zu eilen, für Frau Adalperga zu kämpfen, tat das Noth." — „Bruder, wacker! Ach beneidenswerter!" — „Aber auf dem Wege dorthin brach die kaum geheilte Wunde wieder auf: ich blieb hilflos liegen auf der staubigen Straße: da fand mich dieser edelherzige Mönch, las mich auf und führte mich — im Sattel kann ich mich noch nicht halten — in seiner eignen Sänfte, führte mich dem verloren geglaubten Bruder zu. Dank ihm von Herzensgrund." — „Nun wollen wir dich ausheilen!" sprach Paulus, ihm die Hand auf die Schulter legend. — „Ja, vorher bin ich ja zu nichts zu gebrauchen. Dann aber flugs nach Benevent!"

V.

In Benevent, im Garten des hochgelegenen Kastells, zugleich Palatiums der langobardischen Herzoge, wandelten wenige Wochen darauf die beiden Arichis, Senior und

Gasindus, in eifrigem Gespräch: nur selten achtend des schönen Ausblicks, den der prachtvoll gelegene Ort über die hohen Felsenwälle hinweg, über die ragenden Pinien und Cypressen des Burgberges hin, auf die vielfachen Windungen der beiden Flüsse, des Calore und des Tamaro, zwischen üppigen Gefilden gewährte. Der Herzog trug den Schwertarm noch in der Binde; es war aber wohl nicht nur der Wunde Schmerz und Fieber, die sein Angesicht gebleicht hatten, das, eingefallen und hager, ein finsterner Ausdruck beherrschte; er blieb oft plötzlich stehen in dem ungleichmäßigen, bald hastigen, bald zagenden Schritt, auf den Gartenwegen, dem der Gasindus zur Linken stets nachgiebig folgte.

„Ja,“ rief der Herr, „wenn alle, wenn nur ein paar Zehntausend dächten, fühlten wie du, Vielgetreuer! Ich würde nur so lange warten, bis dieser Arm wieder heil. Aber es ist, wie wenn ein Zauber diesem Karl alle Herzen zuwendete. Oder ist es nur schnöde Furcht? Es kann nicht sein! Schlachtbewährte Freunde, sobald sie in seiner Nähe geweilt, mahnen, bitten, beschwören mich, nie wieder das Schwert zu heben gegen diesen Mann. Das hielte mich nicht ab, bei Gott! Ich glaube nicht an diesen Zauber, nicht an seine himmlische Sendung. Glaubt er selbst daran? Vielleicht! Dann bildet er sie sich ein! Wenn jedoch dieser Wahn den meisten meiner Krieger das Schwert in die Scheide bannt, dann wirkt der Wahn wie Wahrheit: ein kleines Häuflein treuer Helden aber würd' ich nur ins sichere Verderben führen!“

„Führt mich, wohin Ihr wollt, mein Herzog. Ich folge Euch gern: — auch ins Verderben.“ — „Ich schwanke noch,“ hob der Herzog wieder an, weiter schreitend. „Auch dich hat doch sein Anblick erschüttert?“ — „Ich leugn' es nicht. Nie sah ich seinesgleichen! Aber gleich-

viel, Euch . . ." — „Schweige jetzt. Da kommt die Herzogin: sie darf nichts erfahren von meinen Racheplänen, die sie ohnehin schon leise ahnt, mit Angst und Beben: auch ihr hat dieser Karl es angetan, den sie doch nie gesehen. Und dein frommer Bruder dort an ihrer Seite — wie eifrig sie reden! — der würde wohl . . .?" — „Er ist Euch — und Frau Adalperga! — mit ganzer Seele ergeben, nicht minder als ich wahrlich: er würde für Euch — beide! — sterben ohne Besinnen. Nur eins hält ihn von unsrem Weg fern . . ." — „Nun? Was? Auch Furcht vor Herrn Karl?" — „Mein Paulus kennt nicht Menschenfurcht. Nur der . . . der Eidbruch . . ."

Der Herzog stampfte mit dem Fuß: „Pfaffengeschwätz! Kircheneid! Erzwungener Eid ist kein Eid. Ich schwor, nicht um mich, um mein Volk zu retten vor der Bertretung, in jenem Augenblick der Übermacht des Siegers. Diesen Eid zu brechen, — nicht um meinethwillen, nur um dies mein Volk aus der Fremdherrschaft zu befreien —, besinn' ich mich nicht lange. Ja, wenn es Mannes Ehre wäre, Freundschaft, Dankespflicht! Aber so! Und du — denkst du auch wie dein heiliger Bruder?" — „Ich bin Euer Gefolgsmann und folge meinem Herrn durch Recht und Unrecht: in den Tod, in den Himmel oder in die Hölle: allüberall ist mein Platz an Eurer Schildseite." — „Wackerer! Aber still, da sind sie. — Was habt ihr, das euch so bewegt? Dieses Schreiben da?"

Die Herzogin und Paulus traten nun in das rings offene runde Tempelchen, in das die breiten sich hier kreuzenden Gartenwege mündeten: — einst war es, wie die Inschrift am Altar bezeugte, den Nymphen geweiht gewesen. Während der Mönch vor dem Herzog sich tief verneigte, ließ sich die Frau auf der halbkreisförmigen Marmorbank vor dem halb verfallenen Altar nieder und

reichte dem Gemahl eine kurze Pergament-Schedula: „Ja, das hat uns aufgestört aus unsrem Griechisch Lehren und Lernen. Es ist hoch wichtig für unsern frommen Freund, — auch wohl für andere,“ fügte sie sinnend bei.

Der Herzog nahm: „Ah, ich sehe von Abt Thendemar. Meinem theuern Sohn und Schüler Paulus Heil in Christo. Wichtige, lebenentscheidende Nachricht hab' ich dir zu künden: eben traf ein im Kloster, wo man dich vermutete, ein Beauftragter des großen Frankenkönigs: dieser hat durch den heiligen Vater von deiner — des noch so jugendlichen! — tiefen Gelehrsamkeit, zumal auch in der im Abendlande gar seltenen Kenntniss des Griechischen, vernommen und lädt dich durch Papst Hadrianus ein, in sein Palatium zu Aachen zu eilen, zu jenen zahlreichen Gelehrten, die er dort aus dem ganzen Abendlande um sich geschart. Eine Einladung Herrn Karls lehnt man nicht ab: sie ist Befehl.“ — „So?“ riefen wie aus einem Mund trotzig die beiden Ulrichs. — „Er soll's mit mir versuchen,“ lachte der Gasinde. — „Am liebsten,“ rief der Herzog, „käm' ich nach Aachen, ungeladen, — mit hunderttausend Helmen. Aber laß uns weiter lesen, was der weise Abt darüber zu sagen hat: Gleichwohl, lieber Sohn, enthalte ich mich, dich durch abtherrliches Gebot zu zwingen wie ich dich, den heftig Widerstrebenden, zuletzt flehentlich Bittenden durch Berufung auf dein Gehorsamsgelübde zwang, den Bruder nach Benevent zu begleiten und das Herzogpaar dort aufzusuchen.“ „Ei, ei, Herr Mönch,“ so unterbrach der Herzog die Lesung, „das ist ja wenig schmeichelhaft für uns. Ich dächte, zumal Frau Adalperga hätte Besseres von Euch verdient. Ihr sonntet Euch gar gern in ihrem Glanz, solange sie im Glück thronte im Palast zu Pavia: aber nun, da wir im Schatten . . .“ — „Ja,“ sprach die Frau, mit leise vorwurfsvollem Ton

und einem tiefen Blick der schönen Augen, „es hätte mir fast weh getan, als ich das las.“

Da zuckte es schmerzlich über des Mönches bleiches Antlitz, er zerdrückte eine Träne: seine Lippen bebten, aber er fand kein Wort: nur ganz wenig schüttelte er das Haupt. Aber der Bruder kam ihm zu Hilfe: scharf, gespannt hatte er das wehevolle Ringen des Mönches aus dem bewegten Mienenspiel erkannt und verfolgt: „Nicht also, edles Paar,“ rief er jetzt lebhaft. „Nicht das — wahrlich! — ist der Grund! Keine Seele hängt treuer an euch als die meines Paulus. Aber diese Seele war krank: ist es wohl noch! Unüberwindliche Furcht vor der Welt, Scheu vor den Menschen hat ihn urplötzlich befallen: so wollte er die stille Klosterzelle am Garigliano, die volle Einsamkeit nie mehr verlassen, selbst nicht, um euch beide wieder zu sehen.“ — „Du sprichst wahr,“ nickte der Herzog, wieder in die Cartula blickend, „der Abt schreibt: ‚Ich kenne ja aus deiner wahrhaftigen Beichte die Gründe dieser Weltsehn, deiner Vergrabung in die Einsamkeit. Aber ich mußte die giftige Pflanze der Verzweiflung an der eigenen Willenskraft an ihrer Wurzel ausreißen: du solltest auch jene Augen wieder schauen können, die du vor deiner plötzlichen Weltabkehr zuletzt gesehen: du solltest stark sein, ohne Erschütterung auch diese Menschen — auch diese! — wieder zu sehen ohne Rückfall in Welt-Furcht, in Furcht vor dir selber: du solltest alles Kranke in dir als überwunden mir darweisen und selbst empfinden.‘

Da zog ein schmerzliches Lächeln um die feinen Lippen des Mönches. Sein Bruder seufzte unhörbar: „Armer Paulus!“

Der Herzog las weiter: „Ob du aber schon so weit genesen, dich in den glänzendsten Hof des Abendlands wagen zu wollen, zu können, — das kann ich nicht wissen:

das muß ich dir zu prüfen überlassen. Entscheide. Aber rasch: Herr Karl kennt keinen Aufschub. Der Bote sollte dich flugs aus dem Kloster in das Frankenreich entführen. Der heilige Geist erleuchte dich und führe dich zu der richtigen Wahl.'

Der Herzog warf das Pergament auf den Tisch: in seinen scharfen Augen blitzte leidenschaftlich ein Gedanke auf: den wollte er wohl gern vor allen verbergen, denn er senkte die Wimpern, als er rief: „Versteht sich! du mußt dem Rufe folgen.“

Hoch erstaunt sahen alle drei auf ihn: der Gasindus fand zuerst ein Wort: „Wie, Herr? Der gehaßte Karl will Euch dieses goldtreue Herz entführen und Ihr helft dazu?“ — „Nun, das Herz,“ sprach Frau Adalperga innig, „wird uns wohl bleiben, auch wenn's in Aachen schlägt.“ — Da warf sich der so stumme, verhaltene Mönch ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes: „Dank, hohe Fürstin, für dies Wort, für das Vertrauen: — es heilt gar viele Wunden.“ Er erhob sich rasch: „Aber wie sollte ich das Menschengewimmel am Hof Herrn Karls ertragen, ich, der nur gezwungen aus der Cella sogar hierher ging?“

Einstweilen hatte der Herzog seinen Gasindus am Arm ergriffen, aus dem Tempel geführt und in sein Ohr geflüstert.

„Ich verstehe,“ erwiderte der: „Ja, das ist . . .“ — „Schweig! Höre weiter! Er soll, er darf ja gar nicht merken, was wir durch ihn erkunden wollen. Aber wenn er uns alles von dort berichtet, dann . . .“ Und er ging mit ihm ein paar Schritte rund um den Tempel.

„Also,“ sprach Adalperga zu ihrem Freund und sah ihm eindringend in die Augen, „Ihr werdet nein sagen, obwohl der Herzog es wünscht?“ — „Ich sage nein.“ —

Da erhob sie sich von der Bank, trat einen Schritt näher, legte leicht — nur einen Augenblick — die Rechte auf seine Schulter: er erbehte. „Auch, wenn ich es wünsche, wenn ich Euch darum bitte?“ — „Adalp . . . Frau Herzogin! Ihr mich bitten — mich!“ — „Hört den Grund. Jeder Mensch soll dahin eilen, wo er seinen Freunden — und Ihr seid unser Freund, ich weiß es! — am meisten nützen kann: das ist für uns ein Freund dort: — am Hof Herrn Karls. Verachtet, — aber schweigt gegen alle, auch gegen meinen Gemahl! es ist das erste Geheimnis, das ich vor ihm hehle! — ich ahne, ach nein: ich weiß: der Herzog sinnt auf — — Bruch mit Herrn Karl.“ — „Da sei Gott vor!“ flüsterte Paulus und erbleichte. „Sein Schwur!“ — „Eidbruch! Auch ich zittre davor. Ich fürchte, ich kann den Rachezorn meines Vaters nicht zurückhalten, sobald er sich stark genug wähnt. Er rennt sich, — uns alle ins Verderben. Dann, dann ist mir von höchstem Wert ein Fürsprecher am Hof, ein Freund, ein Liebling des Siegers: — denn das werdet Ihr so sicher werden wie aller Menschen Liebling mit Eurem goldnen reinen Herzen.“ — Des Mönches Antlitz verklärte ein edler Glanz: „Zwar wird das mir nie zuteil werden! Aber schon der Gedanke, daß Ihr daran glaubt, und daß Ihr wünscht . . .! Ich verspreche Euch, vermag ich es, so rette ich Euren Gemahl aus jeder Gefahr — um jeden Preis!“

Da traten die beiden Männer wieder in das Tempelrund: der Gasinde flüsterte noch auf den Stufen: „Es wäre freilich gar wertvoll. Aber er geht nicht hin.“ — „Wer weiß! Wir sind alle ehrgeizig. — Nun, Pause, wie steht's? Muß ich Euch Gründe nennen? Sagt Ihr noch immer Nein?“ — „Ich sage: Ja. Die Frau Herzogin hat mich befehrt: ich gehe an den Hof Herrn Karls, weil

ich — vielleicht — dort Gutes wirken kann.“ — „Treßlich,“ rief der Herzog mit einem triumphierenden Blick auf seinen Gefolgsmann. „Jedenfalls Besseres als in der Klosterzelle. Und ganz anderes!“

VI.

„Seinem hochhehrwürdigen Vater und Herrn Theudemar dem Abt, Paulus, Warnefrids Sohn, der Mönch.

Hätt' ich auch nicht versprochen, Euch, dem hohen Paar zu Benevent und meinem herzogeliebten Bruder oft und ausführlich Nachricht zu schreiben von all' dem, was ich seit unserer Trennung erlebt und erfahren im Reiche der Franken, es würde mich das Herz dazu zwingen, die Fülle, die überwältigende Fülle der Dinge, die es bewegen, die es zu sprengen drohen, vor Euch auszuschütten. Es ist eine Welt der Wunder, in der ich lebe: aber das Wunderbarste der Wunder ist er, der Unvergleichliche, der Unschilderbare: ist Herr Karl!

Ich weiß, hoher Herzog, diese Worte wecken Euren Born: aber ich muß der Wahrheit Zeugnis geben: ja, ich muß: es ist Pflicht: denn lernt Ihr die Wahrheit über diesen Mann, den Unbezwinglichen, dann müssen Euch jene Gedanken vergehen, jene Hoffnungen siegreichen Kampfes wider ihn, die Euch im geheimen bewegen: — kenn' ich doch Euren troßgemuten Heldensinn. Ich flehe Euch an, zu Eurem, Eures Hauses, unseres Volkes Heil: — gebt sie auf, jene Hoffnungen, verseucht sie für immer, fügt Euch in das von Gott Gewollte. Ja, von Gott, nicht von jenem Sterblichen. Denn fest wie all' sein Volk, wie er selbst glaube ich: Herr Karl ist Gottes des Herrn

auserkorenes Rüstzeug, seine Kirche zu beschirmen, seinen Namen auszubreiten unter den Heiden, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: ich glaub' es, was seine Völker, was auch seine Feinde raunen: der Engel des Herrn schwebt zu seinen Häupten Tag und Nacht: von seinen Augen strahlt ein Glanz, erhaben, blendend und doch so herzugewinnend durch eine wunderbar warme Güte der Seele. Ihn schildern, das kann niemand: erleben muß man ihn!

Ich sah ihn zuerst in Poitiers, wohin mein treuer Begleiter, Bischof Constantius von Chur, mich über Aosta, Lyon und Limoges zu ihm führte: der Herrscher brachte dort mit eigner milder Hand Hilfe den schwer durch Mißwachs, Hunger und Hunger-Seuche getroffenen Provinzialen: ich traf ihn in der fieberverpesteten Hütte eines armen Winzers; die Ärzte scheuten die Ansteckung, er nicht. Er richtete sich auf von dem Lager des Kranken, über das er sich gebeugt hatte, und sah mich lang an mit seinen großen, die Seele durchdringenden Augen: dann lächelte er, reichte mir die mächtige Hand und sprach: „Mönchlein, du gefällst mir: in dir ist kein Falsch. Aber zu wenig Blut. Bring du uns dem Himmel näher, — wir wollen dich, du bleicher Geist, der Erde näher bringen.“

Von Stund an war mein Herz, mein Geist, mein Wille sein eigen! Wir blieben in Poitiers, bis die Seuche erloschen und der mitgeführte Geldvorrat ausgespendet war, dann begleitete ich den König quer durch Gallien gegen den großen Rheinstrom hin und in seine dortigen Willen zu Metz, Diedenhofen, Düren, endlich hierher, in das große Palatium zu Aachen! Hier erst, in seiner wahren Heimat-Pfalz, ging mir das ganze Wesen des Mannes auf und seine Größe! Nicht das Gedränge der Gesandten all' der Fürsten und Völker, die seine Gunst suchten, vom heiligen

Vater bis zum Sultan Arraschid zu Bagdad, von den dänischen, angelsächsischen, den asturischen Königen bis zu den Boten des Kaisers aus Byzanz, — nicht die Geschenke, die Schatzungen, welche sie huldigend ihm zu Füßen legen, erregen mein bewundernd Staunen, — nein, die väterliche Liebe, mit der er unermüdet der Bedrängten, der Armen, der Hilfslosen in seinem weiten Reiche gedenkt. In der Nacht springt er vom Lager und schreibt den Namen eines kleinen Bauern fern in den Alpen Bajuvariens am Inn oder an der Loisach, dessen Hilferuf gegen den gräßlichen Unterdrücker noch nicht erhört ist, auf seine schlichte Gedenktafel von Schiefer, er, der schreckliche Schlachtenschlager, der ‚eiserne Karl‘, er trägt in der Brust das gütigste Herz.

Und sein Geist! Er hat mich gewürdigt der Aufnahme in den Kreis von weisen Meistern, die seinen Hof zu einer hohen Schule machen. Hier lerne ich von dem ernstesten Angelsachsen Alkuin, von dem wir ja alle zu lernen haben, hier traf ich den Landsmann Petrus von Pisa, hier den edlen Götten, den Schönheitdurstigen und Schönheitsspendenden Theodulf von Orleans. Und mit so vielen andern noch darf ich Unwürdiger wie mit meinesgleichen verkehren! Und ganz wie einer von uns lebt und forscht und tafelt und scherzt mit uns auch der mächtigste Herrscher des Abendlands, er neckt und läßt sich necken in Prosa und Gedicht, der ‚David‘ dieser Tafelrunde, wie wir ihn, jeden Titel und Hofzwang meidend, nennen müssen: wie Alkuin Horatius Flaccus ist Angilbert, des Herrschers vertrautester Rat, Homer und der junge liebenswerte Einhart — auch manche Jungfrau des Hofes findet ihn so! — heißt gar Belesseel nach dem kunstreichen Baumeister der Stiftshütte, weil der Kluge, Feine gar kunstverständlich ist in allerlei Bauwerk. Der ist mir von allen der Liebste, meiner Seele der Nächste geworden.

„Wie sie wohl meinen Paulus getauft haben?“ forcht hier mein neugierig Bräuderlein. Ei seltsam genug! Am dritten Abend unsrer Tafelrunde stieß sich Freund Einhart an dem einzigen ‚Ungetauften‘ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der sah mir ernsthaft ins Gesicht, dann lächelte er: „nun reichlich — reichlicher als mit Fett und Muskeln! — hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Nase. „Ovidius Naso“ wollen wir ihn nennen.“

Alle stimmten laut lachend bei und Einhart meinte: „Aber die ars amandi müßte er wohl erst lernen, um sie zu lehren.“ Da lachten sie alle noch lärmender. Ich aber schwieg und dachte: ist das eine Kunst? Ich meine, lieben ist nicht eine Kunst, ist eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch nicht lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! — Nicht müde wird der Herrscher bis in die späte Nacht, uns zu fragen, sich zu belehren. Und mich hat er — die hohe Fürstin hat beschämend richtig geweissagt! — gar bald tief in sein großes Herz geschlossen: auch wenn es nicht Freund Einhart und dessen gar eifrige Schülerin, die schöne Königstochter Emma, versicherten, — ich merke es mit glückseligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernst und Scherz.

Gestern bei der Abendtafel lobte ich die persischen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geschenk gesandt aus seinem Garten am Tiber: als ich spät Nachts heim komme in mein *hospitium* neben dem Palast, finde ich sechs der schönsten mit einem Zettel: „sie seien nicht geschenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühstück müsse ich die fertig vorlesen“. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraut, denn Theodulf und Angilbert dichten schön, aber richten scharf. Nun, sie waren alle zufrieden. — Die

hohe Fürstin gedenkt vielleicht noch der Verse, die sie mir zuweilen auftrug in Pavia: — ach, die waren doch viel besser. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der schönen Tage am Tessin! — —

Dieser Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein solches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigste zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung: manche beneiden sie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei seinem Ankleiden, dem nur die Vertrauesten beizuhocken dürfen: — er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in schlafloser Nachtstunde gekommen, — lachte mich an mit seinem sonnigen Lachen und sprach: „Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein schön Töchterlein, ist verlobt mit Constantin, dem Sohn des Kaisers Leo zu Byzanz. Zu Ostern bring' ich sie mit großem Geleit nach Rom: von dort schiffst sie sich ein nach Byzanz: so soll ein Sproß unsres Königshauses auch die Kaiserkrone tragen: bei Sanct Denis, wir sind es wert —! Würdiger als mancher dieser „Romäer“ da drüben würde mancher von uns heißen: »Imperator Romanorum«. Aber genug hiervon. Nun, soll schön Rothtrud über Griechen herrschen, muß sie ihres Volkes Sprache verstehn: denn sie soll nicht, wie jene byzantinischen „Imperatrices“, die sie auf Goldgrund malen, steif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emsige Hausfrau des Herrscherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildegard — Gott segne sie alle Stund' und führe sie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! — soll meine

Tochter da drüben walten, die Tränen der Bedrängten trocknen, ihre Klagen stillen: dazu muß sie aber diese Klagen verstehen: griechisch muß sie lernen! Nun hat zwar der Imperator auf mein dringend Verlangen — er selbst und sein Sohn waren — seltsamerweise! — gar nicht auf den Gedanken gekommen, was doch mehr ihre als meine Sache! — mir zwei feine Griechen seines Palastes geschickt — in prahlerisch prunkenden Seiden-Gewanden: nahm sie neulich mit auf die Saujagd in die Ardennen, wußte, es werde regnen — da lachte er so recht fröhlich vor sich hin — regnete auch: tüchtig wurden sie naß bis in ihre feine „romäische“ Haut, die Seidenseßen verschrumpften. — Einen Alten und einen Jungen: der Alte ist mir aber zu alt d. h. zu langweilig: wohnte neulich einer Lehrstunde bei, schlief ein nach einer halben! — auch mag ich nicht den bösen Falschblick seiner Augen; der Junge aber — Agathon heißt er — ist mir zu jung: meine Rothtrud ist gar schön! Nun schlief ich ein in Sorge darüber, wer mir wohl die beiden Griechen ersetze? Und im Traum tratest du an mein Bett, du mein Panle, mit deinem lieben, nur allzubleichen Gesicht und sprachst: „Herr König, ich kann gut griechisch. Und ich bin treu, nicht falsch. Und jung zwar bin auch ich, aber ich bin Sanct Benediktus zu eigen.“ Da sprang ich vom Pfühl und schrieb quer über meine ganze Tafel und alles, was schon darauf stand — da sieh her! — „Paulus der Mönch lehrt sie griechisch!“ Und so soll's werden! Wenn du willst, heißt das. Willst du? Ist dir schön Rothtrud nicht zu schön? lachte er. Ich neigte mich und sprach gerührt: „mit Freuden will ich.“ Denn Fürstin Rothtrud ist mir nicht zu schön. — —

Nun hat der Unterricht seit einigen Tagen begonnen. Ich staune: ein paar Wochen hat sie der alte Elifäus schon gequält: und was hat sie gelernt? Nichts! Gar nichts! Und dabei ist die junge Fürstin hellen Geistes, raschen Verstandes und hat ein wunderbares Gedächtnis. Aber freilich, erwäge ich ihr ganzes Verhalten bei meinen weisen Lehren, so begreif' ich ihr Nichtwissen, wenn sie's mit dem Alten ebenso getrieben hat. Sie hört mir zu, engelgeduldig: nur denkt sie einstweilen offenbar an etwas ganz anderes! Dabei lächelt sie immer vor sich hin, zuweilen mutwillig, so daß ich meinte, sie lache mich aus: aber nein, denn meist ist es ein still seliges vor sich hin Sinnen und Lächeln, ein beneidenswertes, geheimes Glück verratend. Auf Mädchenlächeln aber, auf Mädchen überhaupt versteh' ich mich gar nicht, o Fürstin Adalperga!

Am Schluß der heutigen Stunde — jetzt eben — hörte ich etwas, das gewiß den Schlüssel des Geheimnisses birgt: leider verstand ich zu wenig davon. Fürstin Emma, die den Stunden bewohnt — sie schreibt dabei gar eifrig an den Übersetzungen ins Latein, die ihr Freund Einhart aufgibt — flüsterte der Schwester beim Hinausgehen etwas zu — ich nahm gerade in der Ecke meinen schwarzen Mantel um, aber ein wenig hörte ich doch: — es war offenbar eine Mahnung, merkfamer zu sein, ihre schriftliche Aufgabe fleißiger zu machen: da antwortete Rothtrudens metallische, glöckereine, aber auch glöckentiefe Stimme: 'Ach was! Verne du nur weiter bei deinem Einhart und kümmerge dich nicht um mich. Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich jemals den Griechenprinzen nehme?' Und lachend schwebte sie hinaus. — Was soll das heißen? Den König, den ganzen Hof, mich zum besten haben?

Allgütiger Gott! Dank den Heiligen, daß sie mich unwürdig Werkzeug wählten, ein schändliches Verbrechen zu verhindern! Kaum hatte ich heut' in aller Frühe mein Morgengebet vollendet, als an mein schmales Kämmerlein gepocht wurde und herein trat zu meinem höchsten Staunen meine fürstliche Schülerin, ehrerbietig gefolgt von einem gar stattlichen, schönen Herrn: ich kannte ihn gut, es ist ihr Marijstall, Graf Morich von Maine, einer der prächtigsten von unsren — d. h. von des Königs! — Palatinen. Die Jungfrau hob an: ‚Verzeiht, mein weißer Lehrer, den Verdruß, den Euch die ungelehrige Schülerin gemacht hat. Die Schule ist aus, denk' ich: zu ihrem, aber auch zu Eurem Heil. Sprecht, Graf von Maine.‘ Und den traf ein kurzer Blick, welchen wohl andres noch als Dank durchglühte, — soviel verstehe sogar ich von Mädchenblicken.

Der Graf neigte sich höfisch vor mir geringem Mönch und begann: ‚Mein ganzer Dienst, all meine Treue und Sorge ist Fürstin Rothtrud geweiht und wird es bleiben mein Leben lang. Unleidlich war mir von je der Gedanke, die Herrliche dem falschen Byzanz anzuvertrauen, und einem — ich weiß es! — ungeliebten Mann. Mit Argwohn beobachtete ich von Anfang an die beiden Griechen, zumal Elisäus: mir fiel auf, daß sie, sowie ein weiterer Gesandter vom Kaiser eintraf, geheim tuschelten, sich Nachts heimlich besuchten und besprachen. Gestern nun — Ihr wißt es — kam wieder ein Bote aus Byzanz mit allerlei Schreiben — an den König, die Königin, Fürstin Rothtrud, — die offen übergeben wurden: es stand — wie gewöhnlich — nichts drin als griechischer Wind. Nach dem Nachtmahl sah ich Elisäus und Agathon durch den Palastgarten nach ihrem Hospitium schreiten, in eifrigstem Flüstergespräch, in hitziger Erregung offenbar: ich folgte

ihnen leise: die mond- und sternenlose Nacht, das Dunkel der hohen Bäume verbarg mich. da hörte ich, — als Gesandter des Herrn in Byzanz hab' ich zwar nicht die Sprache schreiben oder sprechen, wohl aber ein wenig verstehen, auch etwas buchstabieren, gelernt, — wie der Alte zu dem Jungen sprach: er war des Weines voll, wankte im Gang und zitterte an den Händen: „Jetzt ist das Netz gespannt, alles verabredet! Drum gönnte ich mir ein paar Becher Falerner mehr denn heute erhielt ich, durch den Boten des Kaisers, von dem Protonotar die geheime Meldung, — hier im Gürtel barg ich sie“ — er klopfte darauf — „schön Rothtrud ist schon so gut wie gefangen im Meerturm am Bosporus. Wehe diesen Barbaren!“ Damit erschloß er die Haustür ihres Hospitiums: ich wollte herzuspringen, — ihn fassen: aber da sah ich in dem Licht, das aus dem geöffneten Gang strahlte, etwas Weißes auf die Erde gleiten: wie er den Schlüssel in der Gürteltasche suchte, war ihm das Schreiben herausgeglitten, so hoffte ich: und so war es. Ich raffte es auf, lief in den Hof des Palastes zurück, wo in dem Thor die Pechfadel brennt und laß, — ach wollte lesen! Es waren zwar griechische Buchstaben, aber in einer Geheimschrift — von niemand zu entziffern, schloß er seufzend.

„So fürchtete mein Freund,“ fiel die Jungfrau rasch ein. „Als er aber heut' in aller Frühe — er hat täglich mit mir auszureiten!“ erklärte sie ein wenig erröthend — „s ist sein Amt! — mir vom Kopf herab die Rolle reichte, — da gedacht' ich, wie Ihr, gütevoller Lehrer, der Schülerin auch von jenen Geheimschriften der Griechen gesprochen, jenen, — wie heißen sie doch?“ — „Formatæ.“ — „Und wie Euer großer Lehrer — wie hieß er doch?“ — „Flavianus!“ — „Jawohl, — Gott segne Flavianus! — Euch auch eine Anzahl solcher byzantinischer Geheimschriften ent-

ziffern gelehrt habe. Geben die Heiligen, daß diese darunter war!' Und sie zog aus dem Busen den zerknitterten Papyrus und reichte ihn mir mit zitternder Hand.

Ich sah hinein: ‚Gelobt sei der Herr,‘ rief ich, ja, das kann ich lesen.‘ Und ich las: — und erschrak bis zum Tode: der Herzschlag stockte mir: ‚das — das ist teuflisch!‘ sprach ich dann. ‚Auf, zu Herrn Karl.‘

Als bald standen wir vor ihm, der Graf wiederholte dem Staunenden seinen Bericht, der König sah in den Papyrus: ‚das ist die Schrift des Protonotars,‘ sprach er. Ich aber las mit oft versagender Stimme: ‚Ein Dämon muß diese Barbaren betört haben zu dem Wahne, der Basileus der Romäer werde seinen Sohn vermählen mit dem Kind dieses Räuberkönigs, der uns die schönsten Provinzen Italias entriß. Der plumpe Bär ging in die seiner Eitelkeit gestellte Falle. Sowie das Püppchen in Byzanz gelandet, — in den tiefsten Turm mit ihr als Geißel. Und nicht eher — bei des Kaisers Haupt! — soll sie das Licht der Sonne wieder schauen, bis ihr Vater all' seinen Raub: Rom, Ravenna, ganz Italien, Istrien, Dalmatien herausgegeben hat. Droht er mit Krieg, so lachen wir: er hat ja nicht zehn Schiffe! Und schön Rothtrud hat nur eine Nase und nur zwei Augen.‘

Da stieß Herr Karl einen Schrei aus, wie ich im Leben nie gehört, nicht wie ein Mann, — wie ein edles, todwund getroffenes Tier. Dann ballte er beide Fäuste, reckte sie gen Himmel, einen furchtbaren Fluch zu stammeln: aber sieh: er fluchte nicht: plötzlich, wie blitzgetroffen, sank er auf beide Kniee, faltete die eben grimm geballten Fäuste zum Gebet und sprach: ‚Herr mein Gott, ich danke dir. Ich danke dir für deine wunderhafte Gnade, mit der du mein armes Kind gerettet hast. Ich danke dir, Herr mein

Gott! All' mein Leben sei dir ein Dank für diese Stunde.'
 Seht, das ist Herr Karl.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben, meine Seele zitterte zu stark. Ich fahre erst heute fort. Die beiden Griechen wurden gefangen gesetzt: mit der Folter bedroht, bestätigten sie alles, was der Brief enthielt. Der König wollte beide zum Tode verurteilen und hinrichten lassen: aber die Frau Königin Hildegard auf ihrem Krankenbett — sie ist ein Engel auf Erden! — erbat beider Leben als Dank für die Rettung der Tochter. So wurden sie in Fesseln nach Italien geschickt, um eingeschifft zu werden nach Byzanz, dorthin die Kriegserklärung König Karls zu tragen. Aber lange vor ihrer Ankunft, mein' ich, werden die Kaiserlichen in unsrem Vaterland die Rache Herrn Karls verspüren: er hat das ganze Heer der Franken angeboten von der Avarenmark bis Barcelona, von der Eider bis an den Tiber. Italiens Erde wird gar bald dröhnen unter dem Fußtritt ungezählter Scharen: bei deren Anblick wird wohl jedermann — hört ihr's? jedermann! — den Gedanken an Widerstand gegen Herrn Karl aufgeben.

In eurer Güte, hohes Herzogpaar und Herr Abt und in deiner brüderlichen Liebe, mein Ulrichs, werdet ihr nun vielleicht fragen, wie es in diesen gewaltigen Weltmeerwogen das Schifflein des Mönches Paulus getragen hat?

Zuerst kam mir als Dank meines verdienstlosen Verdienstes eine gar liebliche Herzensfreude: am Abend desselben Tages pochte es wieder an die Thür meines Kämmerleins und herein traten wieder Fürstin Rothtrud und der

Marisfalk, aber diesmal Hand in Hand: und mit strahlendem Antlitz — da war sie wirklich schön, Frau Fürstin, das sah selbst ich! — sprach sie: „o Mönch Paulus des Warnefried Sohn, kurze Zeit mein Lehrer, aber mein Freund alle Zeit meines Lebens, hab den Dank der Geretteten. Und verzeiht der Schülerin, daß sie so unaufmerksam war und lachte statt zu lernen. Wisset, ich war entschlossen, nie des Kaisersohns zu werden. Nach Byzanz hätten sie mich wohl führen können, aber nie in seine Arme. Denn“ — und hier errötete sie wieder und stockte eine Weile, aber gar nicht lange — dann fuhr sie freudestrahlend fort — „denn ich liebe einen andern: stolz sag’ ich’s: — diesen da! Und der lieben Mutter hab’ ich’s heut an ihrem Bette gestehen wollen: aber die hat gelacht und gemeint, „das weiß ich viel länger als du. Und ich habe,“ fuhr die goldene Mutter fort, „heute dem Vater das Wort abgenommen, daß er nie eines meiner Mädchen ungeliebtem Manne gibt. Und er wird’s halten.“ Und all’ das sag ich Euch, Mönch Paulus, unter allen am Hof ganz allein, weil ich weiß, es erfreut Euch, wenn Ihr auch gar nichts davon habt, denn Ihr habt ein . . .“ da sagte sie was von meinem Herzen. „Mein Vater kann und wird Euch lohnen mit Ehren und Gütern“ — als ob Sankt Benedikts Schüler das annehmen dürfte! aber die Glückliche dachte nicht daran! — „ich aber lohn’ Euch so.“ Und eh’ ich mich’s versah, faßte mich die Hochgewachsene an beiden Schultern und küßte mich mitten auf die Stirn. Ich beichte, Vater Theudemar, aber es geschah ohne, ja wider meinen Willen. Und es ist der erste Weibeskuß, den ich, seit die Mutter starb, empfangen.

„Aber,“ fuhr sie fort, „neben diesem weltlichen Mädchen dank — der Graf ist nicht eifersüchtig, nicht, Rorich? — nehmt hier ein heilig Andenken: zierlich in Gold gefaßt

einen Splitter vom Kreuze Christi. Harun Arraschid hat ihn mir geschickt: der gute Heide meinte, das Kleinod bringt Glück in der Liebe. Nun, das braucht es uns nicht noch zu bringen — nicht, Herr Mariskall? — und Euch darf es nichts der Art bringen! — aber Alkuin lehrt, es gibt Kraft der Entsagung und die kann ein Mönch brauchen.' Da trat Graf Rorich vor, gab mir die Hand und sprach: 'Und, Mönchlein, willst du mal einem Wunsche nicht entsagen, — hier ist ein Schwert, das soll dir ihn erkämpfen. Und ein treu ergebener Wille, der dir gerne dient.'

Und Herr Karl, so werdet ihr jetzt wohl fragen — wie hat er den Zufall — nicht wahrlich das Verdienst! — des Mönches belohnt? Hört nur, wie überreich! Früh am andern Morgen ließ er mich rufen. Ich hatte kurze Zeit auf ihn zu warten in einem Empfangsaal, den ich noch nie betreten: da sah ich denn jenes angebliche Wunderwerk, das ihm, wie die Leute fabeln, Gott der Herr selbst aus seinem Himmel durch zwei Engel hat heruntertragen lassen: nämlich auf hohem Gestell von Alabastron eine mächtige Goldscheibe, darstellend den ganzen Erdkreis, mit allen Meeren und Strömen — die aus Silber! — mit allen Inseln und Gebirgen, allen Ländern mit ihren wichtigsten Städten — diese aus allerlei Perlen und Edelsteinen: so fand ich gleich Pavia, — wie suchte ich es! — Benevent, Triaul, Aachen. Diese Scheibe wirkt das Wunder, — so flüstern die Leute, — daß, wo immer in einem Ort seines Reiches die Mark vom Feinde verlegt oder auch im Innern Aufruhr erhoben wird, da — an dieser Stelle, — ein leises Klingen von Innen heraus ertönt, so daß Herr Karl sofort, ehe die Feinde das für möglich halten, die Gefahr erkennen und seine raschen

‚Scarae‘ dahin werfen mag. So erklären es sich die Menschen, daß er jede Gefahr in seinem weiten Reich so rasch entdeckt, so rasch und unfehlbar abwendet. Aber die Sage mag eine Warnung sein für alle, die Erhebung planen gegen Herrn Karl: wie ich so einsam neben der Scheibe stand, war mir, ich höre aus ihr ein leises Klingen: — aus der Gegend von Benevent. — — —

Als bald sprangen die Doppeltüren des marmorgetäfelten Saales auf und herein schritt aus dem Innern des Palastes gerade auf mich zu Herr Karl, aber nicht allein, gefolgt von gar vielen Geistlichen und Weltgroßen des Hofes: ich erkannte den wackern Helden Gerold von Bayern, — den Bruder der Königin, — den Markgrafen Roland von Bretagne, des Königs Neffen, und den von ihm unzertrennlichen Vizcomes Oliver von Viane, den Markgrafen Erich von Friaul, den Grafen Wilhelm von Orange, Bischof Arn von Salzburg.

Dann alle die trauten Genossen unserer ‚Akademia‘, wie uns Meister Alkuin neulich taufte: ihn selbst, Einhart, Angilbert, Petrus, Theodulf und die andern: der Graf von Maine lächelte mir zu und legte den Finger auf den Mund: — unnötige Sorge!

Als sich der Halbkreis hinter ihm geordnet hatte, sprach Herr Karl und sein Auge leuchtete mich an, daß in das meine die Träne der Rührung trat: ‚Sohn Barnefrids, Paule, mein Liebling: all diese meine Getreuen wissen, welch großen Dank ich und mein Haus dir schulden. Nie kann ich dir vergelten. Aber alle Welt soll wissen und vor allem mein Hof und mein Reich, wie tief ich solche Dankespflicht empfinde. Dem Mönch darf ich nicht Alod, nicht Beneficium bieten, nicht Gold noch köstlich Gewaffen noch weltlich Amt in Hof oder Reich: lebst und webst du doch im Geistlichen, in der Kirche: aber in diesem deinem

kirchlichen Stand stehst du mir lang schon viel zu niedrig: auf meinen Wunsch wird dich der gute Herr von Salzburg — siehst du, dort steht er! — gar geschwind mit rascher Häufung der niedern Grade zum Diakonus weihen an meiner Stiftskirche zu Aachen, und ‚Paulus Diakonus‘ soll fortab dein Ehren-Name lauten, von deinem König dir verliehen. Doch mehr: gern möcht’ ich dich für immer um mich haben: dein Abt Theudemar gibt dich gewiß aus seinem Kloster frei, verlangen wir das beide: und so sollst du — bei deiner Jugend noch unter meinem Archicapellanus — mein Capellanus werden und fortab dienen, leben und wohnen in der Capella meines Palatiums. Sprich, willst du das, mein Sohn?’

Mich überwältigte fast die Rührung: ach, neben dem Dank für soviel Güte ward das Heimweh so übermächtig in mir, die Sehnsucht nach euch, ihr Hohen und Lieben, in der Heimat, die Sehnsucht nach meiner stillen Zelle am Garigliano, nach dem gütigen, weisen Abt, nach dem treuen Bruder, ja auch nach den Pinien und Cypressen des Schloßgartens von Benevent, daß meine ganze Seele erschrak bei dem Gedanken, mein Leben lang von dort, von euch verbannt zu sein: so sagte ich mir ein Herz — es war nicht leicht, so reiche Güte auszuschlagen! — und sprach: ‚Nein, Herr König! Ich danke dir vom Grund der Seele: aber meine Stätte ist nicht hier, nicht in Glanz und Lärm der Welt, sie ist in meiner Heimat, in meinem Kloster, in meiner Zelle: dorthin laß mich zurückkehren: dort will ich ein großes Werk, das Werk meines Lebens schreiben: du und Fürstin Rothtrud ihr braucht mein Griechisch nicht mehr.‘

Ein leicht Gewölk flog über seine klare Stirn, doch freundlich sprach er: ‚Ich hab’s gefürchtet, denn ich kenne deine stille Seele. Ein großes Werk? Ich ahne: du

sprachst davon. Mag's sein! Aber die Flucht von mir hinweg wird wohl nicht eilen. Den Capellanus schlugst du aus —: so erbitte dir irgend eine andere Gnade von mir: denn den Diaconat gibt dir die heilige Kirche. Wähle! Wünsche!

„Herr König, ich habe keinen Wunsch.“

„Wohl, jezt, für dich. Aber — nach deines Herzens Art! — etwa für andere.“

Ich sann nach: da fiel mir ein, wie's mich erschüttert hatte, als ich jüngst — von ungefähr war ich dazu gekommen auf dem Marktplatz von Aachen — einen zum Tod Verurtheilten — wegen infidelitas — zum Galgen schleifen sah: er sträubte sich mit allen Kräften, er wand die Glieder in seinen Ketten, die Todesangst stand auf seinem Gesicht: — es war grauenhaft! „Wohlan, Herr König,“ rief ich kurz entschlossen, „so gewährt mir eine Freibitte, wie sie bei mir daheim in Langobardien zuweilen Abten oder Äbtissinnen verliehen wird.“

„Freibitte? Für wen? Von was?“

„Für einen Verurtheilten: — vom Tode.“

Der König stuzte einen Augenblick: er sann nach: „hm,“ meinte er, „sonderbar. Recht sonderbar! Aber nein doch: echt christlich, und echt priesterlich. Auch das ist ganz mein Paulus, drum gefällt's mir. So sei's! Aber höre,“ lächelte er, drohend den Zeigefinger hehend, „nur einmal! Und nur einen! Dein Erbarmen wär' im stande, einen ganzen Schlachthausen treubruchiger Sachsen freizubitten. Nur ein Leben! Und nun, nimm hier, vor seinem ganzen Hof, deines Königs Dank!“

Und er schritt an mich heran und küßte mich auf beide Wangen. Mir schwindelte. Ich entzog mich dem Händedruck der andern, eilte in mein Kämmerlein, warf mich auf die Knie, dankte inbrünstig Gott und weinte, weinte, weinte.

„Ach, meine Seele, meine undankbare Seele, war nicht hier: — in heißer Sehnsucht war sie bei euch.“

VII.

Als der Herzog von Benevent den langen Brief — Abt Theudemar hatte ihn selbst gebracht — laut zu Ende gelesen, warf er ihn unmutig auf den runden Marmortisch des kleinen Gartentempels und winkte Ulrichs, ihm ins Freie zu folgen. Adalperga nahm das Schreiben sorglich auf: sie wischte die feuchten Augen und sprach zu dem Abt: „Was für ein Herz!“ — „Ja, wahrlich! — Und wenn Ihr es erst kenntet wie ich.“ — „Wer so gut ist, der muß doch glücklich sein, nicht, ehrwürdiger Vater?“ — „Wohl, wohl, edle Frau, das sollte so sein. Allein . . . Ihr seid so gut wie Paulus und doch . . .“

„Ich wäre ganz glücklich, quälte mich nicht die Sorge um den Herzog. Ach, und um das Kind unter meinem Herzen, das in so schwerer Zeit in die Welt hineinwachsen soll. Aber vielleicht war es ohne Grund oder doch ist es jetzt ohne Grund: unser Paulus hat mir in diesem Brief eine Last von der Seele genommen. Habt Ihr beachtet seine wiederholte, scharfe Warnung an den Herzog? — Jetzt — nachdem er das ganze Heer des Reiches auf dem Wege nach Italien weiß, — jetzt kann doch mein Gemahl nicht an Empörung denken?“

„Wir wollen's hoffen,“ erwiderte der Bischof. „Es wäre Wahnsinn. — Aber gebt mir Urlaub, hohe Frau, ich muß noch heute den Rückweg in mein Kloster antreten: es darf nicht verwaist stehen: wirre Gerüchte von Unruhen,

von Ansammlung Gewaffneter — ziemlich in der Nähe — schwirren durch die Luft: da darf der Vater nicht den Söhnen fehlen. Schreibt dem lieben Diakon, schreibt ihm bald: und schreibt — selbst: Ihr wißt nicht, wie ihm das wohl tun wird.“

„Gern,“ sprach die Frau, sich erhebend. „Obzwar ich nicht verstehe, was der Fromme und Viel-Gelehrte hat von dem Brief einer sorgenschweren Frau.“

VIII.

Mit hastigen, ungleichen Schritten durchmaß der Herzog die schmalen Gartenwege, zuweilen blieb er stehen und riß an einem Zweig, der den Pfad verengte; ernst, schweigend schritt Arichis neben ihm her. Außer Hörweite von dem Tempel, sprach der Fürst: „Diese törichten Warnungen! Sie kommen zu spät: sie machen nur wirr, sie umwölken den Blick und können doch nichts mehr ändern.“ — „Und doch hattet Ihr ihn an den Frankenhof zu gehen gedrängt, gerade weil . . . —“ — „Ja, weil ich hoffte aus seinen Briefen rechtzeitig zu erfahren, was dort geplant werde: ein Späher, ohne Wissen, wider Willen, sollte er mir sein! Nun schreibt er erst jetzt, nachdem hier alles bereit, ja mehr als bereit ist. Das ganze Frankenheer im Anzug: — und ich kann nicht mehr zurück.“ — „Wirklich nicht? Es wäre gut.“ — „Das weiß ich allein. Meinst du, ich bin so tollkühn, jetzt — jetzt gerade! — freiwillig loszuschlagen, nachdem ich das erfahren? Das bedeutet dreißigfache Uebermacht. Wir sind verloren.“ — „Seht Ihr das ein, Herr, warum dann . . .?“ — „Weil ich

muß, sag' ich dir! Die Ehre gebet, hörst du? Die Ehre! Das gilt Männern mehr als ein — erzwungener! — Eid auf morsche Knochen.“ — „Ja,“ sprach der Gefolge, „die Ehre ist das Höchste, so lehrte auch der Vater. Aber wie bindet sie Euch dazu, gerade jetzt . . .?“

„Merk' auf! Allein war ich zu schwach, ich habe deshalb mich mit Herzog Hrodgaud von Friaul fest verbündet, — mit dem Bruderfuß der Ehre! — loszuschlagen auf seinen ersten Ruf. Auch von meinen Nachbarn von Spoleto, von Melfi, Asculum, Bobinum hab' ich feste Zusage, zu mir zu stoßen: soll ich all' diese Getreuen, die auf meine Ehre und Waffentreue bauen, schnöde im Stich lassen? Lieber sterben!“ — „Gewiß. Freilich bleiben wir auch mit diesen vereint gar schwach. Und an die Griechen in Neapel, in Capua, denkt Ihr doch wohl nicht!“ — „Nein, bei Gott, jetzt nicht mehr! Ich hatte an sie schreiben wollen: aber ehrlos wär's, nach solcher Niedertracht des Kaisers Hand zu fassen. Nicht mit Meidingen zusammen gehen: — auch nicht zum Siege! Laß mich das Wort der Ehre halten und d'rüber untergehen. Du aber: — rette dich! — Flieh zu deinem Bruder: du bist nicht wie ich gebunden an Hrodgaud.“ — „Aber an Euch, Herr, mit jeder Herzensfaser. Auch der Gasinde hat seine Ehre: — sie heißt die Treue. An Eurer Schildseite steh' und falle ich.“

IX.

In der folgenden Nacht erreichte Benevent ein Bote des Herzogs von Friaul: er überbrachte das verabredete Zeichen: zwei Schwungfedern des Steinadlers. Sofort

brach der Herzog auf, so schwer es ihm ward, jezt Frau Adalperga zu verlassen, die ihrer Schmerzensstunde entgegen sah.

Die Bewegung begann: aber gar bald kam sie zu Ende: es ward kaum gekämpft. Die näher wohnenden Verschworenen, der Herzog von Spoleto, die Grafen von Melfi, Asculum, Bovinum und andere erschrakn bei der Nachricht von dem Anzug des gewaltigen Frankenheeres, sie griffen gar nicht zu den Waffen: die einen eilten nach Rom zu Papst Hadrian, dort ihre Unschuld zu beteuern, die andern suchten zu diesem Zweck Herrn Karl selbst jenseit der Alpen auf. Nur Hrodgaud von Friaul, trotzig und treu, trotzig gegen Karl, treu gegen Arichis, hatte losgeschlagen: gegen ihn zogen die Bayern, geführt von des Königs Schwager, dem ruhmreichen Gerold: bei dem ersten Zusammenstoß an der Livenza fiel der Herzog, tapfer fechtend: Treviso und Cividale (Forum Julii) wurden erobert: damit war der Krieg in Friaul zu Ende.

Gleichzeitig wandte sich ein zweites, stärkeres Heer: — Franken, Alamannen und Burgunden — gegen den Herzog von Benevent: es zog, geführt von Sigwin von Brabant, Ruodhart, dem Grafen vom Argengau am Bodensee, und Trudulf von Orleans gegen Benevent: auf zwei Straßen von Rom aus: von Nord nach Süd und von West nach Ost. Der Herzog hatte sein Banner und den Befehl über die Scharen seiner linken Flanke Arichis anvertraut. Aber beide Schlachthausen kamen kaum zum Gefecht: von erdrückender Übermacht unter Sigwin bei Telesia und unter Ruodhart bei Bovinum angegriffen, warfen die meisten, zumal die Italier, die Waffen weg und flohen: die beiden Arichis versuchten allein mit ihren wenigen langobardischen Gefolgen Widerstand.

Verwundet, vom Gaule gerannt, auf der Erde liegend,

hielt der Gasinde zuletzt noch mit den Zähnen das Tuch des Banners fest, dessen Schaft zerhauen war: erst als er vor Blutverlust ohnmächtig geworden, konnte er gebunden werden. So hatte es ihm nichts geholfen, daß er am Tage des Aufbruchs von Benevent dem Altar von Sankt Sabinus zu Spoleto öffentlich eine Wachskerze so lang wie er selber, und in der Nacht vor dem Gefecht Wodan heimlich ein Roßopfer gelobt hatte, um Sieg und frohe Heimkehr!

Dem Herzog aber ward der Helm zer Schroten von dem Schlachtbeil des Grafen Ruodhart, dann ward der Betäubte gefesselt: beide Gefangene wurden über die Alpen in das Frankenreich geschickt, während das feste Benevent, der Verteidiger entblüßt, sich der Schar Trudulfs von Orleans ohne Schwertstreich ergeben mußte. Fürstin Adalperga ward in der eignen Burg in ehrenvolle Haft genommen.

Es war das Verdienst des Papstes und seiner eifrigen Fürsprache, aber auch die Folge der eignen staatsmännischen Weisheit Karls, daß der raschen Niederwerfung des Aufstandes nur wenige Strafurteile — Verbannung und Vermögen-Einziehung — folgten: man wollte die Menge der Bevölkerung, die nur den Führern gefolgt war, durch Milde gewinnen. Vor allem sollte ja die ganze Frankenmacht in der Halbinsel sofort zu dem Krieg gegen die Byzantiner verwendet werden, was mit solchem Erfolg geschah, daß alsbald kaiserliche Gesandte um Frieden baten, der nur unter beträchtlichen Landverlusten und anderer Genußtuation gewährt ward. Aber jenen Führern freilich war der Untergang fest zugebacht.

Herr Karl war furchtbar zornig über die Empörung, so kurz nach feierlich beschworenen Verträgen. „da wäre ja kein Fertigwerden,“ meinte er grimmig, „müßte man jedes eroberte Land wieder und wieder erobern. Ich habe

noch gar vielfach anderwärts zu tun für den Herrn Christus, als immer wieder in meinem Langobardien: so in Sachsen, in Spanien, in Avarien, dann gegen Dänen und Wenden. Kann nicht immer wieder von vorn anfangen am alten Fleck! Jenen Frodgaud hat der Schwerttod vor dem Galgen geschützt: aber dieser Beneventaner und sein hartnäckiger Bannerwart und Feldhauptmann, — wie heißt er doch? — die sollen zur Abschreckung dienen für andere.“

Er verwies beide vor das Pfalzgericht zu Chur, wo er damals Hof hielt, dem italischen Kriegsschauplatz näher zu sein. Das Verfahren war kurz genug: die Angeeschuldigten waren in handhafter That gewaffneten Hochverrats ergriffen, überführt und geständig, vorher den Treueid geschworen zu haben: die Anklage und das einstimmige Urtheil gingen auf Tod am Galgen. Das alles war so ganz klar, rechtmäßig und in Ordnung, daß nicht einmal die Verurtheilten ein Wort dagegen einzuwenden hatten.

Der Tag der Urtheilsfällung — Karl hatte selbst den Vorsitz geführt — war auch aus andern Gründen aufregend gewesen: von manchen Seiten her waren in geistlichen und weltlichen Dingen ernste Vorkommnisse, Schäden, Gefahren gemeldet worden: „Meine goldene Scheibe hätte heute den ganzen Tag singen dürfen,“ grollte er, als er gegen Mitternacht die vertrauten Räte entließ, mit denen er gearbeitet, sowie die Cancellarien und Notarien, denen er diktiert hatte. „Zu Italien ist für den Augenblick — wer weiß, auf wie lange? — Ruhe, die Byzantiner haben ihre reich verdienten Liebe. Aber jenseit der Pyrenäen bestürmen die Heiden mein Saragossa, der Patriarch von Jerusalem und Freund Harun sind höchst verschiedner Meinung über ihre Rechte an der heiligen Grabeskirche, und ich soll entscheiden: habe große Lust, sie mir allein zuzusprechen! Die Dänen sind aus dem Danewirke vor-

gebrochen und haben geheert bis über die Eider, die Tschechen in Bojohemum haben — wie gewöhnlich! — bayrisch Vieh gestohlen, der heilige Vater hadert mit dem Erzbischof von Ravenna um Zollrechte und mit mir um den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, die Avaren wollen, ich soll den Erbstreit unter ihren Chanen entscheiden, — Teufelsjöhne sind's alle! — in Alamannien ist großes Viehsterben, meine Williei in Aquitanien haben mich, wie ich finde, jahrzehntelang betrogen, und auf Korsika und den Balearen sind afrikaniſche Seeräuber gelandet. Von all' dem werd' ich heut' Nacht wohl träumen! Wenn ich nur erst träumen, das heißt schlafen, kann! Deshalb, hört ihr, Ostiarii, sorgt, daß ich nicht geweckt werde vor hellem Tagesſchein, — ja vor der achten Stunde nach Mitternacht! — mag kommen, mag gemeldet werden, wer und was da will. Und wenn der heilige Vater die Tochter Harun Arraschids heiraten wollte: — er soll warten bis morgen Mittag. Wer wacht im Vorſaal?“ — „Graf Rorich von Maine.“ — „Ist gut. Der ist recht: der meint es treu mit König Karl und ſeinem Schlaf. So! Leuchte voran, Lucernarius! Gute Nacht, ihr Herren all'! Jetzt will ich lange ſchlafen!“

Aber nicht gar lange ſollte dieſer Schlaf währen. Nach einer Stunde etwa hörte der König ſich beim Namen ruſen, einmal, zweimal, dreimal.

„Bei Sankt Denis,“ ſchrie der Schlaſtrunkene, aufſahrend aus dem ſchlichten Lager von Fellen, „wer hat ſich erſrecht, mich aufzuſtören? Den ſoll der üble Waland . . . wie, Ihr, Graf Rorich? Wie könnt Ihr's wagen? Liegt Euch nichts an meiner Gnade, meinem Wohlergehn?“ — „An beiden mehr als an meinem Leben. Deſhalb

stehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl." — „Hm, Mann, du sprichst aus tiefstem Ernst: bist ja ganz verstört. Was ist? Wer will mich sprechen?" — „Paulus Diaconus, des Warnefrid Sohn." — „Der? Der sitzt ja fern in Aachen." — „Er ist viele Tage und Nächte hergeritten ohne Baum zu ziehn." — „Was will er?" — „Sein Bruder Ulrich ist zum Tod verurtheilt." — „Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!" — „Der Diacon erfuhr erst kürzlich, daß jener, — daß beide Ulrich hier angeklagt sind." — „Nun, und?" — „Herr König, gedenkt Ihr nicht? . . . Seine Freibitte . . ."

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: „ah, Sanct Denis, 's ist wahr. Nun will er ihn . . . Höre mal, Ulrich," schalt er, immer noch verdrießlich, „hatte das denn solche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort — unter dem Bett stehen sie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. — Warum solche Eile." — „Ihr habt befohlen, Euch erst um acht Uhr zu wecken." — „Nun, ebendrum! Konnte der Diacon nicht bis dahin warten?" — „Nein, Herr König." — „Du bist sehr kühn. Warum nicht?" — „Herr, Ihr hattet befohlen beide vor sechs Uhr zu hängen." — „Ah, ja freilich! Hattest recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nimmst du den Mut, gegen mein Verbot — —?" — „O König Karl: — er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe versprochen fürs ganze Leben." — „Bist ein ganzer Kerl," er klopfte ihm auf die Schulter. „Und er hat ja die Freibitte, 's ist sein Recht. Sollte ich wünschen, er wäre um sechs Stunden zu spät gekommen? Psui, nein, nein! Wenn das Frau Hildegard gehört hätte! Schließlich war der eigensinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gasindus. Was liegt

an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein." — „O Dank, Dank, Herr. Ihr seid . . ." — „Still, ich weiß schon, was ich bin. Führt ihn ein." — „Gleich. Aber entsetzt Euch nicht." — „Warum? Wovor?" — „Vor ihm. Er sieht aus, wie sein eignes Gespenst." — „Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein."

X.

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühsam hielt er sich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: „Mensch," rief er, „du siehst wie eine Leiche. Bist du krank?" — „Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel — Tag und Nacht — von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir frische Perde. Ich aß mein Brot im Reiten." — „Ja warum? Gilte es so?" — „Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl."

Da schallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerschläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geschlossene Fensterlücke: bei Fackelschein zimmerten sie da unten — —. Er riß den Vorhang wieder zu. „Ich erfuhr erst, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommst nun wohl wegen deiner Freibitte?" — „Wegen der Freibitte." — „Nun gut: mein Wort ist heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten lassen." Er schritt an einen Tisch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und schrieb, vorgebeugt, im Stehen. „Arichis heißt er, nicht? Wie . . .

wie der andre?" -- „Arichis.“ — „Da, nimm!“ Er reichte ihm den beschriebenen Zettel: „Geh' damit zu dem Pfalzgrafen, der diese Woche das Siegel führt: es ist Adalhard: — zeig' ihm das: er soll es siegeln und — nun, was starrst du? ich schrieb doch richtig: ‚Arichis, Warnefrids Sohn, der Gasindus, ist begnadigt‘. Er heißt ja doch Arichis?“

„Herr, den andern bitte ich frei, den Herzog.“ — „Oho,“ rief der König und warf die Feder von sich. „Das nicht, das geht nicht! Gedenke: nur einen!“ — „Nur einen.“ — „Und du bittest den Fremden frei und läßt den Bruder sterben?“ — „Und lasse den Bruder sterben!“ stöhnte Paulus und hielt die Hand gegen die nächste Säule. — „Ist's dein echter Bruder, von Vater und Mutter?“ — „Mein echter, lieber, lieber Bruder.“

Nun trat Herr Karl dicht an ihn heran und sah ihm scharf in die Augen: „Warum tust du das? Sprich,“ — er faßte ihn bei den Schultern. „Sag' die Wahrheit. Warum rettetest du — mit dem Blut des Bruders! — diesen Herzog?“ — Paulus zitterte und bebt: „Weil ich es versprochen habe.“ — „Wem? Diesem eidbrüchigen Herzog?“ — „Nein!“ — „Wem, sage, wem?“ — „Ach, seinem Weibe!“ ächzte Paulus und preßte die Stirn an die Säule.

Der König trat einen Schritt zurück: „Einem Weibe!“ wiederholte er langsam, vor sich hinnickend. — „So, so! Dieser Herzogin!“ Nun trat er wieder näher: „Und wo, wo ist Frau Adalperga? In Benevent?“ — „Nein, im Himmel!“ schluchzte der Mönch und sank kopfüber, mit flutenden Tränen, in einen Faltestuhl vor der Säule.

„Hm —, armer Mönch!“ sprach Karl zu sich selbst; dann laut: „Gestorben? Wann? Wie? Ich weiß nichts davon.“ — „Der Bote, der es melden sollte, suchte Euch

in Aachen: ich erhielt die Nachricht dort gleichzeitig mit der von der hier drohenden Verurteilung: ich übernahm es, sie Euch hierher zu bringen.“ — „Wie starb sie?“ — „Nachdem sie ihr erstes Kind geboren.“ — „Nun,“ meinte Karl, „ich sehe, es geht dir nah. Aber, nachdem sie nicht mehr auf Erden weilt — deines Bruders Leben . . .?“

Da sprang Paulus auf: „Soll ich der Toten das Wort brechen, das ich der Lebenden gegeben? Herr König Karl, so denkt Ihr nicht!“ — „Was, was hast du ihr versprochen?“ — „Sie ahnte Gefahr — ahnte alles, was kam: — ich versprach alles, was ich bei Euch etwa vermöchte, einzusetzen, um jeden Preis ihren Gatten zu retten. Hört Ihr? Um jeden Preis! Ich halte Wort.“ — „Ja, wahrlich. Frau Adalperga hatte einen treuen Freund an dir.“ — „Sie hat ihn noch — im Himmel wie auf Erden — bis ans Ende.“

Der König faßte seine Hand: „Du bist wacker, Warnfrieds Sohn. Vieles an dir versteh' ich erst jetzt.“ —

„Mein armer Bruder — darf ich ihn sprechen? Ich muß ihm 's sagen, daß ich ihn retten konnte und nicht gerettet habe. Er wird sprechen: ‚Paule, du hast recht getan‘.“ — „Komm, wir wollen zusammen zu ihm gehn. Denn ich schenke dir sein Leben — zu dem des Herzogs hinzu.“ — „Mein großer König.“ — „Still! — Aber Ruhe muß ich haben vor diesen beiden Ulrichs: der Eid versagte: vielleicht bindet sie die Ehre, die Ehrenpflicht des Dankes?“ — „Die bindet sie, dafür verbürg' ich mich.“ — „Gut! Und dann folgst du mir wieder nach Aachen, mein Ovidius, zu Horatius und Belfezeel und all' den andern.“ — „Nicht, o mein gnädiger König. Ich gehe zurück in mein Kloster. Ich kann — nach diesen Tagen — die Welt nicht mehr ertragen. Ich lebe und sterbe . . . in der Einsamkeit. Ich muß.“ — „Hm, ich kann's —

jezt -- begreifen! Aber ein Geist wie du -- müßig liegen?" -- „Nicht doch! Ich sprach Euch früher schon von einem großen Werk, das ich in Gedanken schon lange wälze: am Hofe kam ich -- und käme ich -- nie dazu.“ -- „Was -- was willst du schreiben?" -- „Die Geschichte meines Volkes, der Langobarden, was die Sage davon flüstert, was die Annalen davon verzeichnet haben.“ -- „Ein schön, ein edel Werk, wert, ein Leben wie das deine auszufüllen! Du tust recht daran. Aber wie wirst du, zwiegespalten zwischen König Desiderius und König Karl, zwischen Benevent und Aachen . . ." -- „Neina, Herr König. Ich werde weder Euch loben noch jenen tadeln. Ich schließe mit der Glanzzeit meines Volkes: lang vor unserer Gegenwart schließ' ich die Pforte meines Werkes.“ -- „Gut, gut! Davon halt' ich dich nicht ab: hab' ich doch meine Freude an den alten Heldenzeiten und ihren Sagen. Nun, komm', laß uns die beiden Gefangenen besuchen: 's ist löblich Werk, sagt der Apostel. Und von uns beiden, mein' ich, heut' erst recht. Dann kehre heim in deines Klosters Frieden.“



II.

Der Liebe Maß.

Der
Freifrau von Heldburg

verehrungsvoll zugeeignet.

I.

„Komm, kleine Frau Königin,“ sprach Herr Karl in dem dämmerigen, nur von einer hangenden Ampel erhellten Schlafgemach im Palast zu Aachen, und er lupfte Frau Hildegard wie eine Feder mit dem rechten Arme auf seinen Schoß, „komm, laß uns noch eins plandern vor dem Schlafengehen.“ — „Gia, Lieber, ich muß doch nach den Kinden sehen.“ — „Die schlafen ruhig in ihren Bettlein, behütet von ihren Schutzengeln. Dafür sind die von Gott dem Herrn beamtet: wie meine Grafen von mir: weh ihnen — den Engeln und den Grafen! — muß man sie strafen. — Mein Schutzengel aber — verzeih’n es die Heiligen, ist es sündhaft zu sagen! — mein Schutzengel bist du, kindjunge Frau!“

„Ich?“ lächelte sie anmutvoll und schlang beide Arme zärtlich um seinen breiten Nacken. „Wozu bin ich dir nüt?’ Vierzehn Winter zählte ich kaum, als du mich führtest aus Schwabenland, wie der Adler ein Länblein.“

„Nun, hab’ dich aber nicht zerrissen. Und seither hast du mir Jahr um Jahr ein prächtig Kind gebracht —, Gott lohn’ es dir! Und hast mir aus deinem Kinderherzen manch guten Rat geschöpft, — immer zur Milde. Nie hat mich’s gereut, wenn ich dir folgte: nicht vom besten meiner Räte, kaum von Held Gerold, deinem Bruder, mag ich das Gleiche rühmen, du holder Archikapellan

in blonden Flechten.“ Und er beugte das mächtige Haupt auf die Barte herab und küßte das weizengelbe Haar, das sie in reichen aufeinandergetürmten Flechten wie eine Krone auf dem Haupte trug, während das übrige nach alamannischer Sitte, auf dem Wirbel zurückgekämmt, auf das flachsb Blütenfarbige Linnengewand der Schultern flutete. Nun faßte er sie mit beiden Händen unter den Schultern, schloß sie ein wenig in die Höhe und ließ sie sänftlich wieder auf seine Kniee gleiten: sie erreichte von dem hohen Armsessel aus nicht den Estrich mit den Sohlen.

„Ich hab' dich lieb, Herr Karl: — das ist alles, was ich kann.“ — „Doch nicht! Du kannst viel mehr: du gibst mir Friede: mehr als Papst und Metropolitan, verzeih'n mir's beide! Sieh, in der Kirche, wann ich vor dem Altar kniee, — mitten im Vaterunser — ärger noch während der langen, — oft allzulangen! — Predigt kommen mir die weltlichen, die zornigen Gedanken über allerlei, über diese halsstarrigen Sachsen, die Christ-Verhaßten . . .“ — „Nit, nit!“ bat die Schwäbin und strich leise mit der schmalen Hand die Bohnsfalte zwischen seinen Brauen hinweg. — „Über meine treulosen, pflichtlosen, gewalttätigen, rechtbrecherischen Herzoge und Grafen . . .“ — „Jetzt laß die einmal in Ruh für hent' Nacht! Jetzt kannst du sie doch nit grad' bannen: s'ist spät.“ — „Aber wenn du,“ fuhr er fort, „mit deinem leisen, doch silberhellen Stimmlein — wie des Rotkehlchens! — mir zum Guten, zum Verzeihen redest, dann kann ich nur auf deine Worte lauschen, die mir wie aus dem Himmelreich ertönen. Meinen Schutengel und Sankt Denis meinen Schutzheiligen da droben hab' ich noch nie zu sehen gekriegt: statt dessen schau' ich in deine himmelblauen Augelein. Ich schlafe friedlich, ich träume Liebes, hab' ich zuletzt noch dein leis Gekispel gehört.“

Und er drückte sie sanft an die Brust.

„Und heute kann ich's besonders brauchen, daß dein Wort beschwichtigend wie Sternenschein auf meine Seele träuft. Sie haben mich heute wieder . . .“ — „Fürcht'ig geärgert! Hab's schon gemerkt; 's ist allweil so, wenn so viele Boten einreiten in den Torhof von früh bis spät. Ist halt' ich's Fäustelein in der Tasch', trabt schon wieder so einer daher; 's ist einmal zuviel, dein Geschäft.“ — „Ja, ja,“ sprach der König, mit dem Rücken der Hand über die Stirne streichend, „von Jerusalem bis Barcelona, vom Danewirk bis Benevent, . . . irgendwo brennt es immer.“ — „Und du? Du mußt nun einmal überall blasen, wo's brennt, wenn's auch dich kein bißchen nit brennen tut.“ — Er lächelte: „Kleine Rebellin! Du hast recht. Aber ich muß: es läßt mich nicht anders.“ — „Schlimmer noch als solche Boten verzürnen und verdüstern dich — und das ist noch ärger! — manche Leut', die du bei dir am Hof hast. Mit alle raten dir zum Guten.“ — „Sankt Peter weiß!“ grollte er. „Schau', da hat mir hent' während des ganzen Abendjchmauses — vom Hasen bis zu den Äpfeln! — Abt Romanus von Farfa . . .“ — Da warf die junge Frau die kirschroten Lippen auf und fuhr hastig mit beiden Händen an die Stirn, die schweren Flechten höher hinaufzuschieben: „Schon gar nit ein kleines Stücklein mag ich ihn, den schwarzen Walen. Verzeih' mir's Sankt Gallus: — der Abt ist ein g'weihter Mann; aber arg weltlich.“ — „Nun,“ lachte Karl, „das sind gar viele von ihnen. Und mein Herr Großvater — der mit dem Hammer — und mein Herr Vater und nicht zum wenigsten meines Herrn Waters Sohn, — wir haben alle drei dazu geholfen, sie zu verweltlichen. Ist doch viel feiner mit ihnen regieren, als mit den plumpen Laien.“ — „Du, du! Mein Brnder

Gerold, ist der vielleicht nit recht?" fragte sie drohend. — „Ja doch, du beste aller Schwestern, der ist treu wie Gold und . . .“ — „Geseit ist er auch. Dem hat der Himmelvater auch mein Teil Verstand dazu gegeben.“ — „Ei, ei, auf Herrn Gerold könnt ich eifersüchtig werden.“ — Der Abt hat in einem fort in mich hinein geredet.“ — „Hab's gesehen. Ich dürft' nit so lang plauschen.“ — „Er ist so zäh wie geschmeidig. Hat er sich was in seinen schlauen schwarzhaarigen Kopf gesetzt, — immer wieder kommt er darauf zurück mit seiner singenden Stimme.“ — „Wie ein Sing-Schnak! Oft verschleicht fliegt er immer wieder an, und zuletzt sticht er doch.“ — Karl lachte: „'s ist wahr, mit einem Stich endet er immer, wenn auch nicht in meine Haut. Jetzt liegt er mir tagelang in den Ohren, ich soll . . .: aber das ist auch eine Tugend von dir: — fast übermenschlich für ein Weiblein! daß du gar nicht neugierig bist.“ — „Kein Stücklein nit! Eure Sachen sind meist öd. Oder fürchtig scharf und wild.“ — „Nun, diesmal geht's um eine verliebte Geschichte,“ — er sah sie verschmigt an. — „Wer? Wie? Wo? Was? Wieso?“ — „Schau, schau, Kleine! Ja, die Liebesachen, die brennen euch Frauen.“ — „Ei, 's ist unser Geschäft. Und ich helfe gern allen, die da treulich lieben.“ — „Das weiß Sankt Denis! Nur allzu eifrig. — Nun rat' einmal, wer ist's?“

Gar ernsthaft zog Frau Hildegard die sanft geschwungenen blonden Brauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an das kurze, ein klein wenig stumpfe Näslein: „Laß mich ein wenig sinnieren! Der Abt? Der darf ja nit selber! Aber er hat einen Neffen, den Grafen von Reims, Herrn Florentius. Ein schönes Stück von einem Welschen, das muß man sagen! Gar höfisch und fein in seinem dunkeln Kraushaar.“ — „Und eine scharfe, rasche

Klinge! Hei hat er die Avarn zugerichtet! Ihm allein dank' ich den stolzen Sieg dort an der Donau, wie man mir vom Schlachtfeld aus schrieb." — „Ich mein', es war noch ein anderer dabei, nit? Herr Rothari von Montfalcon, dort im Friaul?" — „Ja," nickte Herr Karl, „auch ein tapfrer junger Degen. Aber Florentius entschied und gewann den Tag." — „Laß mich nur noch ein wenig nachdenken! Der Graf von Reims, wann war der doch zulezt am Hof? Ei, zu Ostern, zugleich mit der verschwundenen Langobardin — wie hieß sie? Richtig: Adalgarbis! Das war die hoch herrlichste von meinen Edeljungfrauen." — „Glaub's gern," unterbrach Herr Karl, nickend. „War doch ihre Mutter, Clementina von Tarent, die schönste Römerin über all Italien. Von der hat sie das herrliche dunkelbraune Haar geerbt und, hochgewölbet über den goldbraunen langobardischen Augen, die dunkeln, stolz geschweiften Brauen, ‚Gloria Italiae' hieß die Mutter . . ." — „Ei, so heißt ja auch die prächtige Rose, die dir der heilige Vater geschenkt hat. Und auch die Tochter könnte also heißen. — Wie war es doch? Ja, sie blieb am Hofe bis sie an das Sterbebett gerufen ward ihres Vaters, des Herzogs Adalrich von Friaul . . ." — „Des alten Tropfkopfs!" grollte der König. „Wenig Liebe trug er mir bis an sein Ende. Als Gast lud ich seine Tochter, — aber als Geißel hielt ich sie hier fest." — „Du viel Arger!" — „Der stolze Herzog! In seinem verstockten Herzen hielt er immer noch nicht mich, hielt den Mönch Modestus in meinem Kloster Marmoutiers dort an der Loire für seinen und aller Langobarden Herrn und König." — „Ein treuer Held! Du solltest ihn drum loben." — „Ei," lachte Herr Karl, „mir ist's lieber, sind die treuen Helden mir getreu."

„Ich hab's!“ rief die Frau lebhaft. „Gar arg schön tat der schmutze Welsche der Schlanke. Und nun ist sie die reichste Erbin in Friaul. Und der Abt ist aufs Geld, wie der üble Höllenvirt auf eine arme Seele. Und nun soll sie gewiß seinem Neffen sich vermählen, die arme Adalgarbis.“ — „Arme? Warum? Was ist an meinem Grafen von Reims auszuheken? Jung, schön, gescheit, edelsinnig, höflich, wie's euch Weibern, tapfer, wie es mir gefällt, . . . warum soll sie ihn nicht nehmen?“ — „Warum? Weil sie ihn nicht liebt.“ — „So? Weißt du das gewiß, du Herzenskundige?“ spottete er. — „Ja, das weiß ich.“ — „Hat sie dir's gesagt, die Rede?“ — „Red' ist die nit, kein Stücklein nit. Edelmüt, hochgemüt, meintwegen trohgemüt. Nichts hat die Herbe, Verhaltene mir vertraut. Aber darauf versteh' ich mich: gar nichts von euren Plänen und Listen, doch auf Mädchenherzen gründlich! Und wie die Vielschöne dieses Grafen Werben, das unablässige, eifrig beflissene, gar nicht zu bemerken schien, wie sie stets, wann er ihr Auge suchte, an ihm vorbei, in die weite, weite Ferne schaute, als ob sie dort was — oder etwa gar wen? — mit der Seele suche, — das hat mir klar gezeigt, —: die will ihm nix, gewiß nit.“

Karl zog sie näher an sich: „Was doch die Schwabemädchen gescheit sind! Nun ja: du hast recht: er hat um sie geworben — durch den Abt —: sie hat Nein gesagt.“ — „Das g'freut mich.“ — „Warum?“ — „Ein rechtes Mäd'el muß tapfer Nein sagen, ist's ihr nicht ums Ja.“ — „Nun mich freut's nicht. Denn nun plagt mich Romanus Tag für Tag, ich soll . . .“ — „Nun? Was noch? Sie hat Nein gesagt: also ist's aus.“ — „Meinst du, gar weises Mäsklein? Ich bin auch noch da.“ — „Ja, Dank sei Sankt Gallus! Und viel kann Herr Karl mit

Schwert und Königstab. Aber ein Mädchenherz zwingen, daß es liebe, — das kann er nit, mit seinem höchsten Königsbann.“ — „Ah was, lieben! Aber vermählen kann ich auch die Trozigste.“

Da ließ die kleine Frau beide Arme von seinem Halse gleiten und sprang von seinem Schoß herunter auf ihre Füße: „Nein, Herr König, das kannst du auch nicht. Nicht mehr!“ — „Wa . . . was schwagest du da?“ sprach er ganz erstaunt. — „Die Wahrheit! Wenig kummer' ich mich — du weißt es! — um eure Gesetze und Capitularien: — ich mein', es werden ihrer fast zu viele: man kann gar nicht alle merken . . .“ — „So scheint es,“ meinte der König kleinlaut, „nach ihrer mangelhaften Befolgung!“ — „Aber eins hab' ich mir scharf gemerkt, weil's mich am meisten gefreut hat.“ — „So? Was für eines?“ — „Abschreiben hab' ich mir's lassen von Freund Einhart, dem arg lieben Buben, mit seinem zierlichen Gefirgel. Dieß Gesetz geht mich am nächsten an, die Königin der Franken, die Schützerin der Mädchen und der Witwen in diesem Reich.“ — „Was für ein Gesetz?“ — „Das von dem letzten Reichstag zu Diedenhofen, das abgeschafft hat jenes abscheuliche Recht, das die bösen Merowingen von den noch viel böseren römischen Imperatoren gelernt und geerbt, die Hand freier Jungfrauen und Witwen gegen deren Willen zu vergeben. Das ist das beste Gesetz, das du jemals verkündet hast, viel besser als die blutigen gegen die armen Sachsen . . .“ — „Du! das hat dir Meister Alkuin eingeblasen.“ — „Ich laß' mir nix einblasen. — Jenes Recht war greulich Unrecht, Gewalt war's und Unrecht, Entweiheung war's. Denn Ehe sonder Liebe“ — sie erschauerte — „ist Sünde, ist ein Greuel vor Gott und Menschen, ist Schändung an Leib und Seele. Lieber dreimal sterben!“

Und noch viel schöner war sie nun in ihrem edeln Born als vorher in ihrer kindlichen Heitre. So schien es wohl auch Herrn Karl: gar liebevoll ruhte sein Blick auf ihr, wie sie hochauferichtet im vollen Schein der Häng-Ampel vor ihm stand mit blizenden Augen. „Dum,“ schloß sie, „sollte dich der zuwidere Pfaff nit plagen mit Unmöglichem.“ — „Unmöglich? Warum? Ein Befehl kann man aufheben.“

Ganz erschrocken trat sie einen Schritt von ihm zurück: „Das . . .? Das wenn du tust . . .! Ah, das tust du ja nit.“ — „Ich habe große Lust.“ — „Dann . . . dann kriegst du im ganzen Leben keinen Kuß mehr.“ — „Bah, nicht einen Tag hieltest du das aus!“ lachte er, sprang auf vom Stuhl, griff die Widerstrebende mit beiden Armen und setzte sich wieder, sie auf seinen Schoß niederdrückend. „Merk auf, Kleine: ich habe dem Abt für seinen Neffen nach dem Avarensieg reichen Lohn versprochen: Abalgarbis ist der Lohn, den Romanus verlangt.“ — „Ein Mädchenherz ist . . .“

Er verhielt ihr den Mund mit der Hand und fuhr fort: „In jenem Friaul gärt es noch immer. Graf Florentius ist mir treu ergeben: ich muß wünschen, daß er dort reich und mächtig walte und jene widerstrebenden Langobarden niederhalte. Das große Erbe der Herzogstochter ist dazu wie geschaffen und . . .“

„Du darfst sie nicht zwingen, Karl,“ sprach die Frau ernst feierlich, „wenn je du in meinen Armen gefühlt, was Ehe Liebe ist. Du darfst es nicht! Hör’ auf mein warnend Wort.“

„Ja, lieber Schutzengel, ich versprech’ es dir: ich werde sie nicht zwingen. Aber vielleicht tut sie’s doch noch freiwillig. Ich hoffe darauf. Und nun laß uns schlafen gehn.“

„Guten Schlaf, du Lieber, hast du durch jenes Wort verdient.“

„Und auch das hat mir mein Schutzengel eingegeben.“

II.

In der gleichen Stunde dieser schwülen Sommernacht tauschte fern in dem Garten der Herzogsburg von Friaul, zu Cividale, ein andres Paar leise, aber heiß erregte Worte. Der Vollmond goß sein silbern Licht auf die tief dunkelgrünen, fast schwarzen Wipfel der hohen Pinien und Cypressen, die den schmalen Pfad zu den in seinem weißen Quadergestein hell erscheinenden Schloß umsäumten: auf der obersten Stufe der Porphyrtreppe standen links und rechts zwei Marmor-Statuen noch aus der heidnischen Zeit, da der Bau ein Römer-Kastell gewesen: Groß und Anteros waren es: ernst, bedeutungsvoll blickten sie auf das unten wandelnde Paar herab. Die schlanke Jungfrau war nicht um eines Haares Breite kleiner als der hochgewachsene Mann im braunen Reitermantel, der, während sie langsam auf und niederschritten, den rechten Arm zärtlich um die stolze Gestalt geschlungen hatte, die nun stehen blieb und die linke Hand wie hemmend, abmahnend auf seine Schulter legte.

„Noch einmal,“ sprach sie eindringlich, ernst, bittend, „noch einmal, Geliebter, fleh’ ich dich an: laß ab! Es wird dein Verderben, dein Tod, dies tollkühne Wagnis. Ach nein: nicht das Wagnis, — deine Liebe zu mir: ich, ich selbst werde dein Verderben.“ — „Und wenn, so sei’s

willkommen, weil für dich," erwiderte er und zog sie enger an sich. „Hast du vergessen den alten Spruch:

So sind bestimmt des Mannes Lose:
Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
Und dacht beim Tod das Edelweiß!

Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht sein Leben, sein alles setzt an seine Liebe. Wär' ich es wert, daß dein herrlich Herz sich mir zugewandt, dürfte ich es wagen, den Blick zu Aldagardis, der Krone aller Jungfrau, zu erheben, könnt' ich bei dieser Wahl zweifeln oder zögern? Der einzige Weg, der zu dir führt, ich sollte zögern, ihn zu beschreiten?" — „Ach, ich fürchte, am Ende dieses Weges findest du nicht mich, sondern das Grab. Bedenke doch! Mein Vater hat dir ja nicht den Eid abgenommen, diesen Versuch zu wagen, nur . . ." — „Nur unser Verlöbniß hat er an die Bedingung geknüpft, daß ich es versuche. So bin ich doch in der Ehre gebunden: ich muß es wagen! Gelingt es oder scheitert es, — erst dann darf ich deine Hand erfassen." — „Du wirst aber das Scheitern nicht überleben! Und dann . . . dann fällt dein Blut auf meine Seele." — „Ach, dem Kühnen ist Frau Saelde hold! Oder mißtraust du meinem Mut, meiner Kraft, meinem Schwert." — „Wie könnt' ich dich lieben, wärst du nicht ein Held? Das ist das Maß des Weibes, welchen Mann sie liebt. Und nicht niedrig wahrlich schäk' ich mich ein, lieb' ich Held Rothari von Montfalcon." — „Und deiner Liebe Maß, du Herrliche? Sie ist unermesslich." — „Dank für dies Wort, Geliebter! Stets will ich des gedenken!" Und sie blieb, ergriffen, begeistert stehn und küßte ihn — sie selber — auf den Mund: Groß und Anteros schauten feierlich im Mondenglanz hernieder auf das junge Paar.

„Aber,“ fuhr sie fort, „bedenke: gegen wen hebst du Willen, Hand und Schwert? Gegen Herrn Karl, den Beherrscher der halben Welt! Ich fürchte ihn.“ — „Ich fürchte nur eines: dir entsagen müssen.“ — „Man raunt,“ fuhr sie mit leisem Schauer fort, er ist des Herrn Christus auserlesenen Rüstzeug, ein Schutzengel umschwebt und schützt ihn Tag und Nacht.“ — „Ei,“ lachte der Jüngling, „ich will ihm ja nichts zuleide tun. Treue hab’ ich ihm nie geschworen: klüglich wußte dein Vater, mein Ohm und Muntwalt, der mich zu solchem Beginnen ausersehen, mich immer außer Landes zu schaffen, kamen seine Königsboten in unser Friaul, alle schwurmündig Gewordenen zu vereiden und ihre Verzeichnisse einzusenden: ich schwor ihm nie! So brech’ ich ihm die Treue nicht, brech’ ich seinen Willen. Aber da seien die Heiligen vor, daß ich das Schwert hebe gegen sein gewaltig Angesicht! Das wird nie nötig, hoff’ ich. Deines Vaters Auftrag muß vollführt sein, bevor Herr Karl im fernen Nachen davon ahnt: sonst freilich! — — Aber bange nicht! Alle Vorsehrungen, alle Verabredungen sind genau getroffen: in einer nur den Eingeweihten lesbaren Geheimschrift — der Formata von Ticinum — hat der Arme Kenntniss von meinem Plan erhalten, in der gleichen Schrift schrieb er zurück: — in einem ausgehöhlten Pfeilschaft war der Zettel geborgen, den mir ein treuer Bote überbrachte: danach wird er bereit sein um Mitternacht des beredeten Tages: meine Gefährten, Waffengenossen im Abarenkrieg und Waffen deines Vaters, sind kühn und verschwiegen: es muß gelingen! Und ist es gelungen, du Heißgeliebte, . . . schon liegt das Schiff bereit im Hafen von Tergeste, das uns nach Byzanz führt! Dann . . .“ — „Werd’ ich dein Weib, selig über alle Maßen. Scheiterst du aber blutig . . .“ — „Ich weiß, nie wirst du eines andern. Das ist undenkbar! Eher fallen

vom Himmel die ewigen Sterne. Ein Kloster! Über dich verfügt dein Muntwalt, der gute Bischof von Treviso. Viel gutes mag eine Äbtissin . . ." — Aber das schöne Mädchen lächelte seltsam, wie es ihm, leise das Haupt schüttelnd, in die Augen sah: „Nein, Geliebter, nicht lebendig tot, wann dein blühend Leben . . ! Sorge nicht um mich: im Leben wie im Tode folg' ich dir.“

III.

Wenige Tage darauf, in einer dunkeln Sturm- und Regennacht — selten trat der Mond aus dem zerrissen vorbeijagenden Gewölk hervor — hielt eine kleine Reiter- schar in einem Tannenwäldchen südöstlich von dem Mönchs- kloster Sancta Crux, das weit entfernt von der nächsten Grafenstadt an dem Flüßlein Rapidus auf freiem Felde lag. Den etwa zwölf Gäulen waren die Eisen verkehrt auf die Hufe genagelt. Ganz lautlos saßen oder standen die wohl Gewaffneten. Nun winkte der Führer — ein hochgewachsener Jüngling — die dunkelblonden Locken fluteten aus der Sturmhaube auf den braunen Reitermantel über seine Schultern — zweien der Reiter, ihm zu folgen: sie führten ein viertes, sorgfältig gesatteltes Roß am Zügel mit: sie ritten langsam, geräuschlos an den äußersten nord- westlichen Saum des Tannichts, von wo sie die schwer und schwarz schattenden Mauern des nahen Klosters erkennen konnten. Der Führer spähte eine Weile nach oben gen Himmel: ziemlich lange: denn die ziehenden Wolken ver- hüllten meist Mond und Sterne. Endlich flüsterte er: „Da! der Heerwagen wendet abwärts! Und seht, plötzlich

erleuchtet auch das Licht in der höchsten Zelle des Klosters turms, dicht unter dem Dach: die Mitternacht ist da! Jetzt gilt's. Ihr haltet vor der Mauer: bin ich nicht gleich zurück, so flieht rasch zu den andern und rettet euch in die Heimat. Das Kloster ist sturmfrei und zweihundert erlesene Scharmänner bewachen den Gefangenen. Also nichts von Gewalt. Vorwärts!"

Bald hielten die drei Reiter vor einer Ecke der Klostermauer, wo diese am niedrigsten ragte. Der Führer gebot flüsternd den beiden, sein Pferd fest und kurz am Bügel zu halten: das treue Tier stand ganz ruhig, als er sich nun aus den Bügeln hob und auf den Sattel stieg: jetzt faßte er mit beiden Händen die zackigen Zinnen der Mauer, hob sich so auf deren Krone und spähte scharf in den dunkeln, baum- und strauch-reichen Klostergarten hinab. Da sah er aus einem dichten Rainweidengebüsch eine schwarze Gestalt auf den helleren weißsandigen Schmalpfad treten und langsam auf die Mauerecke zu schreiten: jetzt schlug der Mönch — denn nun ward bei flüchtigem Wondblick seine Benediktiner-Kapuze sichtbar — zweimal leise in die Hände.

"Er ist's!" frohlockte der Jüngling im Herzen, knüpfte ein langes Seil, das er aus dem Wehrgurt zog, fest um eine Zinnenzacke und glitt lautlos daran hinab. Er ging noch ein paar rasche Schritte dem Mönch entgegen, der mitten im Wege stehen geblieben war: er schien ängstlich zu zögern, er sah sich um, ob ihm niemand gefolgt sei . . . — „Kommt, Herr König," mahnte der Jüngling leise, „rasch! Alles ist sicher. Ihr zuerst zieht Euch an dem Seil hinauf. Ich harre hier, bis Ihr drüben und drunten seid bei den Pferden. Kommt, Herr König Desiderius!" Einen Schritt noch trat ihm der Mönch entgegen: dann rief er plötzlich: „Noch stehn die Toten nicht auf! Hierher,

Herr Gerold! Greift den Verräther." Damit haschte er den Befreier am Mantel. Wohl fuhr die Hand des Überraschten an den Schwertgriff, wohl zog er die gute Klinge halb heraus. aber weiter kam er nicht: ein Gewaffneter sprang klirrend hinter einem breiten Eschenstamm hervor und eine gewaltige Faust umklammerte eifern seine Rechte. Zugleich sprangen die Pforten des Klosters auf und heraus drangen bei hellem Fackelschein zahlreiche Speerträger.

"Gebt Euch in Güte, jung Rothari," sprach sein Überwältiger. "Wir sind vierzig gegen einen." — Der sah sich rings von Lanzen umstarrt: "Euch geb' ich mich, Herr Gerold von Bayerland. — Wo aber ist . . .?" Er trat einen Schritt vor in das helle Licht der Fackeln: "Romanus!" rief er. "Wo . . . wo ist König Desiderius?" — "In der Hölle," höhnte der Abt, die Kapuze zurückschlagend. "Noch vor Euch hat ihn der Teufel abgeholt."

IV.

Bald darauf standen zu Aachen in Herrn Karls Schreibgemach im Erdgeschoß vor diesem Herr Gerold, der „Präsekt“ von Bayern, und Romanus, der Abt von Farfa. Der König durchmaß immer wieder den schmalen Raum mit ein paar seiner mächtigen Schritte, bald vor dem einen, bald vor dem andern seiner Unterredner Halt machend.

„Wie gesagt," grollte der Kriegermann, verdrießlich mit dem Rücken der Rechten die Schläfe reibend, die der jahrzehntelange Druck des Helmes weithin enthaart hatte, „mir fehlt in dieser Stunde, bei diesem Handel hier bitter meine

Frau Schwester. Die Kleine würde Euch, Herr Karl, alles viel klarer zeigen — in besserem Licht! — und Euch das Richtige in den Mund streichen, glatt wie Honigseim.“ Lächelnd legte der Herrscher die Hand dem Graubart auf die Schulter: „Schau, schau! So bekannt ist schon im Reich der Franken, wie dieses blonde Kind mit dem König anfängt, was es will? Gut, daß sie zu Sanct Denis gepilgert ist bei Paris, ein Gelübde zu lösen: so bin ich doch ein paar Tage wirklich König. Aber berichtet nun genauer wie all' das kam: — gemäß dem Zweck, den der Kerkling angestrebt und je nach den Mitteln, die er gebraucht, muß ich sein Urtheil, seine Strafe bei dem Pfalzgericht beantragen.“ — „O je, Herr Schwager! Das Pfalzgericht, das heißt Herr Karl. Das weiß man schon. Was Ihr dort sagt, sagen alle nach.“ — „Das . . . das darf man — vielleicht — denken, aber nicht sagen. — Nun alles hübsch der Reihe nach. Beginne du, Abt: du kennst den Anfang, mein Schwager hat nur das Ende gemacht.“

Der schwarzhaarige und schwarzäugige Priester, dessen häufig zuckende Züge gar klug, aber wenig Vertrauen erweckend aussahen, legte die schmale, weiße Hand auf die Brust und hob an: „Daß ich die reine Wahrheit . . .“ — „Beim Strahl!“ unterbrach polternd Gero, „verstehst dich von selbst! Man lügt Herrn Karl nicht an!“ — Gereizt fuhr der Alte fort: „Nun also, — nach des Präsekten Gebot! — ohne Beteuerung. Ihr wißt, von Gott erleuchteter Herr König, noch immer grollen Euch in meiner Heimat Italia, zumal im reichen Friaul, gar viele Langoarden um das, was Ihr dem Mönch Modestus angetan.“ — „Eia,“ meinte Karl, „seitdem er so heißt, hab' ich ihm nichts mehr zuleide getan.“ — „Nun,“ lachte Gerold und stieß das lange Schwert, das er im Wehrgurt trug,

ein wenig auf den Estrich, „Ihr warft ihn von seinem Thronsiß zu Pavia und stecktet ihn in eine enge Klosterzelle: wenig gefiel 's ihm und seinen Getreuen.“ — „Vor allem: seiner Treuesten und Mächtigsten einem: Abalrich, dem Herzog von Friaul.“ — „Ein wackerer Held!“ rief der Kriegermann dazwischen. „Hätten sich alle die Langbärte so tapfer geschlagen, wie der Ticinum verteidigt hat, — wir wären nicht sobald mit ihnen fertig geworden.“ — „Sein Geschlecht, dem königlichen verschwägert, war schon vermöge seines großen Reichthums . . .“ — „Ja, der sticht dem in die Nase,“ brummte Gero. — „Eine Hauptstütze dieser heimlichen Rebellen. Der alte Herzog nahm es sich schwer zu Herzen . . .“ — „Sieh ward der Treue vor Gram!“ unterbrach der Präsekt. — „Daß sein geliebter König in einem Kerker, wie der Greis meinte . . .“ — „War nicht viel anders,“ rief Gero, die Schultern hehend. — „Getrennt von Weib und Kindern sein Leben vertrauern müsse. Ihn zu befreien war sein einziger, sein heißer Wunsch.“

„Jawohl!“ rief Karl, unwillig vor ihm stehen bleibend, „und ihn wieder auf den Thron zu heben hinter den starken Mauern von Ticinum und mir einen neuen Langobardenkrieg zu entzünden.“ — „Natürlich!“ heßte der Abt, nickend. — „Nein, mit Verlaub!“ rief Gerold. „Das ist nicht natürlich: nicht wahr ist's! Ich werd's beweisen!“ — „Ruhig, Schwager! Wird dir schwer werden! Weiter, Abt!“ — „Ihn selbst hemmten Alter und Krankheit, den Gefangenen zu befreien. Aber sein Brudersohn, der junge Rothari von Montfalcon . . .“ — „Der richtige Bergfalk!“ sprach der Krieger. — „Dem man die Fänge beschneiden muß!“ drohte der König. — „Der schien dazu so recht geschickt. Und da der junge Fant in die schöne Abalgardis vergafft ist . . . — der Frevler, in seine

nächste Base! Nie würde die heilige Kirche solche Ehe verstaten.“

Der Alte blies leise durch den wallenden Bart: „Phüh! Hat's schon gar oft verstatet — gegen ein gut Stück Geld oder Nebland.“ — „Ja, ja,“ lächelte der König, „viel ist ihnen feil, den frommen Herrn. Sie dürsten nach Wein, doch mehr nach Gold, Land und Macht.“ — „Also da der Kühne um der Tochter Hand warb, machte der Sterbende zur Bedingung des Verlöbnißes, daß der Nefse verjuche, den Mönch zu befreien: auch wenn es scheitere, jolle er die Braut heimführen.“ — „Aus der Hochzeit wird nichts,“ grollte der König, rafcher ausjchreitend.

„Als bald machte jich der Frevler auf den Weg: eine Bande von Helfershelfern war leicht geworben. Einer aus ihnen fand wiederholt Eingang in dem obzwar ftark von Euern Scharleuten befezten Kiofter: als Fiſcher verkleidet hat er wiederholt den frommen Brüdern für die Faſttagſeinen Fang verkauft.“ — „Die frommen Brüder wiſſen ſo genau, was für ihren Gaumen gut iſt auf Erden wie was für ihre Seele im Himmel,“ meinte Gerold. „Die Lachſe des Rapidus ſind die fetteſten in deinem Reich, Herr Schwager.“ — „So ward dem Mönch ein Brieflein, in den Fiſchkiemen verborgen, zuſteckt, geſchrieben in der Geheimſchrift der Cancelei zu Ticinum, die der Alte den Neffen gelehrt hatte.“ — „Eia,“ rief der König, „aber wir haben ſie auch leſen gelernt, dieſe langobardiſche Geheimſchrift.“ — „Glücklicherweiſe.“ — „Durch dein Verdienſt, Romanus, ich erinnere mich jezt.“ — „So verabredeten die Verſchworenen . . .“ — „Sie haben nicht geſchworen,“ widerſprach der Präfeft. — „Das iſt ihr Glück. Sonſt . . .!“ drohte der Herrſcher. — „Tag, Stunde, Ort und Art der Befreiung.“ — „Aber, bei Sankt Denis, wie kamſt du dahinter, ſchwarzer Schlau-

kopf?“ — „Ist keine Kunst,“ murmelte der Kriegsmann, „schnüffelt man in den Kleidern der Toten.“ — „Durch Gottes Fügung, du Rüstzeug des Herrn, ja, durch Gottes Finger.“ — „Wie soll ich das verstehn? Ein Miraculum . . .?“ — „Nichts anderes — zu Euren Gunsten haben die Heiligen schon manch' Wunder getan.“ — Anbächtig, tief gläubig, dankbar nickte König Karl mit dem Haupt.

„Nur vor dem berebten Tage — Sanct Laurentius sollte es sein — erkrankte plötzlich der Mönch an einem Anfall seines alten Herzleidens und starb. Die erschrockenen Brüder benachrichtigten sofort mich, ihren Abt, — denn deine Frömmigkeit, o von Gott Erleuchteter, hat mir außer Tarfa auch dies Coenobium verliehen — den sie in dem nahen Orleans als Euren Sendboten tätig wußten, zugleich mit diesem gefeierten Helden . . .“ — „Nicht austreten können wir uns beide,“ zürnte im stillen Gerold. „Was hat mich der falsche Pfaff' zu loben? Bloß damit er nicht aus der Übung kommt im Lügen!“ — „Sofort eilte ich an das für deinen Staat so wichtige Totenbett. Ich überzeugte mich, daß der Gefangene nicht selbst Hand an sich gelegt: sonst hätt' ich die Leiche unter dem Galgen verscharren lassen.“ — „Und ich, sobald ich nachkam, prüfte, ob ihn nicht fremde Hand getroffen. Schlimm wäre das gewesen für meines Königs Ehre im Gerede der Menschen.“ — „Ich durchsuchte dabei auch seine Kutte, ob er nicht Gift darin geborgen. Da knisterte etwas unter meinen tastenden Fingern, eingenäht in die Kapuze: flugs trennte ich die Naht auf und fand darin zwei Zettel, die den ganzen Anschlag enthielten.“ — „Der Unvorsichtige!“ meinte der König. „Wozu verwahrte er sie?“ — „Wohl, sie genau dem Gedächtnis immer wieder einzuprägen; auch hielt er ja die Schrift für unentzifferlich. — Sobald ich

gelesen, traf ich meine Maßregeln — ganz im geheimen.“ — „Jawohl, ganz hinter meinem Rücken!“ grollte der Alamanne. — „Gewiß! Denn Held Gero wäre in seinem Ungeßüm sofort offen gen Montfalcon ausgezogen, wobei ihm der Verräter leicht entwischen mochte.“ — „Welch' Unglück dann!“ schalt jener. — „Höre, Schwager,“ zürnte der König, hart vor ihm stehend bleibend, „du tust gerade, als sei dir leid, daß du ihn ergriffen.“

Gero zuckte die Achseln und brummte in den breiten Bart, der ihm bis auf die Brünne wogte. Karl verstand davon nur: „Die Flucht war ja schon vereitelt.“ — „Nein, nein!“ fuhr der Abt in scharfem Tone fort, „auf handhafter That des Verbrechens mußte ich den Hochverräter ergreifen. So rief ich erst kurz vor jener Mitternacht die Scharmänner unter die Waffen und forderte erst jetzt meinen tapfern Mit-Voten auf, im letzten Augenblick das Netz, das ich allein gestellt, über dem schuldigen Haupte zusammenzuziehen, wozu er als weltlicher Königsbote verpflichtet war. Das Ende weißt du, gottgeliebter Herr und Herrscher.“

„Abtlein,“ sprach Karl, Halt machend, „du hast dich wieder einmal verdient gemacht um dieses Reich der Franken. Fordere deinen Lohn.“ — Da funkelten die schwarzen Augen, aber streng verhalten sprach die singende Stimme: „Ich tat nur meine Pflicht; so verlange ich keinen Lohn.“ — „Das ist das erste Wunder, das ich erlebe,“ meinte Gerold staunend. — „Nur . . .“ — „Aha! jetzt kommt des Rätsels Lösung.“ — „Nur an ein Versprechen wage ich demütig zu erinnern, das du, Sanct Peters Liebling, vor geraumer Zeit einem andern gegeben hast.“

Karl fürchte leise die Brauen: „Florentius,“ dachte er. „Aber nein, ich halte dir Wort, Hildegard.“

„Nach dem Avarensieg,“ fuhr der Abt fort, „meinem

Neffen. Und wie die Heiligen nunmehr in ihrer Weisheit und Güte alles gestaltet haben, nun ist ja ein Haupthinderniß weggefallen, das zumal bei der Frau Königin — ich weiß! — entgegenstand . . .“ — „Auch das weiß der Spürhund,“ murmelte deren Bruder, und auch der König staunte. — „Sie erachtet es ihres Amtes,“ fuhr Romanus fort, „die Freiheit der Jungfrauen und Witwen bei der Gattenwahl zu schützen und . . .“ — „Und wohl steht dies meiner Schwester an, der Königin in diesem Reich der Franken!“ — „Fern sei's, das zu bestreiten. Aber jetzt haben die Heiligen selbst jeden Zweifel gelöst. Die Beneficien weiland Herzogs Adalrich sind wegen seines Hochverrats — denn er hat den Neffen zu dieser infidelitas angestiftet — der Krone heimgefallen: du, Herr König, kannst sie leihen oder zu eigen schenken, wem du willst. Aber auch die Allodien, all' sein Erbe kannst du einziehen.“ — „Soll ich eine Waise berauben?“ zürnte Herr Karl. „Die Waisen beschützen gebietet meine Königspflicht.“ Und Gerold nickte eifrig dazu. — Aber der Priester zuckte die schmalen Achseln: „Bei wie vielen Sachen hast du das getan!“ — „Ja, die Sachen! Diese gottverhassten Heiden! Nicht nur mir, dem Herrn Christus haben sie die oft beschworne Treue gebrochen . . .“ — „So sei's darum,“ gab jener geschmeidig nach. „Aber der Hochverräter Rothari! Auch all sein Eigen ist verfallen. Die Einziehung begleitet stets die Hinrichtung.“ — „Hinrichtung?“ rief der Präsekt. „Was spricht er da?“

Auch der König machte Halt in seinem Wandeln und sah den Ankläger stehend an. „Was ich sage? Die Wahrheit und das Recht. Ist's etwa nicht infidelitas, was der Langobarde verbrochen?“ — „Nein! Mit Vergunst, Herr König, laßt einmal — zur Abwechslung! — mich reden. Dieser Schriftgelehrte hat mir die auf-

gestöberten Zettel vorgelesen: sie bestätigen, sie erheben über jeden Zweifel die Versicherung, die mein Gefangener mir gegeben: nicht das war der Zweck, Desiderius wieder auf den Thron zu heben, nur, ihn aus dem Klosterkerker zu befreien: der gebrochene Mönch hat ausdrücklich geschrieben, für immer hab' er dem Königsstab entsagt: er sei kronmüde, weltmüde: er wünsche nur, sein Leben in Freiheit zu beschließen: schon war das Schiff gemietet, das ihn zu Tergeste aus deinen Reichen nach Byzanz zu seinem Sohn Abdelhis bringen sollte."

Karl warf einen scharfen Blick auf den Abt: „Ist das wahr? Steht das in den Briefen?“ — Romanus schwieg. — Aber Gerold fuhr fort: „Ei, ich sage ja, er hat mir's selbst draus vorgelesen. Ich — ich kann besser sechten als lesen, und vollends Geheimschrift . . .“ — „Gleichviel,“ unterbrach der Priester. „Auch Befreiung eines Gefangenen ist infidelitas, weil Bruch des Treue-Eides.“ — „Den aber hat der Bub nie geschworen!“ rief der Präsekt dazwischen. — „Was? wirklich?“ forschte der König eifrig. Das machte großen Eindruck auf ihn: denn erst dieser Eid begründete — nach seiner freilich falschen Auffassung — die Treuepflicht. — „Wahr und wahrhaftig!“ versicherte der Präsekt. „Laß die Schwur-Listen von ganz Friaul nachsehen —, du wirst seinen Namen nicht darin finden. Sein Oheim . . .“ — „Der alte Fuchs!“ zürnte Karl. — „Hat ihn stets außer Landes geschafft, wann wir Sendboten kamen.“ — „Das ändert viel,“ sprach der Herrscher nachdenklich. — „Alles, Schwager! Gedenke, wie du vor kurzem jene Thüringe nicht strafen wolltest — konntest —, weil sie dir nie geeidet. Und doch hatten Graf Harbad und die Seinen sich in Waffen gegen dich erhoben: der gute Bub hat nur aus Mitleid gehandelt.“ — „Und aus Liebe,“ sprach Karl zu sich selbst. „Wie würde das Frau

Hildegard verwerten!" — „Gleichviel!" wiederholte der Abt: „Einen Staatsgefangenen befreien . . ." — „Hat er das getan? Wo ist er denn, der Befreite? — Und nun kommt die Hauptsache, Herr König, pass' gut auf! — Die ganze Welt rühmt ‚Herrn Karls Recht': das heißt: seine weise Gerechtigkeit im Richten und Urteilsfinden: schon gehn davon Sagen und Märlein im Volk. Und ein wenig rühmt sich dessen auch Herr Karl selbst!" — „Kann's nicht leugnen," schmunzelte der. „Nun, wohlán, gib Antwort, du gerechter Richter! Vor wenigen Monden hatte dein Pfalzgericht eine seltsame Tat zu richten: der Forstwart Frikko von Hagenau . . ." — „Ah, ich gedenke!" — „Fand seinen Todfeind, den Grafen Wilbert vom Saarburggau, im Wasgenwald am Saum des Tannichts in der Mittagschwüle eingeschlafen, wie er wähnte. Er schlich hinzu und stieß ihm sein Weidmesser mitten ins Herz. Aber der arme Graf war — so stellte sich später heraus: dein Pfalzarzt, der kluge Jude Alexander, hat's bewiesen — schon vorher manjetot gewesen: auf der Wolfsjagd hatte ihn ein Gehirnschlag niedergestreckt. Die Jäger jedoch des so zweimal Gestorbenen waren hinzugelaufen, bevor der Mörder seine Waffe aus der blutenden Wunde hatte ziehen können: so ward er gegriffen auf handhafter Tat. Der Sohn des Grafen klagt vor dir um Mord: und du . . ." — „Ich sprach den Angeklagten frei Wie kann man einen Toten töten?" — „Eia, Herr Karl, und wie kann man einen Toten befreien?"

Der König stutzte: „Höre," sprach er dann, „Schwager, du wirfst mir zu feinsinnig hier am Hof: ich muß dich wieder ausschicken, Tschechenschädel spalten." — Bornig fiel der Abt ein: „Das sind Spitzfindigkeiten! Der Entführer wollte doch den Lebenden entführen." — „Und jener Forstwart wollte doch den Lebenden ermorden!"

erwiderte der Herrscher. „Nein, damit, Pfäfflein, kommst du nicht durch! Laßt mich jetzt allein. Ich muß mir's überlegen.“ — „Was ist da noch zu überlegen?“ drängte der Kriegsmann. „Jung Rothari ist nicht schuldig.“ — „Doch,“ entgegnete der König ernst. „Und gerade diese Pläne haben aufs neue gezeigt, wie wichtig es ist, in jenen Landen den Grollenden, Unverlässigen Reichtum und Macht zu nehmen und sie Treuverlässigen zu geben. Soll jenes Mädchen, die Tochter eines Unversöhnten, die weiten Güter ihres Vaters . . . ? Nein! Es dämmern mir allerlei Gedanken auf. Der wackere Florentius soll jenes Erbe gewinnen und — ohne Zwang! — der schönen Jungfrau Hand. Dein Schützling aber, du listiger Rechtsverschieber, soll — gerade dann! — doch — vielleicht! — am Leben bleiben. Aber all' das ist noch nicht reif, nicht klar. Laßt mich allein!“

V.

Am folgenden Morgen drang der Präsekt von Bayern eifertig in das Schlafgemach Karls, wo dieser, wie er pflag, gleich nach dem Aufstehn und dem Frühbad, während des Ankleidens mit einigen seiner vertrautesten Räte Staatsgeschäfte erledigte. „Jetzt, Herr König,“ rief der Schwager schon auf der Schwelle, „darf ich in meine Ostmark zurüdeilen: bin hier nicht mehr nötig als Anwalt des Langobarden! Denn jetzt ist seine beste Fürsprecherin gekommen.“ — „So ist Hildegard zurück?“ rief Herr Karl, und seine Augen leuchteten. „Wo steckt sie? Warum . . .?“ —

„Nein, eine andere. Die ist — mein Schwesterlein in Ehren! — beinahe noch schöner.“ — „Daß gibt's nicht. — Aber ich ahne! Aldagardis . . .“ — „Getroffen! Sowie sie im fernen Friaul durch die geflüchteten Gefolgen des Geliebten Gefangenschaft erfuhr, eilte sie, Tag und Nacht, ununterbrochen, über Berg und Thal hierher, deine Gnade anzuflehen. Heute Nacht kam sie hier an; ihr Muntwalt, Bischof Wernsrid von Cividale, in den Tagen seiner Weltlichkeit mein wackerer Waffenbruder, hat sie begleitet. Er weckte mich vor Hahnenkracht. Deine Gnade . . .“ — „Ob die ihr werden wird,“ unterbrach Karl sehr ernst, „daß liegt in ihrer eigenen Hand. — Du aber mach' nun wirklich, daß du heimkommst nach Bayerland! Gestern Abend spät kamen von dort her üble Briefe. Wieder einmal sind sie stehlend, raubend, fiegend und mordend eingebrochen, deine schlimmen Nachbarn von Böhmen her . . .“ — „Die Tischehen?“ rief der graue Held, und alles Blut schoß ihm zu Kopf. „Dieses Erzdiebsgefinde! Arbeiten können und wollen sie nicht, aber stehlen können sie wie die Meisterdiebe. Nun wartet, ihr Stülpnasen, ich komme! Leb' wohl, Herr König! Grüße mein Schwesterlein. He, hollah, mein Hengst, mein Hengst!“ Und er stürmte hinaus.

„Den wär' ich los,“ lachte Herr Karl vergnüglich vor sich hin. „Und Frau Hildegard ist noch nicht zurück: halt' sie nur noch ein Weilchen fest vor deinem Altar, Sankt Dionys!“ Da hob ein Türwart den Vorhang des Gemaches und meldete: „Der ehrwürdige Herr Bischof von Cividale und seine Mündel bitten dringend um Gehör.“ — „Eilt es der schönen Braut so sehr? Ei, sie weiß noch gar nicht, weissen Brant sie ist. — Gleich nach meinem Frühstück führe mir die beiden zu: aber nicht hierher, auch nicht in den Empfangsaal: — in den Pfalzgarten!

Ich muß nach meinen Edelrosen sehn. Der Gewittersturm dieser Nacht hat sie gewiß arg getroffen. Ich muß sie aufrichten.“

VI.

Nachdem das Unwetter der Nachtstunden sich ausgetobt, breitete ein strahlender Sommermorgen seine Klarheit, seinen Frieden über Stadt und Pfalz und zumal über den schönen, sorglich gepflegten Garten, der, in römischem Stil angelegt, von hohen Steinmauern umfriedet, das Palatium auf den drei der Stadt abgewendeten Seiten weithin umgab. Auf den zierlich geschlungenen, mit weißem, rotem und gelbem Sand bestreuten Pfaden, welche die vom Regen erfrischten Wiesen- und Blumen-Beete durchschnitten, wandelte langsam die mächtige Gestalt: — siebenmal maß er den eigenen Fuß. Der riesenhafte, breitbrüstige und breitschultrige Mann beugte gar sorglich das mächtige Haupt hernieder auf die Stockrosen, die, aus den grünen Rasenstreifen ragend, auf beiden Seiten den schmalen Gartenweg begleiteten.

Leise kopfschüttelnd band er die vom heftigen Regen und Sturm der Nacht niedergedrückten mit weißgelbem Bast, dessen er einen dicken Knäuel im breiten Gürtel trug, in besessener Mühung an dem Stock wieder auf: nicht leicht ward es den großen Händen, den derben, an Schwertgriff und Schildriem gewohnten Fingern die erforderlichen dünnen Schleifen und Knötlein zu schürzen: aber er ließ nicht ab: drei- und viermal versuchte er es von neuem, bis es gelungen war. Wohlgefällig betrachtete er nun sein Werk an einer hochragenden, prachtvollen, dunkelroten Rose, aus

deren zusammengeſponnenen Herzblättern er ſäuberlich mit zwei geſpizten Fingern eine Spinne zog, die er auf den Sand warf und mit dem ſchweren Fuße zertrat: nun band er ihren herabgeſunkenen Zweig auf und ſprach väterlich, wie zu einem Kinde: „Nein, gloria Italiae, ſchöne Tochter Welſchlands, dir ſoll kein Leid bei mir geſchehen, weder von Gewitterſturm noch von häßlichem Geziefer.“ Und er zerriß das Gewebe der Spinne.

VII.

Da knarrte die Türe, die aus dem Hofe des Palatiums in den Garten führte, und das erwartete Paar näherte ſich Karl, der ſich auf das Geräuſch hin gewendet hatte. Gar verſchieden war der beiden Schritt. Stürmiſch ſtrebte die Jungfrau voran: ihr ſchwarzer Schleier, ihre dunkelbraunen Locken flogen im Morgenwind. Ihr Muntwalt, der Biſchof, konnte ihr kaum folgen: er haſchte ſie an dem ſchwarzen Seidenmantel, der die Schlanke und Hohe in dem enganliegenden ſchwarzen, lang nachſchleppenden Gewand umhüllte.

„Langſam, Kind!“ mahnte er. „Um Gott! Nur keinen Ungeſtüm! Er iſt bei aller Herzensgüte leicht erzürnlich. Und dann, — dann iſt er ſchreckbar, der Herr Karl. Nur keinen Widerſpruch! Und vergiß nicht! — ſobald du zu bitten beginnſt, —: auf die Knie!“ — „Herzog Adalrichs Tochter knieet nur vor Gott!“ erwiderte ſie, warf das Haupt in den Nacken zurück, riß ſich loſ und eilte dem Biſchof weit voraus gerad' auf den König zu. Der muſterte ſcharf die Heranſtürmende: mit kundigem Blick maß er

das erglühende Antlitz, die stolze hochbusige Mädchengestalt: er war ein vielerfahrener Kenner von Weibeszschöne und er hatte auch diese Langobardin gut im Gedächtnis: allein so, so hatte er sie nie gesehen, wie sie jetzt edelste Bewegung verklärte: „Weiß Gott, das Weib ist wunderschön,“ sprach er vor sich hin. „Schwer ist es, ihr Nein sagen. Aber erst — erst die Probe. Wo, wo endet ihrer Liebe Maß? Wird sie bestehen? — Und schau’ nur, welcher Hochmut in diesen Zügen! Schlecht steht er der Flehenden.“ Er fürchte leise die Brauen. „Warte, der soll dir vergehen.“

Er verschränkte die Arme, fest in den dunkelblauen Mantel gehüllt, auf der Brust, und blieb regungslos, wie aus Fels gehauen, stehen, das unbedeckte Haupt ein wenig erhoben. So ließ er die Eilende herankommen. Er hatte erwartet, als sie nun dicht vor ihm stand, die königliche Gestalt zu seinen Füßen sinken zu sehen: aber Adalgarbis blieb stehen: nur die rechte Hand hob sie, weit geöffnet, gegen sein Antlitz empor und nicht leise bat sie, laut, recht laut rief sie: „Gnade, Gnade Herr König!“ Der sah ihr schweigend in die goldbraunen Augen.

Nun war der Bischof heran: — die gedrungene Gestalt, die gutmütigen, wohlwollenden Züge hatten immer noch mehr vom ehemaligen Kriegermann als vom Priester: „O König Karl,“ sprach er, „du bist mir immerdar ein guter Herr gewesen, so wirst du auch jetzt . . .“ — Aber da traf ihn ein Blick . . .: er verstummte. — Auch die Langobardin hatte den Blick gesehen: sie trat einen Schritt zurück. „Jungfrau Adalgarbis, was hast du mir zu sagen?“ — Nicht zornig, nicht drohend, aber streng, rauh wie Erz, kam das heraus. Jedoch das Mädchen hatte sich gefaßt: „O Herr König, . . . ich habe ja schon alles gesagt . . . das eine Wort: ‚Gnade‘.“ — „So? Weiter

nichts? — Keine Begründung? Keine Entschuldigung?" das klang schon herber. — „Wie kommst du, ein Mädchen dazu, für den Verbrecher zu bitten? Warum?" — „Ihr wißt ja: weil ich ihn liebe." — „So? Und mit welchem Recht?" — „Ich bin seine Braut." — „So? So?" zürnte jetzt Karl und strich mit der Hand über den leis ergrauten Bart, seine wachsende Erregung bemeisternd. „Ei, ei, Herr Muntwalt: seid schon so lang' Bischof und kennt immer noch so schlecht die Canones? Immer noch besser Speerwerfen, eh? Ihr habt Eure Mündel ihrem Vetter verlobt?" — „Nicht ich, Herr König: ihr Vater." — „So, so, so? Der?" Leichte Röthe stieg in seine Wangen. — „Ja," sprach das Mädchen fest. „Kurz vor seinem Tode." — „Ah, ich weiß, ich weiß jetzt," nickte er finster. „Unter einer Bedingung, nicht?" — „Ja. Aber sie ist erfüllt, die Bedingung." — „Freilich," ergänzte der König, noch immer zurückhaltend, aber mit unheimlicher Ruhe. „Er sollte ja nur versuchen — einmal versuchen! — den Gefangenen zu befreien. Wohlan: er hat's versucht. Und daß es mißlang, — das — das war nicht seine Schuld." — „Gewiß nicht," sagte das Mädchen. — „Ah, Verwegene, Wahnwitzige," brach es aus des Königs Mund und zornig trat er gegen sie heran: seine grauen Augen loderten drohend. Der Bischof wollte sie am Arm zurückziehen: aber sie blieb stehen.

„Hohn? Eitel Hohn mir ins Angesicht? Wahrlich, Langobardin, du lügst nicht!" — „Niemals. ‚Immer die Wahrheit,‘ lehrte mich der Vater." — Karl hatte sich wieder in der Gewalt; kühl, gelassen sprach er: „Wohl, so höre denn die Wahrheit so tapfer wie du sie sagst. Die Verlobung ist gegen der Kirche Verbot, sie ist nichtig. — Übrigens," — er hielt inne, blickte sie durchdringend an und schloß zögernd: — „jede Verlobung löst der Tod."

— „Herr König!“ schrie sie auf und wankte zurück, „Ihr werdet ihn nicht morden?“ — „Nein, aber hinrichten.“ Gisfalt ward das gesprochen. Sie fuhr mit einer Bewegung, deren Zweck beiden Männern unverständlich blieb, an die Öffnung ihres Busengewandes: da stockte die Hand: „Nein,“ hauchte sie vor sich hin, „noch nicht: noch atmet er.“ Alle Farbe war aus dem vor kurzem noch so hoch erglühten Antlitz gewichen: sie öffnete weit den Mund: aber die Stimme versagte ihr. Alle drei schwiegen.

„Und,“ wagte der Bischof, tief erschrocken, endlich zu fragen, „für welches Verbrechen?“ — Der König ließ sich jetzt gemach auf eine Gartenbank nieder, die, neben jener Edelrose, im Grase stand: „Das will ich Euch sagen, Bischof von Cividale,“ antwortete er ganz langsam. „Ein Fürsprecher — klüger sprach er für ihn als diese Tollkühne!“ und abermals verbüsterte sich seine Stirn — „mein eigener Schwager hat ihn in manchen Stücken geschickt verteidigt: mit dem Treubruch ist es nichts, weil er mir Treue nie geschworen, — das ward gestern erhärtet aus den Listen — mit dem Befreiungsversuch ist es nichts, weil der Mönch schon vorher gestorben war . . .“ — „Also!“ rief Abalgardis hoch aufatmend. — Und der Bischof sprach mit feuchten Augen: „Gott und Sankt Martin segne dich, Freund Gerold.“ — „Er konnte ihn doch nicht retten,“ sprach Karl langsam das Haupt schüttelnd. — „Was hat er sonst verbrochen? Nichts!“ rief das Mädchen; fast drohend klang die Stimme.

Aber das erzürnte Herrn Karl aufs neue: er sprang auf und hob die Rechte: „Geschöpf! Man streitet nicht mit mir.“ — Er atmete nun und hielt inne: dann setzte er sich langsam wieder. „Er hat das Schwert gezückt — halb aus der Scheide! — wider einen Sendboten des Königs.“ — Da erbleichte Herr Bernfried: „Der Un-

selige!" stöhnte er. „Er ist verloren. Darauf steht der Tod: — nach anderer noch grausamerer Pein.“ — Aber das Mädchen gab noch nicht nach: „Das geschah in Notwehr.“ — „Schau, wie rechtskundig sie plötzlich alle sind, — zu sein glauben! Nein, Rabulistin: der ergriffene Verbrecher hat das Recht der Notwehr nicht. Rothari hat das Leben verwirkt. Er stirbt.“ — Da stürzte die Jungfrau, wie vom Blitze niedergeschlagen, ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König.“

Eine leise Befriedigung flog über seine Züge: unmerkbar nickte er auf sie herab. — Er ließ sie eine Weile knien, bevor er langsam sprach: „Erhebe dich, Herzog Adalrichs Tochter.“ — Da schnellte sie auf, hob die heißen, tränenlosen Augen gen Himmel und flüsterte: „Vater, Vater verzeih . . . es geschah für ihn!“ — Der König hatte den Rückfall in den Troß wohl bemerkt: er war aufs neue gereizt. „Herr Bischof,“ sprach er, „Ihr würdet wohl daran tun, Eures Mündels, — des Hochverräters Kindes! — Hochflug herabzudrücken. — Du aber, Adalgarbis, höre deines Königs gnädig Wort.“ Sie öffnete hoffend die Lippen. „Ob jung Rothari lebt oder stirbt, — ich leg's in deine Hand.“ — „In meine?“ jubelte sie. „O so lebt er, lebt.“

„Ich — hoffe es: aber . . . ich weiß doch noch nicht,“ sprach er zögernd mit prüfendem Blick in ihre Augen. — „Höre mich ruhig an: unterbrich mich nicht wieder, rate ich! das macht mich wild, wilder als mir lieb. jene Verlobung also ist nichtig: deine Hand ist frei. Das Wohl des Reichs verlangt, daß diese Hand und deines Vaters reiches Allod — die Beneficien sind verwirkt — eines verlässigen und verdienten Mannes werde.“ Sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die dunkeln Locken,

aber auf eine warnende Bewegung des Bischofs fing sie einen trotigen Ausruf auf den Lippen. „Ich könnte dich nun zwingen . . .“ — „Nein, das könnt Ihr nicht mehr!“ kam es nun doch heftig zum Ausbruch.

Herr Karl zog die Brauen stark zusammen, aber sie achtete des nicht und fuhr fort: „Rothari hat es gesagt: — ein neu Gesetz . . .“ — „Schweig, Unsinnige!“ herrschte er sie an. „Du redest ihn und dich in das Verderben. Ich will dich nicht zwingen, weil . . . nun, weil ich nicht will. Frei sollst du dich entscheiden. Merke wohl: Du wirfst des Grafen Florentius Weib oder Rothari stirbt.“ — „Nie! Niemals! Nimmerdar!“

Der König erhob sich und maß sie mit langem, prüfendem Blick: doch war dieser Blick auf die Trogende diesmal nicht ungnädig, nicht zürnend: „Du hast gewählt,“ sprach er dann gelassen und schritt an ihr vorbei, dem Palaste zu.

Da faßte sich Herr Wernfrid ein Herz und trat ihm in den Weg: „Geduld, Herr Karl! Laß ihr Bedenkzeit! Ich gelobe dir, ich will in sie dringen, bis sie nachgibt. Denn was ist schließlich die Liebe zwischen Mann und Weib? In ein paar Jahren verblüht sie, — der tote Rothari aber bleibt tot. Schad' um sein junges Leben! — Kind, Graf Florentius ist ein wackerer, ja — ich kenne ihn gut! — ein edler Mann. Und bedenke: Rotharis Leben! Du kannst ihn retten und du willst nicht? Geht das über deiner Liebe Maß?“

Der König war stehen geblieben, die Ringende scharf musternd, die mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin starrte, die beiden Hände an die beiden bleichen Schläfe gepreßt.

„Meiner Liebe Maß?“ wiederholte sie tonlos. „Die Liebe — meine Liebe! — kennt kein Maß.“ — „Du

bist schuld — du allein — : die Liebe zu dir hat ihn dahin gebracht.“ — „Ja, ja, ich, ich allein, ich Unselige.“ — „Und bedenke,“ fuhr der Bischof näher tretend, fort: „nicht in freudiger klrrender Schlacht, nicht Speertod, schimpflicher Tod, Galgentod . . .“ — „Ah,“ stöhnte sie. „Und alles um meinetwillen.“ — „Und vorher: . . . die rechte Hand! . . . Und Blendung . . .“ — „Halt, halt! Ich tu's. Ich tu's“ schrie sie schrill auf und verzweifeln, sinnlos, bewußtlos stürzte sie auf das Antlitz nieder auf den Rasen unter der Rose.

Der Bischof ließ sich neben ihr nieder, hob ihr Haupt in die Höhe und legte es auf seine Kniee: ihre Augen blieben geschlossen: „Ihr habt's erreicht, Herr König,“ sprach er vorwurfsvoll. „Sie hat Ja gesagt.“

Herr Karl warf noch einen Blick auf das edle, jetzt so verstörte Antlitz: dann wandte er sich und schritt langsam dem Palaste zu: aber er schien nicht zufrieden: denn er schüttelte leise das Haupt.

VIII.

Nicht lange darauf ward der Vorhang eines kleinen einfenstigen Gemaches in einem Nebengebäude der Pfalz heftig aufgerissen und herein stürmte mit dem gellenden Ruf: „Rothari!“ eine schwarze Gestalt. „Geliebte! Du hier?“ erwiderte der Jüngling, wandte sich rasch von dem Fenster, durch das er sehnsuchtvoll hinausgeblickt hatte auf die grünen Wipfel der Gartenbäume, und fing die Wankende, Sinkende auf in seinen Armen. Aber wie erschraf er, als er die Verstörung in dem marmorbleichen Gesicht,

das unaussprechliche, versteinte Weh in den starrenden Augen wahrnahm. „Abalgardis! Was ist dir geschehen? Oder bangst du so sehr um mich? Ohne Grund! Gestroht! Du siehst, ich bin wohlbehalten. Der güttevolle König . . .“ — Die Jungfrau fuhr zusammen. — „Nahm mir nur das Wort ab, nicht zu entspringen. Dann wurden mir die Fesseln gelöst, ich ward hierher geführt: du siehst, nicht Schloß noch Riegel, — nur dieser Vorhang — sperrt den Ausgang. Und Herr Gerold hieß mich, bevor er abritt, gutes Mutes sein: er habe meine Sache geführt mit siegendem Erfolg und . . .“ — „O Rothari, Rothari!“ antwortete sie schluchzend, warf sich an seine Brust und ihre Tränen fluteten. — „Bei allen Heiligen! Fasse dich! Was droht dir? Oder mir?“ — „Weh, uns beiden!“ — „Wie? Woher? Warum kamst du?“

„Ich eilte hierher, durch meine Bitten dein Leben zu retten: ah, es ist gerettet!“ — „Danke, Danke dir, du Vielgetreue. Heißen Danke! Ja, ich hänge am Leben, mit aller Macht des Wunsches, zäh, gierig: ich leugne es nicht. Es wäre doch hart, grausam in der Vollbrust der Jugendkraft“ — er schauerte — „sterben.“

Da machte sie sich los von seinem Halse, bog sich zurück und sah ihm tief in die Augen: über ihre todes-
traurigen Züge flog ein seltsamer, hellerer Schimmer: „So lebst du gern, mein Geliebter?“ forschte sie dringend, mit wehmutweicher, rührender Stimme. „So ist es wirklich wahr? Dich vom Tode loskaufen, — es ist nach dem Wunsch deines Herzens?“ — „Aber gewiß doch! Leb' ich doch nicht allein, — nein, mit dir, für dich. Erfüllt ist mein Versprechen: tot liegt der arme König: kein Mensch mehr kann ihn befreien, den Toten im finstern Grabe! Du bist jetzt meine Braut, — bald mein süßes Weib . . .“ — „Oh!“ seufzte sie und sank auf den Schemel

unter dem Fenster. Der Jüngling kniete neben ihr und faßte die beiden kalten Hände: „Was, . . . was ist dir? Was kann uns drohen?“ — „Das Untragbare. Höre! Höre alles! Du bist — du warst dem Tode — dem schimpflichen, dem grausamsten Tode“ — sie erbebte — „verfallen.“ — Er erbleichte: „Du du sagtest doch . . .?“ — „Ja, der König hat dir das Leben geschenkt . . .“ — „Nun also!“ — „Aber gegen einen Preis . . .“ — „Jeden! Was soll ich zahlen?“ — „Nicht du! — Ich.“ — „Du? Die Unschuldige?“ — „Ja, ich! — Ich versprach's.“ Sie sprang auf. „Ich mußte! Ich muß. Du wirst frei und ich . . . ah,“ schrie sie auf, „ich werde des Grafen Florentius Weib.“ Da warf sie sich mit ausgestreckten Armen auf das Pfühl des Gefangenen, das Gesicht in den Rissen vergrabend.

„Nie! Niemals! Nimmerdar! Nein, lieber zehnmal sterben!“ schrie Rothari wild, daß die Wände dröhnten. Er sprang hinzu und rüttelte sie unsanft auf: mühsam erhob sie sich. — „Das? Das hast du versprochen? Nie hast du mich geliebt.“ — „Ich glaube doch,“ hauchte sie und schloß die Augen. — „Das ist nicht die wahre Liebe“: rief er überlaut. „Hier endet und wendet der Liebe Grenze. Für mich sterben, . . . das hätt' ich verstehen können . . .“ „O wie gern! Aber mein Tod rettet dich nicht!“ — „Aber das? Nein! Und du konntest wähnen — auch nur einen Augenblick glauben! — ich werde das Opfer annehmen?“ — „Armer Freund! Annehmen? Du wirst nicht gefragt. O schilt nicht! Es zwingt mich das Entsetzen. Denke doch nur: das Diebesholz, der Galgen! Und diese Liebe, liebe Hand!“ Sie umfaßte wie schützend seine Rechte mit beiden Händen. „Und diese lichten Augen! O Grauen!“ Und sie verstummte vor Weh.

Alein er konnte nur immer wieder das Eine denken,

fragen: „Und du hast es wirklich versprochen? — „Ich gab mein Wort.“ — „Du darfst's nicht halten!“ schrie er, faßte sie ungestüm an beiden Schultern und sprach ihr dicht in das Antlitz: „Unselige! Unsinnige! Du weißt ja nicht, ahnst ja nicht, was du damit getan. Was weiß, was ahnt ein Mädchen, eine Jungfrau wie du von der Ehe! Wisse denn: Ehe sonder Liebe ist des Weibes äußerste Schmach. Das Brautbett ohne Liebe ist das Bett der Dirne!“ — „Halt!“ rief sie und tastete an der Wand, sich zu halten. „Welche Worte!“ — Jedoch der Verzweifelte fuhr fort: „Denke doch! Lerne, was dir droht. Nicht deine Seele kann er dir nehmen: aber dieser Leib, dieser herrliche, einem Tempel gleich heilige, dieser keusche, jungfräuliche Leib, — er wird des ungeliebten Mannes von jedem Haar deines Hauptes an. Dulden mußt du, wie ein gebunden Schlachtlamm, alles, was immer die schonungslose Glut seines Verlangens begehrt, ihm lassen, ihm geben alles, was mir gehört, mir allein. Denk' dich — o denk' dich mit ihm allein — hinter verriegelter Thür — allein mit ihm in dem dämmerdunkeln Brautgemach — fühl' es, wie er dich trotz allem Sträuben in die Arme zwingt, wie er dir den Schleier vom Haupte zerzt und den Gürtel von den Hüften, denk' deine Ehre geschändet. . .“ — „Nein! Nein!“ schrie sie wild aufstehend und an den Eingang zu fliegend. „Hör' es! König Karl! Ich tu's nicht. Ich kann's nicht. Nein oder tot. Lieber stirb, mein Geliebter, gleich mir. Nach mir!“

Und nun hart vor dem wallenden Türvorhang stehend, riß sie aus dem Busengewand einen kleinen Dolch und stückte ihn hoch, bevor Rothari hinzuspringen konnte.

IX.

Hell bligte die schmale Klinge: aber sie erreichte nicht die wogende Brust.

Aus dem Vorhang trat Herr Karl, hauchte ihre Faust, entwand ihr mit ehernem Griff die Waffe und steckte sie in seinen Gurt. „Halt, rasche Jungfrau,“ sprach er ernst, aber ruhig, ohne Zorn. „Lebe.“

„Aber nicht geschändet, Herr König!“ —

„Und du, meine Adalgarbis, du konntest glauben, auch nur einen Augenblick hätt' ich deine Ehre überlebt? Nutzlos, bei Gottes Treue hättest du sie geopfert.“ — „Schilt sie nicht zu hart darum,“ mahnte der König, „sieh, wie gebrochen sie auf das Bett dort sinkt. In jenem Augenblick, da ich so schwer sie prüfte, wußte sie nicht mehr, was sie sprach, was sie tat: so überschritt sie denn der Liebe Maß. — Und so hast du,“ sprach er nun gütig, an sie herantretend, „so hast du, trotzig Kind, wirklich geglaubt, König Karl werde dich mit dem Tod des Geliebten bestrafen dafür, daß du ihm Treue hieltst? Oia, ich hätte Frau Hildegard nicht mehr in die Augen schauen können. Mich schmerzte es tief in der Seele, als du riefst: ‚ich tu's‘. Und froh schlug mir das Herz hinter diesem Vorhang, — wie gern gewährte ich deine Bitte, ihn allein zu sprechen! — als ich hörte, wie ihr beide — er zuerst und dann so tapfer auch du — den Tod wählten statt des Bruches der Treue. Das wird eine Ehe, wie Frau Hildegard sie will. Ja, ja, glaubt es nur. Ich selber setze die Erlaubnis durch bei meinem Freund Papst Hadrian: er schuldet mir noch mehr als das an Dank. Du bist frei, Langobarde.“

Da sanken beide — auch die stolze Adalgarbis — vor

Herrn Karl auf die Kniee: „O mein König,“ rief Rothari, „wie bist du groß und gut. Woher all diese Gnade?“

„Steht auf, dann sollt ihr's hören. Nicht mir allein: — diesen beiden habt ihr viel zu danken.“

Er trat an den Vorhang und schlug ihn zurück.

„Frau Königin!“ rief das Mädchen.

„Florentius!“ rief Rothari.

Die beiden traten herein, ein freudiges, ein schönes Lächeln auf den Lippen.

„Wie wie kam all das?“ forschten die Liebenden.

„Das kam so,“ erklärte mit holdseliger Freundlichkeit die Königin. „Auf dem Rückweg von Sanct-Denis traf mich nahe vor Aachen — dieser wackre Held, der auf dem Wege war, spornstreichs hierher zu eilen, um . . . nun redet Ihr, Graf.“

„Um eine Lüge aufzudecken und ein Unheil zu verhüten,“ sprach mit edelm Ausdruck der dunkeläugige Romaine, den jede Schönheit seiner Rasse zierte. Mein Oheim war von hier nach Reims gereist, mir seinen Plan und dessen, wie er betenerte, sicheres Gelingen mitzuteilen, mich zur Mitwirkung zu mahnen. Beim Bau dieses Plans hatte er nur einen festen Grund“ — er zögerte, dann kam es anmutvoll heraus . . . „die tiefe, echte Liebe, die ich für diese edle Jungfrau trage: ihre Hand wäre die Krönung all' meiner höchsten Wünsche gewesen. Als er mir nun aber enthüllte, — enthüllen mußte — mit welchen Mitteln er mir diese Hand zuwenden wollte, da rief ich zornig: nie nehm ich ein Weib, dessen Herz eines andern ist, das sich opfert, meinen tapfersten Waffengenossen, den Montfalcon, zu retten. Und — so fragte ich stauend — wie kann der König um jener Befreiungs-Wagnis willen den Helden töten, dem er den herrlichsten

Sieg verdankt? Da mußte denn mein Ohm gestehn, er habe damals in seinem gleich auf dem Schlachtfeld verfaßten Bericht an den König nicht dem wahren Sieger, Rothari, sondern mir das Verdienst der Entscheidung zugeschrieben."

"Ja," unterbrach der Herrscher, "nun wissen wir's: du, junger Bergfalk, tatst damals den Siegesflug. Du hast den Reiterangriff der Langobarden befohlen und geführt, der die stark schwankende Schlacht entschied: dafür steh' ich tief in deiner Schuld — schon lang. Der Abt aber, der König Karl belogen, ist schon unterwegs in die leere Zelle des Mönchs Modestus."

"Der brave Bub, der Florentius da," fiel die Königin ein, "ist kein Falsch nit an ihm. Er bat mich, ihm beizustehen, dem Liebespaar zu Hilf zu eilen. Nu, er hat mich nit lang bitten müssen! Wir trabten hierher, was nur die Höslein springen konnten. Und mein Mann" — hier traf den ein zärtlicher Blick — "der Herr König, sprech' ich — ich muß ihn loben! — der war auch gar bald herum geredet. Warum? Ich mein' allweil, es war ihm schon leid, daß er dem schönen Mädchen so hart geredet hat."

"Ja, und König Karl wird's gut machen," schloß dieser. "Rothari, Herr Herzog von Friaul, du schwörst mir jetzt Treue und wirst sie mir, ich weiß es, fortan wacker wahren."

"Bis zum Tod, mein König."

"Zur Hochzeit schenk ich dir all die verwirkten Güter. — Du aber, schöner Troßkopf, kennst du noch diese Rose?"

Er griff in den Brustlaß seines Wamses. "Sie stand dabei, als du so schwer littest: es wäre alles nicht so scharf geworden, — ich wollte nur das Maß der Liebe

prüfen — hättest du mich nicht immer wieder durch Stolz und Widerspruch gereizt —."

"Ja, den kann er halt einmal nit vertragen," lächelte Frau Hildigard.

"Nimm jezt dafür diese Rose zum Pfande meiner königlichen Huld für alle künft'gen Tage. Ich habe selbst sie aufgerichtet nach dem Gewittersturm und sie gelöst aus häßlichem Gespinst: da nimm sie hin, die gloria Italiae!"



III.

Einhart und Emma.

Frau

Henriette von Mikulicz-Radecki

freundschaftlich zugeeignet.

I.

„Und kurz: ich mag nicht, kleine Frau Königin!“ sprach Herr Karl und stand — ziemlich lebhaft! — von der Bank auf, die in dem Palastgarten zu Aachen neben einer gar schönen Hochrose stand: »gloria Italiae« hieß sie und war vom heiligen Vater aus Rom geschickt. „Und wenn ich nicht mag . . .“ — „Dann magst du nicht,“ lächelte die zarte Frau, die erwachsene Töchter hatte und doch noch so mädchenhaft zu schauen war. „Das weiß man im Abends- und im Morgenland. Und niemand,“ seufzte sie drollig, „weiß es besser als ich.“ — „Ja, dir geht's schlecht unter meinem Gewaltzwang,“ lachte er. „Aber komm, steh' auch auf und laß uns wandeln: zum langen Sitzen, auch unter den Strahlen der sinkenden Sonne, ist's doch schon zu kühl in diesem Herbstmond: — in sechs Wochen wird der Herr geboren: — gestern Nacht hat's schon ein fein Schneelein geschneit, eine Meie, — schlimm für die Sauen, gut für den Weidmann.“

Frau Hildegard erhob sich und hing sich an seine Seite, die Hand auf seine Schulter hebend, wie er die Gartenpfade dahin schritt: auf einen seiner lang ausholenden Schritte kamen immer anderthalb gehüpfte ihrer Füßlein.

„Wenn ich nun doch einmal nicht mag,“ wiederholte er im Gehen. — „Ich hab' ja gar nichts gesagt! Du rennst nur deine eigenen Gedanken kampfsüchtig an.“ —

„Gegen diesen König von Northumberland — wie heißt er doch? Ich habe so viele Könige im Kopf!“ — „Eardulf.“ — „Ist ja gar nichts einzuwenden. Nur, daß sein Königreich da drüben liegt, jenseit des Wassers, im Nebel des Westens, und nicht in einem Tagritt von Nachen aus zu erreichen. Nun meinte er zwar, sie werde doch nicht einsam sein auf dem fernen Eiland der Angeln, da ihre Schwester Bertha dem Königssohn von Mercia, Egfrid, sich vermählen werde.“

Da lächelte die Mutter, schritt aber tapfer weiter: „Die ist auch noch nicht drüben!“ — „Ja, ja! Was würde mein Herr Kanzler Angilbert dazu sagen, ihr gar warmer Freund! Und nun vollends Emma, unsre Jüngste, unser Nesthäkchen! Glaub's gern, daß sie ihm gefiel! Aber die gäb' ich am liebsten gar nicht her.“ — „Nun, darauf darf sie sich jaß nichts einbilden! Hast noch keines hergegeben unserer Mädel. Ich versteh's: die Mutter wird alt, und Herr Karl muß junge Schönheit um sich haben.“

Er drückte sie an die breite Brust, neigte sich tief herab und küßte sie auf den blonden Scheitel: „Es reicht noch bei dir! — Kurz, Emmalein bleibt. Wie viele liebe Gesichter, Männer und Weiber, seh' ich nicht mehr um mich her. Roland liegt unter den Felsen von Ronceval, Erich in der Steppe der Aaren!“ Ein Gewölk der Trauer zog über die hohe, klare Stirn. — „Nicht daran denken, nicht!“ mahnte die Frau. „Sie wandeln im Licht des Herrn, die treuen Helden!“ — „Ja, aber auch Lebende miß' ich schwer. Paulus der Diakon, des Warnefrid wadrer Sohn, ist mir ins Kloster entronnen. Und denke nur: neuer Verlust droht. Des Allerliebsten!“ — „Nicht Einharts?“ Sie blieb erschrocken stehen. „Sag' nein!“ — „Einharts,“ nickte er, sie weiter führend. — „Wer,

wer darf's wagen, ihn dir — dir! — streitig zu machen? Denn ablocken kann ihn dir niemand! Freiwillig verläßt der uns" — sie verbesserte sich rasch: — „läßt er seinen König nicht. Wer kann?" — „Er! Er, der alles kann: viel mehr als ich!" — „Den mücht' ich sehen!" rief Frau Hildegard und blickte dem Gatten freudig und stolz ins Antlitz. — „Hast ihn schon gesehen," lachte Herr Karl. „Am gelben Tiber!" — „Der heilige Vater? Der?" eiferte sie, „der soll doch nur schon ganz zufrieden sein mit dem, was du alles für ihn getan hast gegen Langobarden, gegen Byzantiner, gegen . . ." — Herr Karl schüttelte das mächtige Haupt: „Der heilige Vater ist nie zufrieden!" — „Diesen lieben Buben aber soll er uns hübsch lassen! Von Herzen mag ich ihn." — „Hab' noch kein Weiblein gesehen, das ihn nicht mag, den ‚Heinen', wie wir alle ihn nennen." — „Wie gelehrt bei so jungen Jahren, wie geschickt. Wie gelehrt — nochmal sag' ich's! — und doch nicht langweilig! Du lachst? Du, das ist felsen! Neulich — ihr kamt aus eurer Pfalz-Schola — einer, — nun, ich will ihn nicht nennen! — es ist der Höchstgelehrten einer —! hält mich an vor meinem Wäsche-Schrein, denke nur!" — „Verbrecherisch! Im heiligsten Tun!" — „Endlos hielt er mich auf mit weisen Reden. Glücklich entkommen klag' ich mein Leid Herrn Theodulf . . ." — „Eia, dem schönen Goten, Bischof und Poet von Orleans!" — „Der meinte: ‚Langweilig, Frau Königin? Dafür ist er doch Professor! Und noch dazu des Königs geheimer Rat.' Aber," fuhr sie ernsthaft und eifrig fort: „Einhart darfst du mir nicht fortlassen! Nein, nein, was würde Emma sagen? Sie hat immer ganz glühende Wangen nach den Lehrstunden in Ovid. Und was will denn der Papst mit ihm?" — „Nun, nicht Ovid lesen, eifrig Mütterlein! Paulus der Diakon hatte den Freund in Rom so hoch

gerühmt: nun soll er in der Cancelei Sanct Peters . . ."
 — „Nein, nein!“ — „Ja, wenn die Frau Königin der Franken mit dem Füßlein stampft, muß auch Sanct Peter nachgeben. Emma bleibt: — wenigstens ganz in der Nähe. Ich habe eine Überraschung für sie,“ schmunzelte er, „und für dich vielleicht hent' Abend noch. Und Einhart bleibt auch: für den hab' ich auch eine, reich an Ehren. Aber leichte Schneeflocken schweben herab: — zart ist mein holdes Weiblein: — komm ins Hans.“

II.

Für den Abend dieses Tages hatte die Königin dem Seniskalk Audulf nur „kleine Tafel“ angesagt: das heißt außer der königlichen Familie sollten nur ein paar der vertrautesten Freunde teilnehmen und nicht in der großen Festhalle, in dem kleinen Speisesaal waren die Tische gedeckt. Als die höchst einfache Mahlzeit — am Spieß gebratene Hasen, Herrn Karls Lieblingsspeise, wurden an den Jagdblansen selbst hereingetragen, — zu Ende ging, tat er seinen dritten und letzten Trunk — Elsäßer, Sigoltzheimer, — schob den Goldbecher zur Seite, legte sich behaglich in dem hirschledernen Faltestuhl zurück und sprach mit seinem freundlichsten Blick:

„Gia, Jungferlein Emma und Meisterlein Einhart, Bielfeiner, schon gar lange, denkt mir, wähen eure Lehrstunden. Heute wollen wir nun mal sehen, wie weit ihr es gebracht habt miteinander. Was ist es doch, daß ihr — von Ovid — zusammen leset?“ — „Die Verwandlungen, Vater,“ erwiderte der zierlichen, elbischen Emma

silberhelles Stimmlein: sie war in allen Stücken der anmutreichen Mutter Ebenbild. — „Mit der Kunst zu lieben — *ars amandi!* — sind sie wohl schon fertig,“ flüsterte Graf Rorich von Maine der üppig schönen hochbusigen Rothtrud zu, neben welcher der gutmütige Seniskalk ihm — wie immer — den Platz zugewiesen hatte. — „Still, du Vielschlimmer,“ kam es leis, aber zärtlich zurück. „Es sind nicht alle Leute im Palast so arg wie wir.“ — „Und so glücklich.“ — „Ah, das Kind! Den Vater schläge der Schlag, dächte er dergleichen.“ — „Und doch: ‚Liebe bringt zu Tage‘: ’s ist ein alt Mahnwort.“

„So, die Verwandlungen?“ lachte der König. „Horatius Flaccus — das heißt der fromme Meister Alkuin! — meinte neulich, das sei ein Zauberbuch: wer viel darin lese, werde selber verwandelt. Hüte dich, Töchterlein: so hold wie du bist, könntest du dich nur verschlechtern! Freund Audulf, laß das Büchlein bringen. Und wann die andern fort sind . . . sonst beschämt ein Schniger meine Kleine zu arg und sie spotten gern, die bösen, alten Schwestern . . .“ — „Oho!“ riefen da Rothtrud, Bertha und Gisela wie aus einem Munde. — „Ja, sie unterdrücken mir mein armes Nesthäklein, wie die schlimmen Schwestern das Aschenbrödel: aber vielleicht kriegt dafür auch mein Aschenbrödel den schönen Prinzen! Komm zu mir, Kleine.“

Und als sie zu ihm getrippelt war, knipfte er sie auf sein Knie: „Noch leichter als die Mutter! Ist’s möglich? Und doch trägt das Kind schon dicke Böpfe — und was für schöne hellgoldige! — als wenn’s ein ausgewachsenes Mädchen wäre.“ — „Bin doch volle sechzehn Winter, Vater!“ — „Ihr andern geht nun alle. Vergesst mir nicht das Nachtgebet: die Heiligen behüten enern Schlummer. Auch all’ ihr Diener geht, wir bedürfen enen nicht mehr.“

Einhart bleibt, ich habe noch mit ihm zu reden. Und auch mit dir, weiß Köselein. Da bringt der Buchwart schon das Buch. Frau Königin, rüd' näher zu mir her. Nun zeige, Kind, was du gelernt hast bei diesem jungen Weisen. Weiß Gott, eure Jahre zusammengelegt erreichen nicht die vierzig. Und doch schon so gelehrt — alle beide. Nun, Einhart, fang' an!"

III.

Der Jüngling — er zählte zweiundzwanzig Jahre und mit Grund hieß er der Feine am ganzen Hof — erhob sich von seinem Sitz am untersten Tafelende und stellte sich mit dem aufgeschlagenen Pergament so an des Königs Seite, daß die Jungfrau — unter dem hellen Schein der drei Hängampeln gerade über ihrem Haupt — bequem hineinschauen konnte. Freundlich ruhten der Königin Augen auf der schlanken Gestalt des jungen, hochgeborenen Edelings, — sein Vater wie die Vorfahren waren Grafen im weinfrohen Maingau — auf den feingeschnittenen Zügen, deren Weiße das reiche dunkelbraune Gelock noch hob. Das seelenvolle Auge adelte ein Ausdruck scheuer Bescheidenheit, zarter, inniger Zurückhaltung: ohne es zu ahnen war der „jungfräuliche Knabe“, wie sie ihn nannten, der Liebling aller Frauen. „Er ist rein wie ein Mädchen,“ dachte Frau Hildegard, „wie ich war, bis . . .“

„Wir sind noch ziemlich im Anfang,“ begann der Lehrer, ein wenig verlegen. „Die Fürstin hat immer so viel zu fragen . . .“ — „Nun ja, ich muß doch alles gründlich nehmen, nicht? Ich lese nicht weiter, bis ich

das Gelesene voll verstanden.“ — „Recht, mein Töchterlein! Prinzessin Pflichtgetreu sollte man dich nennen.“ Und er strich ihr zärtlich über den blonden Scheitel. — „So stehen wir erst beim neunzigsten Vers des ersten Buches,“ erläuterte Einhart. Und er las nun langsam den lateinischen Text, den die Schülerin sofort Zeile um Zeile auf Deutsch, das heißt auf Uferfränkisch, wie das Haus der Karolingen sprach, wiedergab.

In Versen würde ihre Übersetzung etwa so gelaute haben:

„Erst war die goldene Zeit: ein Geschlecht von Menschen, das
willig,

Ohne Gesetz und Zwang und Bewachung, übte das Rechte.

Unbekannt war Strafe wie Furcht, noch drohte kein Richter.

Noch umgürteten nicht hochragende Mauern die Städte,

Noch kein schmetterndes Horn rief, keine Drommete zum Kampfe,

Noch erglänzte kein Helm und kein Schwert und . . .“

„Hört auf!“ lachte Karl. „Gar langweilig muß sie gewesen sein, eure goldne Zeit! Da ist mir unsere eiserne lieber trotz mancher Bösheit meiner lieben Untertanen. Was hätt’ ich zu tun, wenn ich nicht Gesetze erlassen, Urteile finden, Schlachten schlagen dürfte? — Laßt’s genug sein! Die Kleine versteht’s ja schon ganz gut. Sie muß belohnt werden!“ Damit hob er sie von seinem Knie, stellte sie gerade vor sich hin und nahm ihre beiden Wangen in seine beiden Hände: „Nun merk’ auf: erste Belohnung: du sollst nicht in das nebelseuchte Eiland der Angelsachsen, brauchst nicht König Cardulf von Northumberland zu heiraten.“

Das Mädchen lachte: „Vielen Dank, lieber Vater. Aber das ist keine Belohnung.“ — „Wie so?“ fragte er erstaunt. — „Den hätt’ ich doch nie geheiratet.“ — „O kleine Rebellin!“ Das kam etwas ungehalten heraus. Die Mutter,

ein loenig hinter seinem Stuhle sitzend, legte den Zeigefinger an den Mund und bedeutete mit hochgezogenen Brauen, nicht so offen zu trogen. Aber der Vater zürnte schon nicht mehr: „So schlimmtrösig du bist, — ich mag dich nicht entbehren. Drum hab' ich dir drei wackre Helden, in Krieg und Rat erprobte Männer, die mein Palatium oder doch mich nie verlassen, — zur Auswahl ausgesucht: einen Herzog, einen Pfalzgrafen und einen Marschall: du kennst sie alle: einem von den dreien wirst du vermählt: morgen wirst du mehr hören und entscheiden: zu Weihnachten ist die Hochzeit.“

Da erschrak die Königin, aber noch viel mehr erschrafen Emma und Einhart. Zene faßte sich zuerst: „Aber Vater! Sie ist ja noch ein Kind!“ — „Ist sechzehn Jahre. Als du so alt warst, hattest du mir schon zwei, — ja zwei! — Knaben geboren. Ist dir's schlecht bekommen?“ — „Dreizehn Jahre zählte ich, als . . .! Du hattest mich gezwungen!“ — Da lächelte er verschmigt: „Nicht daß ich wüßte! Vielmehr kamst . . .“

„Karl!“

Das ward so feierlich, so todesernst, so drohend gerufen, daß er ganz erschrocken auf seinem Stuhle herumfuhr, ihr Gesicht zu sehen. Das trug den Ausdruck höchsten Ernstes, ja tiefer Gefränktheit. „Nun, nun! Sei gut! Ich . . . Sei nur gut.“ Und er griff nach ihrer Hand, die sie nur zögernd gewährte.

Einstweilen hatte sich Emma von ihrem Schrecken erholt: aber nun traten ihr Tränen in die Augen: „Vater! Das wirst du nicht . . . Ich kann nicht. Ich kann ja doch nicht. Nie!“ — „Das hat schon manches Jungfräulein gesagt, das später enkelreiche Großmutter ward. Nicht bitten! Es hilft nichts. — Aber auch der Lehrer muß seine Belohnung haben. — Erschrick' nicht, Feiner: du

solßt nicht heiraten! Nein: höre und freue dich. Seit dich mir Abt Vaugulf aus Kloster Fulda mit reichem Lob an den Hof gesandt, — denn Mönch oder Priester wolltest du nicht werden — hast du all dies Lob mehr als bewährt: zumal aber hast du gar Wunderbares geleistet in allem, was Bauwerk, was Kunstwerk jeder Art anlangt. Wie schön hast du zuletzt die Kirche der Gottesmutter hier am Palast vollendet: ein Wunderwerk ist sie zu schauen.“ — „Keine Kunst, darf man durch die Gnade des Herrschers dazu die schönsten Säulen aus Rom und Ravenna kommen lassen!“ meinte der Jüngling. — „Ein Stümper nicht, nur ein Meister weiß sie so zu verwenden! Wohl, ich schaffe für dich ein neues Reichsamt, das soll nur dem Erzkanzler nachstehn: Reichsoberbaurat bist du von Stund an: mein Archi-Architekt! (Kann man das sagen? Muß Alkuin fragen!) Und du solßt entwerfen und leiten alle Bauwerke, die ich ausführen lasse in meinem weiten Reich. Fang’ morgen an und entwirf mir den Plan einer Rheinbrücke bei Mainz, gleich gut für mein Heer und meine Kaufleute brauchbar, also fest und breit. — Aber, bei Sanct Denis, Männlein, Feinlein, was ist dir? Bist ja leichenblaß, zitterst! Hat dich die Ehrung so überrascht, daß du nicht ein Wort des Dankes findest? Nun, erhalte dir solch bescheidenen Sinn! Und jezt gute Nacht! Komm, Hildegard!“ Er faßte ihre Hand und schritt mit ihr die paar Stufen hinauf, die im Hintergrund des Saales zu einer Erhöhung leiteten, aus der die Türe in das Innere des Palastes, zu den Schlafräumen in dem — einzigen — Oberstockwerk führte. Dabei wandten sie dem jungen Paare den Rücken: so sahen und hörten sie nicht, wie die beiden sich ungestüm an den Händen faßten und rasch ein paar Worte flüsterten: dann fuhren sie scheu auseinander: Emma eilte der Mutter nach die Stufen

hinauf, während der Jüngling langsam, gesenkten Hauptes, tief traurig dem Hauptausgang am andern Ende des Saales zuschritt.

IV.

Zu dem Palatium zählte man eine Menge von Häusern, die, eine kleine Stadt für sich, getrennt von dem vicus Machen, bildend, um das Hauptgebäude verstreut lagen. Aber auch dies Hauptgebäude, der „Palas“, barg hinter seinen hohen Steinmauern eine ganze Anzahl abgeschlossener, streng viereckiger Höfe. Der umfangreichste war der Brunnenhof, so benannt nach dem Hauptbrunnen des Palastes dicht neben den Steinstufen, die, von einem vorspringenden gewölbten Ziegeldach überragt, zu der Eingangstür der Frauengemächer führten, in denen die Königstöchter mit ihren Palastjungfrauen schliefen — das war im Süden —, während die Königin das Schlafgemach des Gatten, gerade gegenüber im Norden, teilte. Zwischen beiden waren im Osten in kleinen Einzelgemächern die, wie wir sagen würden, „Bivillebeamten“ des Hofes untergebracht, — indes gegenüber, im Westen, die kriegerischen Palatine wohnten; all' diese Gemächer lagen in dem Oberstock: die Räume des Erdgeschosses dienten Wirtschaftszwecken. —

Man hielt frühe Stunden ein dazumal: das Leben in dem Palast erwachte in der hellen Jahreszeit bei dem ersten Morgenstrahl: jezt, im November, noch vor Tagesanbruch. So ging man denn auch früh in der Nacht schlafen. Daher brannte auch in dieser Nacht ein paar Stunden nach dem Abendschmaus nur noch in dem einen oder andern der zahlreichen Gemächer, deren Fenster in den „Brunnenhof“ blickten, hier und da ein einsam spätes

Licht. Dunkel lagen die Frauengemächer des Südflügels, dunkel das Schlafgemach des Königs-paares: auch die kriegerischen Palatine, ritt-, jagd- und dienst-müde, schlie- fen alle: auf der Seite der „Schreiber“, wie man sie zusammen- fassend nannte, im Osten glomm nur aus einem Fenster noch der matte Schimmer einer Ampel.

Still war's in dem weiten Raum: die speertragenden Wachen standen nicht in diesem Innenhof, draußen vor den geschlossenen Toren, in den Säulengängen vor dem Palast. Hier war nur vernehmbar das eintönige Gießen des Brunnens in seine weite dunkelrote Porphyrschale: es wirkte einflullend in seiner Eintönigkeit. Kein anderer Laut: auch in den Lüften nicht: ein schwacher Windhauch nur schob die grauweißen, schwer herabhängenden Wolken lang- sam von Südwest nach Nordost. Dunkelheit wechselte dabei mit grellem Licht: denn wann der Vollmond manchmal hinter dem langsam ziehenden Gewölk hervortrat, dann strahlten die breiten weißen Pflastersteine des Hofes seinen Glanz grell blendend wieder. —

Der Türmer auf dem „Uhrturm“ des nächsten Hofes hatte eben mit dem Holzhammer auf eine mächtige Halb- kugel von Erz die zwölf Schläge der Mitternacht getan, — tiefes Dunkel waltete jetzt ringsumher —, da glitt eine schlankte Gestalt, in einen weitsfaltigen grauen Mantel ge- hüllt, aus der ganz leise geöffneten Eingangstüre des „Frauen-Flügels“, und hielt einen Augenblick auf der obersten Stufe, den ganzen Hofraum, soweit es die Finsternis verstattete, überspähend. Dann huschte sie lautlos, wie ein Gespenst, die Stufen hinab, lief, ohne anzuhalten, ohne auf- oder umzusehen, nach rechts, — gen Osten — schräg über den Hof gerade auf die „Schreiber-Pforte“ zu. Sie schob die nur angelehnte sacht zurück, schlüpfte hin- durch und stand nun vor der Steintreppe, die in den

oberen Stock führte, von dem flackernden Licht einer Pechfackel in eiserner Öse unstät beleuchtet. Sie stieg die Stufen hinauf, erreichte einen langen Gang mit zahlreichen nach Westen gerichteten Türen, wandte sich hier nach links, zählte drei solcher Gellen-Türen von der Treppe an und hielt vor der vierten. Diese tat sich geräuschlos nach innen auf: sie schwebte über die Schwelle — und sank um.

V.

Allein im Sinken umfingen sie zärtlich zwei Arme und ließen sie sacht auf eine an der Wand stehende, mit weichen Fellen bedeckte Truhe niedergleiten: hier lehnte sie den Hinterkopf an die Mauer und schloß die Augen: zum Springen klopfte ihr Herz. Da schob Einhart den mit Pergamenten, Winkelmaßen, Zirkeln bedeckten Tisch zur Seite, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Emma, Geliebte!“ flüsterte er dann. „Wie soll, wie kann ich dir danken für diese . . . diese Großtat der Liebe! Du — du Königskind! — kommst zu mir! Durch die Nacht, durch das Grauen, trohend der Gefahr, der Schmach der Entdeckung, des Königs furchtbarem Zorn. O wie soll ich je vergelten! Und warum . . .?“ — „Weil ich dich liebe!“ hauchte sie, die sich nun erholte und zärtlich über das braune Gelock des vor ihr Knieenden strich.

Jetzt sprang er auf, eilte an das — einzige — Fenster und schob von innen den völlig bedeckenden Holzladen vor: „Man kann von drüben, von den Palatinen-Zimmern deutlich bis auf die Truhe sehen: ich fand das gestern,

Graf Morich besuchend. So! Nun sind wir sicher.“ Er slog wieder auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie: „O habe Dank für dieses Wagnis! Nie hätte ich es dir zugemutet.“ — „Es mußte sein,“ erwiderte sie, die Hand zurückziehend. „Sonst wär’ es wahrlich nicht geschehen. Es ist das letzte — wie das erste — Mal! O wie pocht mir das Herz. Aber wir mußten bereben — heute noch, vor Morgen, — deshalb flüsterte ich es dir zu! — was nun zu tun gegen des Vaters schrecklichen Plan. Ach, er liebt mich so zärtlich! Wie Unrecht ist es, was ich jezt tue! Unrecht gegen ihn und gegen die Mutter, die engelreine, engelgute!“ — „Geliebte, es soll deine einzige Heimlichkeit sein. Hat der König den gedrohten Zwang aufgegeben, dann . . .“ — „Dann gestehen wir alles von dieser Nacht! Aber doch . . ., ich schäme mich so arg, daß ich hier bin.“ Und sie verhüllte das Köpflein im Mantel. „Rein! Laß meine Hand!“ — „Es mußte doch sein! Du sagst es ja selbst. Wie gern wär’ ich, dir diesen Gang zu sparen, zu dir geeilt!“ — „Unmöglich! In dem Frauenhaus zur Nacht ein Mann! Fest zwar schläft Anastasia, die alte Bajula, in dem Bett dicht neben dem meinen: — mich hörte sie nicht entchlüpfen und nun schläft sie wohl fort, bis ich wieder in den Rissen liege. Aber dich, unser Sprechen hätte sie doch wohl gehört. Und auch in der Lateinstunde geht es nicht mehr von heut’ an. O wie selig waren wir da zu zweien! Da zuerst ist all’ das so leise, leise, aber immer wärmer in mir aufgewacht! Die tief geheime, süße, süße Herzensfreude an deiner Stimme, deinem Auge — welch heißer Schauer . . .“ — „O du Geliebte!“ — „Nicht! Nicht mich berühren — hier — bei dir! — zur Nacht! Bitte, nicht! Rein muß alles sein und bleiben an dieser meiner argen Nachtfahrt. Aber wir sind nicht mehr allein mit Ovid! Die Mutter

— sollte sie etwas ahnen? — hat von morgen ab dazu die Bajula an meine Seite befohlen. Und wir mußten doch einig werden: — noch vor Morgen. Höre denn: nie laß ich von dir, mein Einhart, im Leben und im Tod. Nie werd' ich eines andern. Eher sterb' ich." — „O Königskind, was tust du für mich!" — „Was ich muß, weil ich dich liebe." — „Und du weißt es: ich brauch' es nicht zu schwören: du bist die Seele meiner Seele: nie bin ich von dir zu scheiden!" — „Ich wußt' es, ich weiß es. Aber höre weiter: ich ertrage sie nicht mehr, diese feige, unwürdige Heimlichkeit: laß uns das Geschick, das uns droht, was es sein mag, rasch herbeiführen und offen: willst du? Ja, du hast den Mut deiner Liebe. Auch das wußt' ich. So wollen wir morgen vor die Mutter hintreten und ihr alles gestehn!" — „Ja; ist's doch nur ein einz'ger Kuß!" — „Ihre Fürbitte beim Vater hoffe ich, denn du bist ihr gar wert. Aber, täusche dich nicht, Geliebter: er ist oft unerbittlich. Und sein Zorn kennt keine Schranken. Vielleicht — ja wahrscheinlich! — sehn wir uns morgen zum letzten Mal: er reißt uns auseinander — für immer." — „Gleichviel. Du hast recht. Ein Ende dieser Heimlichkeit!" — „Gut, mein Freund. Und nun — laß mich fort!" Sie erhob sich von der Truhe. — „Schon? Schon jetzt? O weile noch!" — „Nein! Keinen Augenblick länger als nötig, als unerlässlich war. Aber laß mich erst zum Fenster hinausspähen, öffne den Laden ein wenig! —, ob's dunkel, ob's leer ist da unten."

Er schob den Laden sacht zurück — da rief er: „Oh all ihr Heiligen! Was ist das? Taghell! Der Vollmond! Aber das nicht allein: Schnee! Fußhoher, dichter Schnee. Während wir sprachen —! Schnee überall." — „Was tut's? Ich scheue die Mäße nicht!" — „Aber Kind! Deine

Fußspuren! Du hast das kleinste Füßlein im Palast. Man wird, man muß erkennen, wer in der Nacht von der Schreibertür nach dem Frauenflügel . . ." — „O Gott! Was tun wir?“ — „Komm nur hinab. Die kurze Strecke trag' ich dich auf meinen Armen.“ — „Nein, nein, nein,“ rief sie, scheu, erschrocken vor ihm zurückweichend bis an die Wand des Gemaches. „Rühr' mich nicht an! Du darfst nicht!“ — „Nur auf den Armen . . . die paar Schritte!“ — „Nein! Eher lauf ich zur Mutter hinüber, wecke sie, sage ihr alles.“ — „Beileibe nicht: vor den Ohren des Königs! — Halt! Da kommt mir ein andrer Einfall: ich wate dir voraus durch den Schnee bis an den Brunnen: du dicht hinter mir: in jede meiner großen Fußstapfen setzest du die zierlichen Schuhe: so gibt es nur eine — eines Mannes — Spur von meiner Tür bis an den Brunnen: das fällt nicht auf: oft wird vor Tag dort für uns Wasser geholt: von dem hohen Brunnenrand aber bist du mit einem Sprung auf den Eingangsstufen eurer Türe: auf denen liegt kein Schnee: das Dach überragt sie. Komm, Geliebte!“ Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise auf den Behen aus dem Gemach über den Gang, die Treppe hinab, zur Haustür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee: freilich das Mondlicht und der weiße Widerstrahl beleuchteten den ganzen Hof, so hell wie Taglicht: aber in dem ganzen weiten Raum — das war nun auch genau zu erkennen — weilte kein Mensch. So gelangte die Jungfrau sicher wieder in das Frauenhaus. In der Türe zog sie die Schühlein aus, eilte die Treppe hinauf und schlüpfte in die Kissen, unbemerkt von der alten Bajula.

VI.

Aber nicht unbemerkt von andern Augen hatte das Paar den Schnee durchstapft! Von Herrn Karl war nach ein paar Stunden der Schlaf gewichen, wie ihm das oft geschah. Dann pflegte er sich vom Lager zu erheben, ganz sacht, um Frau Hildegard nicht zu wecken, und bei dem Licht der Häng-Ampel zu lesen: — immer wieder im „Gottesstaat“ Sanct Augustins — oder auch auf einer Schiefertafel allerlei flüchtige Gedanken in kurzen Worten festzuhalten, um sie am Morgen wieder zu überlegen, auch etwa mit seinen Räten zu erörtern. So hatte er auch diese Nacht getan. Er trat ans Fenster, durch das der Vollmond jetzt helleres Licht herein goß, als die Ampel von der Decke her verbreitete. Allmählich entsank Tafel und Griffel seinen Händen auf das Fenstersims und sinnend, halb träumend sah er empor zum Himmel, in das nun schon fern hinziehende Gewölk, in den immer sieghafter hervortretenden Mond, der, widergestraht von der weißen Schneedecke, fast blendenden Glanz verbreitete.

„Der erste Schnee, der bleibt! Wie friedevoll, wie feierlich! Wie sanft gleicht er alle Unterschiede aus! Gleichmäßig legt er seine weiche, stille Decke unten auf die Pflastersteine, oben auf die runden Tor-Bogen wie auf die spitzzackigen Zinnen. Gleich: — friedevoll: — still! Ein weißes Vorbild von dem dunkeln Tode. — Und der Mond, der volle. So scheint er jetzt auch herab auf Ronceval, auf Erichs Grab in der Steppe, auf jene vielen Sachsengräber an der Aller. War's wohlgetan? Ja, denn nicht für mich, für den Herrn Christus. Ich tät's nochmal! — Und so scheint der Mond jetzt auch auf Rom und auf Sanct Peter. Ob wohl auch — zu dieser Stunde — auf

Jerusalem und meine Kirche dort, und zu Bagdad auf Freund Haruns Palast? Weiß nicht! Muß morgen den Feinen fragen. Der Bub' weiß alles! Da drüben wacht er und forscht, der Unermüdliche, seine Ampel brennt noch: durch den halb offenen Laden strahlt ihr Licht! — Ei, was ist das? Aus dem Schreibertor stapft in den Schnee ein Mann — so spät! Er wendet sich um: ah, 's ist Einhart! Und nun — aus der Tür — eine zweite Gestalt — mantelverhüllt — ein Weib offenbar. Welche Sitten! Einhart! Aber wer, welche Nachtdirne . . .? Sie schaut umher — die Kapuze fällt: ah Emma, Emma! — Hildegard, Frau, wach auf!“ Er schrie gellend: — „Rasch hierher — ans Fenster! Du mußt es selber sehen, — sonst glaubst du's nie! Da schau: Emma und Einhart! Sie kam aus seiner Tür. Ah, bei Gottes Bohn, sie sollen's büßen!“

VII.

Und sie küßten schwer. Mit Mühe hatte die Mutter den Bohnwütigen abgehalten, sofort in der Nacht Lärm zu schlagen, beide Liebende in Haft zu nehmen. Endlich sah er ein, daß er das Ärgerniß, die Schande dem Palast, — und den Eltern! — füglich sparen könne: das junge Paar ahnte ja nichts von Gefahr, dachte nicht an Flucht. Aber sobald das Leben im Hause erwacht war, — ruhelos, rastlos, war Herr Karl all' diese Stunden hindurch tobend, knirschend, stöhnend durch das Gemach geschritten, während Frau Hildegard leise weinte, — befahl er dem Seniskalk Audulf, Einhart in dessen Gemach für verhaftet zu erklären und einen Scharmann vor die Türe zu stellen mit dem

Befehl, ihn, wolle er entweichen, niederzustößen. „Die Bajula jedoch, die alte Kupplerin . . .“ — „Aber Karl!“ seufzte die Frau. „Das glaubst du selbst nicht von ihr!“ — „Oder schläfrige Schnarch-Muhme! Hinunter mit ihr in den Strafkeller der Mägde! Die Nachtfahre aber bleibt eingesperrt in ihrem Gemach: — du gehst nicht zu ihr.“ — „Nicht also! Die Mutter gehört zum Kinde, jetzt mehr als je. Ich bin mit schuldig: wie konnt' ich soviel Jugend, soviel Schönheit sich allein überlassen! Zu spät kam mir die Vorsicht. Ich büße mit, was ich mit gefehlt.“

Die Geschäfte des Tages brachte auch dieser schlimme Tag. Der König erledigte sie finster, stumm: seine Gedanken, seine Schmerzen weilten nur bei dem einen. Schweigend wiederholte er sich immer wieder die Worte: „Mehr als alle meine Kinder hab' ich sie geliebt, mehr als alle Freunde — nach Roland! — ihn. Wie hab' ich ihn geehrt, überschüttet mit Gunst und Ehre! Nun wartet, beide!“

Er hatte eine Weile daran gedacht, das Pfalzgericht zu versammeln, öffentlich als Ankläger aufzutreten — der Pfalzgraf hätte an seiner Statt den Vorsitz übernommen — und ein Strafurteil wegen Verletzung der Palastzucht zu beantragen. Von diesem Vorngebanken, der sein Haus im ganzen Reich und draußen bei Freund und Feind würde verunehrt haben, kam er bald selbst zurück. Aber unerbittlich, unwiderruflich hatte er beschlossen, das Paar für immer zu trennen und schwer zu strafen. Um fest zu bleiben, hatte er sogar — gegen seine Art! — seiner Gattin wiederholte Versuche, ihn zu sprechen, mit allerlei Vorwänden von Geschäften abgewiesen.

Zum Mittagmahl war er nicht erschienen, sondern mit

ein paar Jägern ausgeritten in den nahen Rheinwald und hatte dort nach rasendem Rennen einen hastigen Jagdimbiß eingenommen.

Spät am Nachmittag zurückgekehrt, fand er der Königin schriftliche Anfrage vor, was er beschloffen habe? Er schrieb unter ihre Zeilen kurz: „Trennung für immer. Einklosterung. Er geht als Mönch in mein neues Kloster zu Hamburg, den heidnischen Dänenkönig Sigfrid zu bekehren und dessen grimme Tare: noch keiner ist wiedergekehrt von diesem frommen Werk. Und sie geht auf Lebenszeit in das strengste Kloster meines Reichs und an dessen andere Ecke: zur heiligen Cäsaria nach Arles. Willst du mich heute noch sprechen, mach' ich zur Bedingung, daß du keine Fürbitte wagst.“ Dann siegelte er selbst das Schreiben und schickte es ihr aus seinem Arbeitsgemach, wo er sich in Papstbriefen und Kapitularien-Entwürfen vergrub.

VIII.

Nach einigen Stunden — schon waren die Wachskerzen in den hohen Bronze-Leuchtern entzündet — ließ sich die Königin melden und trat ein.

Er verharrte in dem Sitz an dem Urkundentisch, wo er ihr den Rücken zuehrte, ohne umzuschauen. „Du weißt,“ sprach er in rauhem Ton, „unter welcher Bedingung . . . : komm nicht, um zu bitten.“

„Nein, ich komme, um Abschied zu nehmen.“

So erschreckend ernst, so grabeßfeierlich kam das heraus in der geliebten Stimme — sonst so andern Klanges! — : — es zog Herrn Karl herum in seinem Schreibstuhl: er

sah ihr ins Antlitz — und da, da riß es ihn empor. Entsetzt sprang er auf: „Hildegard! Du siehst aus als wärest du gestorben!“

„Ich bin gestorben. Für die Welt und zumal, o Karl, für dich. Ich lebe nur noch Gott, der Neue, der Buße. Leb wohl, Herr Karl. Ich hab' dich sehr geliebt. Ach — allzusehr. Dies goldne Ringlein, — es umschloß all' mein Glück! Da . . . da!“

Die Stimme versagte ihr unter Tränen. Sie streifte den Ehering vom Finger, küßte ihn und legte ihn leise auf den Urkudentisch. „Leb wohl!“ Sie wandte zur Türe. „Halt!“ rief Herr Karl, sie am Arme haschend. „Welcher Wahnsinn! Wo — wohin willst du?“ — „Wohin ich gehöre: ins Kloster! Nach Arles: zur heiligen Cäsaria.“ — „Was . . . was fällt dir ein?“ — „Das Notwendige. Du hast mein Kind — o fürchte nicht, daß ich bitten werde! — dazu verurteilt: nicht schelte ich dein Urtheil. Sie hat ihren Geliebten aufgesucht, heimlich zur Nacht: zwar einmal nur, zum erstenmal: es sollte auch das letzte Mal sein.“ — „Ah, wer weiß!“ lachte er grimmig. — „Ich weiß: meine Tochter belügt mich nicht. Sie wollten sich besprechen gegen deinen — plötzlichen — Heirathsbeschluß und heute noch wollten sie sich mir entdecken.“ — „Ah, glaubst du?“ Er zuckte die Achseln. — „Nein: ich weiß: solche Verzweiflung täuscht nicht. Und nicht ein Kuß ist geküßt worden in dieser Nacht. Nein, Karl, zweifle nicht: es wäre deiner unwürdig: schau dem Kind ins Auge.“ — „Und wenn! — Und wenn auch all das wahr wäre . . .“ — „So bleibt es Unrecht und du kannst es strafen, strenge strafen.“ — „Nun also!“ — „Aber dann strafe gerecht — wie Herrn Karls Ruhm ist vor aller Welt! — wie die Tochter — — die Mutter.“ — „Wie? Was meinst du damit?“

Da trat sie einen Schritt näher und sah ihm tief in die Augen: „Hast du vergessen? So ganz vergessen? Freilich, viele Jahre sind's: da war in Schwabenland am Neckar ein Mädchen erwachsen — ach nein, ein Kind kaum aufgeknospt! — dreizehn Jahre alt. Und da kam ein Gewaltiger und sah das Kind und er fand Wohlgefallen an dem Kind. Und er wollte, er ‚mußte‘ die Kleine haben. Und die Eltern, hochgeehrt und hochbeglückt, sagten freudig Ja. Und sie — die Kleine?“ — Da traten Tränen in die hellen Augen: „Wie hätte sie nicht Ja sagen sollen? Ihn nicht lieb haben, nicht den Gewaltigen anbeten in ihrem kindlichen Herzen? So ward sie seine Braut. Das war vor Weihnachten, in drei kurzen Monaten, zu Ostern, sollte die Hochzeit sein. Aber . . .“ sie stockte, sie errötete über und über, griff nach der Lehne des Stuhles, endlich fuhr sie fort: „Aber der Wilde, Ungeduldige, Heißbegehrende, — er konnte, wollte nicht einmal so kurze Zeit warten, nicht warten, bis dieser Ehering . . . Und sie? Ach, er ruhte nicht, bis ihm das Kind den Willen tat. In dem Schloß der Eltern ging's nicht an: da . . . da ging sie heimlich zu ihm. Nicht einmal — o nein, wochenlang! Der Schnee fiel damals wie heute, wann sie sich nachts zu ihm in das Tannicht stahl, in die Jagdhütte. Und oh — es blieb nicht beim Kuß . . .“ — Da brach sie aufschluchzend ab und verbarg die Augen in den Händen.

„Hildegard! Vorwurf nach so vielen Jahren!“

Gleich richtete sie sich wieder auf: „Vorwurf? Nein! Aber trifft mein Kind, mein unschuldig reines Kind um ach! so viel geringere Schuld so schwere Strafe, so muß ich sie teilen. Ehrlos wär' ich sonst. Leb wohl, mein Karl!“

Da stürmte er auf sie zu, schloß sie inbrünstig in die

Arme, küßte ihre Stirne, Augen und Mund und rief:
„Hildegard, geliebtes Weib! Vergib! Vergib für damals
und für heut'. Ich mach' es gut. Nimm, bitte, nimm
den Ring zurück, — den Ring, der all mein Glück! Und
eile zu ihm. Ich gehe zu ihm. Morgen, morgen soll die
Hochzeit sein!“



IV.

Herrn Karls Recht.

Frau

Klara von Hase

freundschaftlich zugeeignet.

I.

Hoch, herrlich und freudig hielt Herr Karl, der Kaiser, Hof in seiner Pfalz zu Aachen. Ja, auch freudig, trotz der großen Aufgaben, die von allen Himmelsstrichen her auf sein Haupt gehäuft — oder von ihm selbst herangezogen — wurden: denn Herr Karl war größer als sie alle. Und seine all' überwindende Lebenskraft und Lebensfreudigkeit brach durch jene Lasten immer wieder wie Springquell durch Schutt und Geröll: beim hallenden Horn der Jagd zumal vergaß er rasch und völlig die Sorgen der Herrschaft: er liebte das edle Weidwerk.

So hatte er denn auch an einem Frühtag des von ihm so benannten „Winnemanoth“ — des Maïs — „den ganzen Palast,“ Männlein und Weiblein, Laien und Geistliche, Palastgesinde und Palastgäste geboten und geladen zu einem großen Jagen auf all' das zahlreiche und mannigfaltige Wild, das sich damals noch in den Wäldern, Sümpfen und Heiden östlich von Aachen gegen den Rhein hin barg. Sieghaft hatte die Morgensonne bald nach ihrem Aufstiege die silbergrauen Nebel des Flußgeländes durchbrochen: trillernd grüßten sie, immer höher steigend, die Vögelchen.

Schon lange hatte in dem von hohen Mauern und geschlossenen Toren rings umhegten Palasthof die große Menge der geladenen Jagdgäste sich geschart: die edeln

Rosse stampften und scharreten, ungeduldig des Ausbruchs, die klugen, „Wild gehrenden“ Hunde jeder Art, von den mächtigen „Bären-Stellern“ zu den schlanken „Hirschjägern“ und den schwimmkundigen „Bieberern“ und „Otterern“ gaben hell Geläut und zerrten die jungen Meutewärter vorwärts gegen die Tore hin. Zahlreich saßen schon im Sattel die Großen des Palastes, Kronvasallen, Grafen: aber auch gar mancher Bischof, mancher Abt, den von dem kanonischen Jagdverbot ein höherer Amtsbruder entbunden hatte: oder wohl auch die eigene fröhliche Weidlust. Diener, Jäger jeder Jugend, jedes Alters füllten den Hof; zumal auch die Falkner, auf silberner, aber mit weichem Wolltuch überzogener Stange die noch gekappten edeln Jagdvögel tragend, den Wanderfalk von Island oder den scharfen Blaufuß von dem flandrischen Falkenwert: schrill gellete der den Kampfruf hervor.

Plötzlich schmetterten in das Wiehern und Scharren der Rosse, das Gebell der Rüden, das Schwagen und Lachen der Jäger hinein zwei hallende Hornstöße von der obersten Stufe, der Balustrade der Porphyrterrasse des Hauptgebäudes: auf flogen von innen die Flügel der Doppeltür: über die Schwelle trat eine gewaltige Helden-gestalt, um Hauptes Länge alle überragend: Herr Karl. Freundlich grüßend schritt er die Stufen hinab: da verstummte alles, auch der Hengste Gewieher und der Rüden Gebell. Hinter ihm drein wogte aus dem Innern des Palastes eine blendende Fülle von jugendlicher Schönheit: Herrn Karls wunderherrliche Töchter, die schönsten Mädchen — so rühmte man — in seinem weiten Reich, gefolgt von ganzen Scharen edler Jungfrauen, die auch — denn die Herrinnen hatten ja keinen Vergleich zu scheuen — aus den hübschesten Adelstöchtern am Hofe gekoren wurden: so huldreich wie vornehm dankten sie den jungen Palatinen,

die ihnen, die Stalldiener zurückdrängend, eifrig die Hände unter die Sohlen hielten und ihnen so auf den Rücken der Pferde halfen, welche sie, wie Männer reitend, kräftig mit den Schenkeln umspannten. Herr Karl aber schwang sich ohne Hilfe auf den starken friesischen Eisenschimmel, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, hob die Rechte, rief laut schallend: „Hallhà, Hallhà!“, das Thor des Palastes drehte sich in seinen schweren Angeln und hinaus ins Freie brauste der laute, farbenprächige, der freudige Zug.

II.

Nicht als Jäger, nur als Begleiter des Jagdzugs hatten sich angeschlossen zwei Geistliche, welche die eigne Gewandung und die Ehrerbietung des Gefolges als hohe Kirchenfürsten erkennen ließen. Nur den Anfang des Mittes machten sie mit auf ihren Maultieren: als die Sonne höher stieg, bogen sie im Eingang des Waldes links ab zur Seite in einen schattigen Talgrund, wo an dem Ufer eines silberhellen Baches die achteckigen Zelte von buntgestreitem Linnen aufgeschlagen waren: hier sollte nach vollendetem Weidgang das Jagdmahl die Zurückkehrenden erwarten.

Der eine, der Dunkelhaarige, Schlanke, ließ sich von den Reitdienern aus dem Sattel helfen, der Blonde, Breitbrustige wies die diensteifrigen Hände zurück und schwang sich, trotz seines reifen Alters und der weißen Haare, leicht auf die Erde: „Nein,“ lachte er, „alleweile reicht's noch vom Eselsrücken herab: vor kurzem war's auch vom Kampfhengst herunter nicht zu hoch. — Kommt nun, ehrwürdiger

Bruder, — dorthin, in das zweite Zelt. In dem wollen wir die Rückkehr des Herrn Kaisers abwarten. Einstweilen kann ich Euch, Bruder Theodulf, gar manches, nach dem Ihr fraget, beantworten, — vertraulicher hier, als in dem Palast, wo zehn horchen, wann einer spricht. — So, herein in das Zelt! Da ist ein Faltestuhl für Euch — ich, alter Jäger, sitze lieber auf des Herrgotts grünem Waldmoos.“ Damit ließ er sich auf den weichen Rasen niedergleiten. „Nun, ihr Askoluthen, geht nur. Macht, daß ihr hinauskommt. Und draußen, — nicht horchen! Ihr hört durch die Wände, aber ich sehe durch sie.“

Als nun die Bischöfe allein waren, rief der ältere mit herzgewinnender Stimme, während die frischen blauen Augen freundlich auf den Genossen leuchteten: „Willikumm, Herr Theodulf! Mögt Ihr alles hier am Hofe finden, was Ihr sucht.“

Der Begrüßte, dessen dunkle Farben, feingefchnittene Züge und zierliche Gliedmaßen Beimischung romanischen Blutes bezeugten, antwortete der bajuvarischen Aussprache auf Lateinisch: „O Herr Arno, schon hab' ich unsagbar mehr hier gefunden als ich gesucht. Ich bin geblendet von all' dem Glanze des Palastes. Aber am meisten doch . . .“ — „Von ihm, von Herrn Karl! Ja, den muß man erst gewöhnen,“ nickte Bischof Arno. — „Aber wie kommt's, daß Ihr erst jetzt den Hof aufsucht, doch lange schon dem Kaiser wert?“ — „Ich fand viel Arbeit vor in meinem Bistum Orleans: geistliche und — weltliche! Diese hat mir des Kaisers eigener Sohn, Herr Ludwig, gar leidig gemehrt.“ — „Da steht Ihr nicht allein,“ lachte der Bischof. „Aber neben der vorgefundenen und aufgedrängten Arbeit macht Ihr Euch selbst viel andere — im Dienst der Musen: man rühmt Euch den ersten ‚Poeta‘ der Zeit.“

Der Belobte winkte ab mit der kleinen, feinen Hand und lächelte: „Und wär' es wahr, — so wär's recht wenig. Was sind wir alle, selbst Abt Angilbert, gegen Vergil!“ — „Das laßt nur nicht Freund Alkuin hören,“ lachte der Bajuware. „Der ist mir fast allzu fromm geworden, er bereut all' die Zeit, die er auf diese sündigen Heiden gewendet.“ — „Nun, ich bereue sie nicht. — Es mag in meinem halb römischen Blute liegen.“ — „Ihr seid doch Gote?“ — „Ja, von der Schwertseite! Aber . . . eine alte Sage unsres Hauses nennt flüsternd meinen Ahn Roderich, den letzten Gotenkönig, und meine Ahnfrau Domina Cava, die schöne Römerin.“ — „Oh ich weiß! Man singt noch manch Lied von dieser heißen Liebe. Sie war so heiß, sie konnte die geistliche Segnung gar nicht abwarten. Der junge Gotenkönig pflückte sie gar rasch, die schönste Blüte von Toledo.“ — „Mag sein: 's war Sünde, schwere Sünde! Vielleicht aber rührt daher des späten Enkels Freude an, — wie sag' ich nur? — am Glanz des Schönen!“ — „Hm,“ lächelte Herr Arno, „die Freude daran hätten andere Leute wohl auch. Aber Ihr könnt dieses Teufelszeug, das man schön nennt, nicht nur genießen, — auch selbst schaffen.“ — „Ach, schlecht! — Aber mich daran berauschen, — ja! Ein fruchtreiches Tal, lachend im Sonnenschein, ein Heiligenbild auf Goldgrund am Rand einer Handschrift, der Bau Herrn Karls — und Einharts! — an der Marienkapelle dort neben dem Palast, der Klang der römischen Orgel darin: — sie entzücken mich. Aber auch — wovon ich anhub! — der Glanz, die Lebenspracht an diesem Hof! Wie sie da ausbrachen zur Jagd, die Mädchen, die Männer, Herrn Karls herrliche Töchter, ihre Jungfrauen, die Palatine, ihre Tracht, die prachtvollen Roffe, die . . .“ — „Ja, ja,“ schmunzelte der Bayer, „'s ist schön. ‚Argschön,‘ sagt man bei uns

an der Salzach. Manchmal zu schön, murren manche Leute.“ — „Kann etwas auf Erden auch zu schön sein?“ — „Ei, das kommt darauf an. Ich kann viel davon vertragen, — andre nicht. Da ist König Ludwig . . .“ — „So? Nun im Vertrauen: gerade gegen den zu klagen und wie er waltet in seinem Aquitanien, — deshalb kam ich her. Wir haben Güter dort: er sollte doch einsehen, daß Thron und Reich beruhen auf den kleinen Freien, die sein weiser Vater schützt: er aber unterdrückt unsere Freibauern, verschenkt sie als Eigene an . . .“ — „An seine Schmeichler und Ausfanger. Auch hier am Hof: da ist der Abt Castinus . . ., nun, findet sie selbst heraus. Ich mag sie nicht angeben. Aber König Ludwig und seinen Nächsten, rat' ich, deckt sie nicht auf, Eure Freude an dem ‚Schönen‘, wie Ihr sagt, an sündiger Weltlust, wie jene schelten. Und leider! muß man zugeben: an diesem Hof geht's manchmal allzu — nun, man darf schon sagen: allzu lustig zu. Habt Ihr schön Rothtrud gesehen, des Kaisers älteste Tochter, auf ihrem Rappen und an ihrer Seite den Grafen Rorich von Maine?“ — „Ja! Welch prächtig Reiterpaar!“ — „Und auch sonst ein Paar! — Und Bertha, die blonde, üppige, des Vaters stolzes Ebenbild?“

Theodulf nickte freudig: „Und an ihrer Linken Abt Angilbert von Saint Riquier. Sie sprach so geheim zu ihm von Sattel zu Sattel, als wollte sie ihm beichten!“ — „Nicht nötig!“ lachte Herr Arno. „Er kennt ihre süßesten — nein, wohl ihre einzigen — Sünden: er hat sie mit-gefündet.“ — „Ei, ei!“ — „Und was sagt der Herr Kaiser hierzu?“ — „Nichts sagt er! Verheiraten will er seine schönen Töchter nicht und sie hergeben, weil er — wie Ihr, Herr Poeta! — sich gern an ihrem Glanze sonnt. Und die Wahrheit ist: es fehlt seit dem Tode von Frau

Hildegard, — des einzigen Weibes, das er wahrhaft geliebt! — den Mädchen die Mutter, dem Palast die Zucht der Hausfrau. So treiben es denn Pfalzfräulein und Palatine so, — nun so unbefangen, daß die heilige Mutter Kirche ihre beiden sonst so scharfen Augen zudrücken muß: denn mit ihrem größten, aber etwas eigentwilligen Sohne darf sie's nicht verderben. Ach, ich sag' ihm wohl zuweilen die Wahrheit, aber mit mehr Born als Erfolg. So läßt er's am Hofe gehen wie es geht. Und es geht recht lustig! Denn dem Beispiel der Töchter — Herr Karl sieht an ihnen nur die Schönheit! — folgen gar viele ihrer Edelmädchen. So daß König Ludwig — der ist nun wieder allzufreundseindlich! — ein Kapitular durchsetzte beim Kaiser, . . .“ — „Ah, ich weiß: ‚über die Zucht im Palaste‘.“

„. . . Wonach ein Palastfräulein, das, unverlobt, geheimen Verkehrs überführt wird mit einem Geliebten, auf Lebenszeit ins Kloster wandert, dem all ihr Gut verfällt, wie der Buhle vermöcht wird. Da ging laut Wehklagen durch unsre Palast-Täublein! Gar manches Kloster aber freut sich vielmehr der holden Sünderinnen als der Unsträflichen und segnet das Kapitular und Herrn Ludwig.“

Bischof Theodulf zuckte die Achseln. „Ja freilich, Poesie und Unzucht sind zweierlei. — Aber sagt, ist es wahr, daß König Ludwig von seinem Vater verlangt hat, der solle die alten Sagen ins Feuer werfen, die er sorgfältig hat aufzeichnen und sammeln lassen?“ — „Ja, verlangt hat er's einmal. Aber er tut's gewiß nicht wieder! Herrn Karls Born zweimal reizen, — das wagt nicht der eigne Sohn. Und ohnehin ist wenig Liebe lebendig zwischen Vater und Sohn: allzugroß und stark ist jener, allzuklein und schwach dieser. Er hat kein Mark. Er läßt sich leiten, ohne Leitung kann er nicht einen Schritt gehen.

Ein Glück, daß der Himmel Herrn Karl zwei andere Ehe-Söhne gegeben hat . . ." — „Den gleichnamigen, Karl, den tapfern, und Pippin, den klugen Feldherrn,“ nickte Theodulf. — „Wehe dem Reiche, stürben sie vor dem Kaiser.“ — „So schwer wird uns der Herr nicht strafen! Ich kenne den Sohn Karl gut: er pflegte im Herbst bei uns an der milden Loire der Wunden, die er im Sommer bei seinem Sieg über eine Slavenhorde in Böhmen davongetragen: Eure Nachbarn sind's, Herr Wajubare: die Tschechen.“ — „Verschlage sie der Donner, die Viehdiebe, die stumpfnasigen!“ rief Herr Arno zornig. Dann bekreuzte er sich und sprach: „Heiliger Erndpert, bitt' für mich! — Verzeiht auch Ihr mir Sünde und Ärgerniß, Herr Amtsb Bruder!“ — Aber der lachte und fuhr fort: „Der Wunde hatte bei sich einen jungen Helden, den liebte und lobte er gar sehr.“ — „Ja, ja,“ nickte der Bischof von Salzburg, „den Grafen Heertrost von Verdun!“ — „Ein junger Adler! Der war auch getroffen worden von einer Wurfkeule jener Räuber, als er den Kaisersohn mit seinem Leibe deckte und ihm den schwankenden Sieg erkämpfen half. Herzlich dankte ihm der junge Karl und er liebt ihn wie einen Bruder.“ — „Wohl wärmer als — Herrn Ludwig! Ist auch leichter.“ — „Und reich dankte dem Helden der Vater, gab ihm in jungen Jahren — gleich nach jenem Sieg — die Grafschaft und die Feste von Verdun! Ich meine, ich sah ihn unter den Jägern?“ — „Ja, neben einer vielschönen Jungfrau . . . Aber horch! Vom Rhein her tönen die Hörner! Die Weidgäste kommen zurück. Wenigstens die Fröhlichsten! Auf, ihnen entgegen!“

III.

Während, wie Bischof Arno richtig erkannte, die meisten Jägerinnen und Jäger die Zelte aufsuchten, fehlten doch gar manche, die Jagdeifer oder Verirrung vom gebahnten Wege noch fern hielten. Zu diesen zählte wohl auch ein junges Paar, das sich mit ganz erstaunlichem Fleiße der edeln Falkonierung hingeeben hatte. Gar bald, nachdem man sich den Altwässern des Rheines genähert hatte, in denen Reiher und andere Stelzer und Wasservögel in Menge fischten, hatte ein gar stattlicher junger Palatin, den Fürstin Bertha mit schalkhaftem Lächeln eine ihrer Pfalzjungfrauen „zu behüten“ beauftragt hatte, dem Falkenträger den Jagdvogel abgenommen und ihn wie alle Begleiter an die Zelte zurückgeschickt.

Der Weg an die besten Reiherstände führte in das dichteste Ufergebüsch, wo Erlen und Weiden in undurchdringbares Schilf übergingen, zuweilen auf der Landseite überragt von uralten Eichen. Eine gute Strecke vom verschwindenden Pfad ab rheinwärts trabten noch der weiße Zelter der Jungfrau und das Braunroß des Reiters: nun waren beide ganz von Busch und Baum umhegt: nichts regte sich: nur aus dem Uferschilf klang herüber der melodische Ruf des scheuen Rohrsängers. — — Da hielt der Reiter beide Pferde an und nach einem langen, vorsichtig spähenden Blick nach rückwärts sprang er ab, setzte den bekappten Falken auf das Moos, warf seinen dunkelgrünen Jägermantel über ihn und eilte stürmisch zurück an die Seite des weißen Pafsgängers: hier ließ er sich auf ein Knie nieder und hob beide Arme zu der Reiterin empor, die sich anmutig, aber sehr scheu, zu ihm niederneigte, daß

die Wellen des blonden Haares aus dem blauen Seidenband ihrer Stirn zu ihm herabfluteten.

„Endlich!“ flüsterte er hinauf. „Endlich allein, Milta! Nun laß uns — einmal! — zum Abschluß kommen. Wie lang erschn’ ich diesen Augenblick! Die Werker, die Späher im Palast sind ja überall. Noch immer harr’ ich auf dein letztes, dein bindendes Wort. Deinen Muntwalt hoff’ ich zu gewinnen: freilich wann? Sieh liegt der Alte im fernen Bordeaux. Aber was kümmern und was helfen mich alle Muntwalte des Frankenreiches! Dein Ja, dich muß ich gewinnen! Und so bitte ich dich und frag’ ich dich, Milta: . . . ich darf ja wohl hoffen, du bist mir — ein klein wenig! — gut. Aber ist es dir todesernst wie mir? Was auch kommen, hemmen, drohen mag, willst du dich mir verloben? Jetzt — in dieser Stunde — im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott von Stund an? Soll’s auch dein Muntwalt hören? O sprich, sprich! Laß mich nicht qualvoll harren! Die Stunde drängt: wir müssen zurück! O sprich!“ Und er sprang auf und schlang die beiden Arme um den schlanken Leib. — Da beugte sich das schöne Mädchen noch tiefer herab und drückte leise, ganz leise einen Kuß auf seine Stirn: „Ja,“ flüsterte sie, „Heertrost, mein Trautgefell, dein bin ich, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.“ — Nun bog er ihr Haupt herab und küßte sie dreimal auf den Mund: „Verlobt und verbunden für immerdar,“ sprach er feierlich.

„Horch! Was war das?“ rief sie, erschrocken sich aufrichtend. „Dort — bei der Eiche . . . der Donarzeiche — nein, Sankt Hubertuszeiche muß man jetzt sagen.“ — „Nawohl, ein Fußtritt . . . es knackt in den Zweigen,“ sprach Heertrost scharf hinblickend. „Aber es war nur ein Hirsch . . . ein weißer, sieh . . . da bricht er flüchtig

durch die Weiden.“ — „Nun komm, rasch zurück,“ mahnte Milta. „Noch dürfen sie nichts merken, bis du meinen Muntwalt . . .“ — „Wohl! Aber wann, wo seh' ich dich wieder? Und allein?“

Einen Augenblick sann sie nach: dann sprach sie: „Ja, manches ist noch zu bereben: du mußt zu meinem Muntwalt eilen, mußt ihm einen Brief meines Vaters geben: — ich hab' in der Truhe im Palast einen Brief, darin er — kurz vor seinem Tod — meinen Ehebund mit dir ihm empfahl. Deshalb — den Brief muß ich dir geben, — muß es . . . für einmal! . . . heimlich sein. Dann nie wieder!“ — „Schon recht! Aber wann, wann?“ — „Nächsten Sonntag Nacht hab' ich in dem Saal vor dem Schlafgemach der Fürstin Bertha die Nachtruhe . . .“ — „Nun, aber die Fürstin?“ — Da lächelte die Jungfrau und errötete ein wenig: „Sie wird uns in jener Nacht erst ganz spät stören. Sie . . . sie betet dann in Abt Angilberts Kapelle.“ — „Gott geb' ihr lange Andacht!“ lächelte Heertrost. „Noch einen Kuß! Nun komm, Herr Falke: leicht war heut' dein Beizwerk.“ Und er hob den Mantel, warf ihn über die Schultern, setzte den Vogel mit dessen „Händen“ auf die rechte Faust, sprang in den Sattel und eifertig sprengten beide auf dem kaum wahrnehmbaren Pfad durch das Weidengebüsch auf die Jagdstraße zurück.

Alles war still an dem Ort des glücklichen Verlöbnisses: der Rohrfänger sang noch immer fort: und jetzt freute sich hoch in den Lüften auch eine trillernde Lerche der Sache. Auch einsam schien es hier. Aber es schien nur so. Nachdem der Hufschlag der beiden Pferde verklungen war, trat hinter dem breiten Stamm der Eiche ein Mann hervor: der nickte leise vor sich hin mit dem Haupt. Dann folgte er langsam den eilenden Rossen.

IV.

Nachdem das Weidmahl in den Zelten beendet war, setzte sich der ganze Zug der Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung und kehrte nach Nachen in das Palatium zurück.

Offenbar absichtlich verlangsamte den Schritt seines reichgeschirrten, mit Purpurquasten am Kopfe geschmückten Maulkieres ein höherer Geistlicher, den seine Ordensstracht als Abt eines Benediktiner-Klosters, das glänzende Schwarz der Augen aber und des Haares, sowie die olivenbraune Hautfarbe als Romanen aus Südgallien erkennen ließen. Seinen Rittgenossen, der auf mächtigem Rapphengst rascher vorwärts drängte, haßte er jetzt mit der Rechten an dem braunen Jägermantel und bedeutete ihm mit kaum merklich gehobenem Finger, die nächsten Veritlenen vorüber und voraus zu lassen. Bald zählten sie so zu den letzten des Zuges, der nun aus dem Jagdwald hervor auf die alte, noch gut erhaltene Römerstraße von Düren nach Nachen gelangte. Der Abt sah vorsichtig zurück: dann begann er: „Hier kann niemand horchen, wie in der Pfalz. Und Geheimnis ist notwendig, soll's gelingen. Freund Wintrio aus Schwabenland, getreuer und eisenfester Schirmvogt nicht meines Klosters, nein, Sanct Severins selbst . . .“

Bei diesem Namen schlug der waffenklirrende, hünenhafte Reiter ein ungefüges Kreuz über den breiten Ringpanzer der Brust und sprach andächtig: „Der möge mir im Jenseit vergelten, was ich alles diesseit des Grabes für ihn getan — 's ist recht viel! — und noch tun werde mit Schwert und Speer, gibt er mir recht langes Leben. Amen.“ — „Das wird er sicher tun: die Heiligen sind weder vergeßlich noch undankbar.“ — „Dafür sind's

Heilige," brummte der Riese in seinen breiten, rothbraunen Bart. „Wäre auch ganz abscheulich — gar nicht heilig! — von ihnen, wollten sie — beispieels halber! — vergessen, wie ich die frechen Seeräuber, die Araber, aus Sanct Severins Weingärten an der Garonne vorigen Herbst vertrieb. Noch schmerzt der Pfeilschuß — mit heidnischem Widerhaken! — in der Hüfte." — „Die Wunde wird Euch reich vergolten, — noch im Diesseits." — „Ist mir auch lieber. Denn was ich drüben eigentlich verlangen soll, — unter all den Seraphen und dem Harfenzupfen — das ist mir wie ein Nebel auf dem Bodensee." — „Man wird das für Euch wählen." — „So? Wenn's mir dann nur taugt!" — „Aber nun merkt auf! Was ich Euch neulich zuraunte als Vermutung, — heute ward mir's gewiß. Die beiden — sie lieben sich, in sündiger weltlicher Liebe." — „Hm, kann's ihnen nicht verdenken, allen beiden. Der Bub' ist frisch und das Maidele, — na, ich wär' ihm auch nicht feind, Herr Abt Castinus." — „Mag Euch Sanct Severin solch' sündige Wallung vergeben! Was kümmert seinen Klostervogt ein hübsches Lärvlein? Wollt Ihr die reichen Güter dieser Damicella dem Heiligen als Allod und — merkt fein an! — Euch selbst als Vogteigut gewinnen? Wollt Ihr? Oder soll der Bräutigam all' das unter ihrem Kopfstissen finden am Morgen nach der Hochzeit?" — „Ist mir schon lieber, der Heilige und ich teilen uns darein. Sind prachtvolle Jagdwälder — kenne sie ja! — wimmeln von Rot- und Schwarz-Wild. Und der Wein auf den sonnigen Hügeln der Garonne — whiff!" Er schnalzte mit der Zunge und strich die härtigen Lippen. — „Und obenein — hinterher auf Sanct Severins Fürbitte — die ewige Seligkeit." — „Ja . . ., aber die eilt nicht." — „Nun, die Fürbitte könnt' Ihr brauchen, mein' ich, tapferer Vogt. Küssen sonder Ehering, jagen

am heiligen Sonntag, saufen und fluchen an allen Tagen, ein bißchen Totschlag aus Zähzorn . . ." — „Hört auf!“ bat der Starke gar kläglich. „Ich weiß das ja: alles! Und noch mehr!“ — „Nun also! Helft, die beiden überführen: dann verfällt — nach dem neuen Kapitular — das ganze Erbe des schuldigen Pfalzfräuleins dem monasterium loci . . ." — „Was ist das für ein Ding?“ — „Dem jenen Gütern nächst gelegenen Kloster.“ — „Ah, und das sind wir: Vogt Wintrio, Abt Castinus und . . ." fügte er ganz erschrocken bei . . . „vor allem Sanct Severinus von Bordeaux.“ — „Aber dazu müßt Ihr wachen und sie greifen auf handhafter Tat. Ich habe ja — leider! — jede Nacht Klausurzwang in dem Flügel der Priesterwohnungen des Palastes. Euer Hospitium aber — eine Fügung Gottes! — liegt gerade gegenüber den Schlafkammern der Fürstinnen und ihrer Pfalzjungfrauen. In einer der nächsten Nächte wird — ich glaube das sicher zu sein! — der Tauber einfliegen bei dem schmutzen Täublein: er muß aber auch wieder zurück: dann stellt Ihr ihn mitten in dem Pfalzhof, mit Gerüste, so laut wie möglich. Und ich klage dann, gestützt auf Euer Zeugnis, vor dem Hofgericht.“

Verdrießlich fuhr der Hüne mit den Knöcheln der Rechten quer über die breite Stirn und strich die aus dem Jagdhut hereinhängenden Haare zur Seite: „Oh je! Ein schlecht Geschäft für meines Vaters Sohn! Ich tange besser zum Dreinschlagen als zum Auslanern. Auch bin ich schlaffam. Bleibt der Tauber lange beim Täublein, — leicht fallen mir darüber die schweren Augen zu.“

Ungeduldig grollte der Abt: „Wollt Ihr die Weingüter verschlafen? Und die ewige Seligkeit dazu und Sanct Severins Gnade, dem Ihr sein Recht verschnarcht? Gut: Dann muß ich einen andern! . . . Herr Karl ersetzt gar

geschwind Bögte, deren Eifer einschläft.“ — „Neina, nein! Seid doch nicht gleich so scharf wie Wespenstachel. Ich will's ja tun! Nur betet, daß mich der heilige Geist — oder auch sonst irgend jemand — wach erhält. Zumal Sanct Severin! Der kann doch auch mal was tun für sein Kloster. Ist doch nur ein ganz schwach Wunderlein für einen so starken Heiligen. — Aber nun: Trab! Sonst trinken sie uns das Beste vorweg vom Nacht-Trunk in der Pfalz. Trab!“

V.

Am folgenden Morgen brach Herr Karl auf aus dem Palast und begab sich mit kleinem Gefolge nach . . . ? Ja, das wußte niemand zu Nachen. Er liebte es, gleich seinem Freund Harun Arraschid, plötzlich, überraschend, bald hier, bald dort in seinem Reich aufzutauchen und, sein eigener Königsbote, sich von den Zuständen in den Provinzen, von der Verwaltung zu unterrichten durch Augenschein. Auch nahm er gern fern von Nachen und dem Hof die Berichte seiner Sendboten aus entlegenen Marken entgegen, deren Anklagen dann den Ungewarnten auf dem Reichstag plötzlich vorzuhalten. So erfuhr auch diesmal niemand zu Nachen Ziel oder Dauer der Reise. Zu seiner Vertretung im Palast hatte er den einzigen anwesenden seiner drei Söhne bestellt, König Ludwig, der aus seinem Aquitanien herbeigerufen war, sich gegen mancherlei Anklagen seiner Untertanen zu verteidigen.

Das Erste, was der Sohn nach dem Abtritt des Vaters tat, war, daß er die für die nächsten Tage geplanten Feste absagte und seinen Schwestern mündlich empfahl, während

der Abwesenheit des Kaisers sich still in ihren Gemächern zu halten, diese nur behufs geistlicher Übungen in den Kapellen des Palastes zu verlassen.

Nach dieser Ansprache warf die stolze Rothtrud das reich flutende rotbraune Haar in den Nacken und blickte ihn an mit zornigen Augen: „Mir hat Alexander Zacharias, der weise Arzt, befohlen, jeden Tag ein paar Stunden zu reiten: wohl zur Bändigug meines Blutes,“ lachte sie: „Mein comes stabuli hat vom Vater den Auftrag, mich dabei treulich zu begleiten. Kommt rasch, Herr Graf von Maine! Die Gänle wiehern und scharren ungeduldig im Hof. Auf und davon, zu Roß und zu Feld! Wer will uns einholen? Ihr nicht, Herr Bruder!“

Die hochbusige Bertha, des Vaters Ebenbild im blonden wellig rieselnden Haar sah dem Erzürnten, der die schmalen Lippen kniff und der ungestüm hinaus Rauschenden in ohnmächtiger Erbitterung nachschaute, spöttisch lächelnd in das fahle, schon so früh faltenreiche Gesicht, machte ihm eine zierliche Verbeugung und lächelte fein: „Gestrenger, beinah' heiliger Herr Bruder, König und Gebieter! Du weißt, dein Wunsch ist mir Befehl. Ich wollte nur Sonntags meine Andachts-Übungen mit dem ehrwürdigen Abt von St. Riquier betreiben: aber nun, gehorjam deiner Mahnung, will ich, solange der Vater fern, den frommen Abt jeden Abend in seiner Hauskapelle aufsuchen.“ Und mit seltsam seligem Lächeln schlüpfte sie hinaus.

Hestig fuhr Herr Ludwig auf und runzelte die Stirn: „Wartet nur,“ raunte er heiser, „ihr kicken Kagen. Sobald er die Augen geschlossen, der Alte, der euch maßlos verzog, wandert ihr mir flugs ins Kloster. Alle! Aber der Alte . . . sie sagen's alle: er ist ja viel jugendlicher als ich! Es dauert lange . . . Wer weiß, wie lange noch? . . .“ Da erschrak er über seinen eigenen häßlichen

Gedanken, schlug mit der Hand ein Kreuz über die schmale Brust und flüsterte: „Ach, das vierte Gebot! Sanfte Martine! Vergiß, vergib. Ich schenke dir die drei Höfe der Krone zwischen Tours und Loire, die du jüngst im Traumgesicht von mir begehrt. Sie seien dein! Aber vergib, vergib!“

VI.

Die Nacht des Sonntags war herangekommen. Der fast gefüllte Mond flutete durch leichtes Gewölk und verbreitete sein mildes Licht auf den geräumigen, rings ummauerten Hinterhof des Palastes. Eintönig goß der mächtige, in ein braunes Marmorbecken mündende Brunnen in der Mitte des weiten Biercks, das auf drei Seiten gewölbte Bogengänge umgürteten: auf der vierten, der Südseite, ward die Hofmauer in der Mitte unterbrochen durch eine eiserne Gitterpforte, die in den stundenlangen parkähnlichen Garten führte, dessen hohe Baumwipfel, dichtes Niedergebüsch überragend, ihre Schatten über die Mauer bis auf das Pflaster warfen. Und mit dem Mondlicht und mit dem Wipfelschatten drang aus dem Garten auch herein das heiß werbende Lied der Nachtigallen: liebevoll schützte ihre Nester Herr Karl, scharf ahndete er die Nachstellung: „mein Pfalzriede muß auch die Pfalzböglein decken,“ meinte er. Aber sonst war alles still: nur Bronnenrauschen und Nachtigallenlied. Denn es ging gegen Mitternacht: schon ziemlich lange war es, daß der Wart des „Uhrturms“ elf Schläge getan mit dem Schlägel von Cedernholz auf ein kunstvoll getriebenes bauchiges Bronze-Beden arabischer Arbeit: — ein Geschenk Haruns „für den großen Sultan

des Abendlandes". Nach elf Uhr mußte gemäß Herrn Ludwig's neuestem Pfalzgebot alles Leben ruhen in diesen weiten Bauten: auch die meisten Öllämplein in den zahlreichen Gemächern erloschen: nur in den Kapellen glimmte fort „das ewige Licht“.

So war es auch dunkel in der Kammer, wo Bogt Wintrio einsam Wache hielt: er hatte gar nicht Licht gemacht an dem schönen Mai-Abend: „Herr Mond," hatte er zu sich gesprochen, als er bei Einbruch der vollen Dunkelheit sich hinter dem dicken Pfeiler des einzigen Fensters auf einen weichen, breiten Stuhl gleiten ließ, „Herr Mond zeigt mir deutlich genug den ganzen Hof und die Tür, die da drüben in den Bau der Edelfrauen führt. Und — ein Stockwerk über dem Erdgeschoß — ein gewisses schmales Fenster. Man braucht da drüben nicht zu merken, daß hier oben jemand so merksam wacht. Ja, ja: ‚wachsamem Wächter hilft der Himmel,' 's ist ein gut alt Wort.“ So lobte er sich selbst, behaglich sich reckend. Dann griff er nach dem Silberhumpen, der neben dem Stuhl auf niederem Marmortischlein stand und schenkte ihn voll aus der hohen ehernen Amphora daneben: es war nicht das erste Mal! Verächtlich schob er zur Seite einen mächtigen irdenen Henkelkrug auf dem Estrich: „Brr! Eitel elend Quellwasser! Der übernüchterne Aquitanier trinkt nur ‚gemischt“ und meint, schwäbische Männer sind auch so fastinisch und fasteilich. Wäre Schade um den köstlichen Tropfen, den dunkelroten, fast schwarzen. ‚Von der Garonne!‘ ließ er bedeutungsvoll sagen durch den Akoluthen, der den Trank brachte. Er will mir die Nebgüter dort im Süden durch die Gaumenprobe empfehlen, mich zur Wachsamkeit zu mahnen. Nun, soll nicht dran fehlen! Zwar eigentlich," gähnte er, „warum mein heiliger Abt wohl darauf besteht, ich soll den guten Buben erst bei

seinem Rückgang abfangen? Es wäre doch viel heiliger, ich ließe ihn gar nicht erst hinein zu dem süßen Jungfräulein. Und dann brauchte ich nicht so widernatürlich lang wach zu bleiben. Denn ist er einmal drin, wird's ihm nicht eben eilen mit dem Scheiden. Ah, der be-neidenswerte Schlingel."

Damit lehnte er das schwere Haupt zurück an die Lehne des Stuhls. Und abermals gähnte er: „Gähnen darfst du, Wintrio, Guter, soviel du willst. Aber nur nicht . . . einschlafen. Bei Leibe nicht! Denn der Abt . . . und die Weingärten . . . und die Jagdwälder . . . und die ewige Seligkeit! . . . Ich bin ja auch ganz wach: das da ist mein Fenster . . . und das da drüben ist . . . Ich weiß noch alles . . . nur nicht einschl . . ."

VII.

Und der Mond stieg und stieg. Der Brunnen goß nach wie vor. Auch die Nachtigallen sangen noch: aber seltener. Da ward an dem Kammerfenster gegenüber dem Bogt eine schlanke Jünglingsgestalt sichtbar, die vorsichtig den ganzen Hof überblickte und sich dann rückwärts in das Gemach bog: „So muß ich wirklich schon fort? Wirklich? Du meinst, Fürstin Bertha kann jeden Augenblick zurückkommen? Daß die Pforte jetzt unten gesperrt ist? Bah, ich springe. Du meinst, wegen deines Muntwals sei ja nun alles berebet? Ob ich auch deines Vaters Brief habe? Ja, hier im Gürtel. Nun sei alles in Ordnung? Nun ja, morgen reite ich ab nach Bordeaux, ach, zu langer Trennung. Und schon gehen? Raum daß ich ein paar

Küßlein . . . Viele, meinst du? Ich hab' sie nicht gezählt. Ach Liebe heißt ganz Andreß noch! Aber, ich gehe ja schon. Leb wohl, mein Lieb!" Ein Sausesprung von dem Fenster herab in den Hof: der Sprung war leicht, unhörbar: aber das Schwert! Klirrend fuhr dabei die schwere Klinge aus der Scheide und schlug hell tönend auf die Granitplatten des Pflasters. „Wehe!“, klagte das Mädchen, sich weit aus dem Fenster beugend, „hast du dich verletzt?“

Aber statt der Antwort scholl da eine verschlafene Stimme aus dem Fenster gerade gegenüber: „Hei, hei, heio! Verfluchter Schlaf! Hineinschlüpfen sah ich ihn nicht — aber heraus! Und jetzt hab' ich ihn!“ Und rascher als man dem Rundlichen zugetraut hätte, war er die wenigen Stufen hinab, zur Tür hinaus, schon stand er im Hof: „Halt! Halt Dieb! Diebio!“ Damit lief er über das Viereck des Hofes dem Flüchtling nach, der, einen Augenblick niederknieend nach seinem Sprung, das Schwert aufgegriffen hatte und nun eiligst der Gartentür zurrannte: hier säumte er ganz kurz: dann riß er sie auf und war draußen verschwunden. Wohl war jetzt auch der Verfolger zur Stelle: mächtig riß er an der eisernen Türklinke: aber umsonst! Der Fliehende hatte flugs den Schlüssel von innen abgezogen und nun das Schloß von außen gesperret. Voll Ingrimm rüttelnd an dem festen Eisen sah der Vogt, durch das Gitter spähend, einen Schatten in dem dichten Rainweidengebüsch draußen verschwinden. „Entwisch! Beim Bodensee! Aber ich sah ihn vor ihrem Fenster am Boden knien und hörte sie zu ihm herunterrufen: ich kann's beschwören, Sanft Severin!“

VIII.

Früh am andern Morgen stand der Vogt vor seinem Abt in dessen »cubiculum« und erstattete Bericht über seine nächtliche Wache und Verfolgung — mit mancher Verschweigung. Mit schlauem, ein wenig schuldbewußtem Augenblinzeln trachtete er über seine Verschlafenheit hinwegzugleiten: — mit wenig Erfolg! Der seelenkundige Priester — und in diesem Fall war gar nicht viel Beichtersfahrung vonnöten! — der, lebhaft erregt, in dem schmalen Gemach auf und niederging, warf, so oft er den Erzähler kreuzte, einen ärgerlichen, mehr als mißtrauischen Blick auf ihn. Endlich sprach er, kopfschüttelnd, hart vor ihm stehen bleibend: „Ich verstehe bloß nicht, — oder nur allzugut! — weshalb Ihr den Verführer nur herauspringen, nicht auch hineinschlüpfen laßt?“ Aber auf diese Frage hatte sich der wachere Vogt vorbereitet, so lang er — wieder! — wach war: so antwortete er ganz geschwind und fest: „Das kam, weil ich über etwas sehr scharf nachdachte —: vermutlich gerade bei seinem Einschlüpfen.“ — „Über was, wenn man fragen darf?“ forschte Castinus mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel. — „Über die Tugenden eines guten Wächters. — Und übrigens — mit Verlaub! —, wenn ich beschwören kann, daß ich einen habe herauskommen sehen, wird das hohe Gericht wohl annehmen müssen, daß vorher einer hineingegangen war.“

Das schien doch einleuchtend. Aber der Abt war nicht zufrieden: „Könnt Ihr — oder wollt Ihr! — also wirklich nicht beschwören, daß er — gerade der! — es war? Der Mond schien doch hell genug! Und dafür spricht, wie die Canones sagen, die »praesumptio«.“ — „Die Frechheit — denn das heißt doch das lateinische Wort? — geht

aber doch nicht so weit, daß ich einen Kerl, den ich nur im Rücken gesehen habe, im Gesicht soll erschant haben. Ein Schwur ist kein Mausebrot — mit Achtung äbtlicher Würde zu sagen. Eitel schwören, — das tut meines Vaters Sohn nicht, heiliger Herr. Nicht für alle Reb-
güter Galliens. — Obwohl jener Nachtrunk gar süßig war.“

Der Abt machte Halt in seinem eifrigen Auf- und Niedergehen und sann nach. „Es wird reichen, sollt' ich meinen. Wenigstens vor Herrn Ludwig. Der ist mir gewogen: stets folgt er meinem Rat: (denn irgend eines Rat muß er nun einmal folgen!). Und er kann es nicht ausstehen, das weltliche Treiben seiner Schwestern und ihrer Pfalzfräulein. Dank den Heiligen, die Herrn Karl entführt haben — »a la buon' hora« sagt man bei uns an der Garonne. Aber Eile tut Not: das Pfalzgericht muß entschieden haben, bevor er zurück. Kommt sofort mit zu König Ludwig.“

IX.

Noch bei klimmender Sonne — bevor sie die Mitte des Tages erstiegen — trat das Königsgericht zusammen. Seine Dingstätte war der andre, dem Pfalzgarten entgegengesetzte, der nördliche Hof des Palastes, der, erheblich größer, ebenfalls viereckig, wie der ganze umfangreiche Pfalzbau, von Mauern umhegt, durch sein Tor auf die große Hauptstraße in das Städtlein führte, das größtenteils aus zu dem Palast gehörigen Gebäuden, aus nur wenigen Privathäusern von Kaufleuten und unfreien Handwerkern bestand.

Zehn Stufen aus prachtvollem dalmatinischen Marmor führten zu der breiten Balustrade hinan, die sich vor den drei Eingangsthüren des Hauptgebäudes von Osten nach Westen zog, ausgiebigen Raum gewährend für den Richterstuhl des Herrschers in der Mitte, gerade vor dem breiten Haupttor, während auf beiden Seiten daneben vor den schmälern Thüren rechts und links die mit weichen kostbaren Hüllen bedeckten Holzbänke für die Urtheilfinder aufgestellt waren.

Zahlreiche geistliche und weltliche Große hatten sich schon eingefunden, zum Theil noch im Hof unten vor den Stufen hin und wieder wandelnd, zum Theil bereits ihre Plätze auf den Urtheilbänken einnehmend oder suchend. Zu diesen zählten auch die Bischöfe von Salzburg und von Orleans.

„Seht,“ sprach jener, „gar rasch sollt Ihr selbst ein klein Gezecht erleben aus dem großen Kampf der wider einander flutenden Strömungen an diesem Hof: hier die allzuschärfe, mönchische Strenge und Herr Ludwig, — dort die allzuweltliche Lebensfreude und Herr Karl. Die Angeklagte — ist ein gar hold Geschöpf nicht wahr? Ich zeigte sie Euch auf dem Jagdritt. Und nicht leicht werd' ich Arges von ihr denken: ihr Vater, der wadere Seniskalk Audulf, war (neben Markgraf Roland, der bei Ronceval liegt) Herrn Karls liebster Held: man sagt, er habe dem Kaiser einmal das Leben gerettet dort in Sachsenland: das bleibt der Tochter unvergessen: denn der große Karl hat ein dankbares Herz! — Schlimm ist's für sie, daß nun Herr Ludwig ihr Richter.“ — „Nun, aber nicht er hat das Urtheil zu finden, nur das Ding zu hegen. Das Urtheil fällen wir. Und hart müßt' es kommen, bis ich hinter diesen reinen Zügen Unreines verhohlen glaubte. Bei allen drei Grazien und neun Mäusen . . . —“ —

„Das sind zwölf gute Eidhelferinnen,“ lächelte Arno. — „Als Ihr sie mir — als die Schönste nach den Karlstöchtern — zeigtet auf ihrem weißen Kößlein, da hat sie noch viel wärmer als dem Bischof von Orleans dem Poeta Theodulf gefallen.“

Der Salzburger schüttelte das ehrwürdige Haupt: „Mir ist bang um das Mädchen! Was Habgier leisten kann — mönchische: die ist ärger als laienhafte — das wird geleistet gegen sie. Ich kenn’ ihn, den Abt von Sanct Severin, diesen echten Welschen. Wenig — Gott verzeih’ mir’s! — lieb’ ich ihn. Wäre die Schlanke nicht so reich, — nichts kümmerte ihn ihr Wandel bei Tag oder Nacht. Aber kommt nun! Setzen wir uns! Da wogt schon die Stufen hinan das Gedräng der palatinischen Urtheiler, Laien und Priester. Da steht: — dort aus der rechten Pforte des Palastes schreitet Herr Balfried, im weißen Bart, der greise Pfalzgraf, die vorbereitete Urkunde in der Hand und das große Siegel; aus der Linken da drüben Hitherius, der Archikapellan, mit seinem Schreibervolk, das ihm die Urnen mit den Kapitularien trägt. Nur Herr Ludwig fehlt noch: — er kommt zu spät, wie immer und überall. Wann ist der je zu rechter Zeit gekommen!“ — „Wo steckt er?“ — „In der Pfalzkapelle.“ — „Was treibt er dort? Er betet?“ — „Ja, wie vor jedem Geschäft. Und das ist ja höchst wohlgetan. Aber dann rutischt er auf den Knieen alle Altarstufen ab und das ist — nun, aufhaltjam für die andern.“ — „Aber wo sind Ankläger, Angeklagte, Zeugen, Fürsprech?“ — „Wartet nur! — Seht Ihr da unten rechts und links vom Haupttor, — dem Ausgang auf die Heerstraße — die beiden schmalen Türme . . .? Aber still! König Ludwig hat ausgekniert: er kommt.“

Ein Trompetenstoß erklang aus dem Inneren des

Palastes: alle Bänke der Urtheiler füllten sich nun rasch, rechts die der Geistlichen, links die der Laien. Jetzt öffnete sich das Mittelthor: Ludwig erschien in königlicher Tracht, mit starkem Gefolge von Geistlichen und Palastbeamten. Er schritt aus dem weitgeöffneten Doppeltor der Mitte, begrüßte die Versammlung mit flüchtigem, unstätem Blick und bestieg den Richterstuhl seines Vaters gerade vor dem Portal — mit unsicherem Schritt.

„Nur eine Sache,“ begann er klangloser Stimme, — „aber eine dringende und arge! — hat heute das Pfalzgericht zu entscheiden. Die üppig aufwuchernde Zuchtlosigkeit hier am Hof hat — wie euch allen bekannt — strenge geistliche und weltliche Gesetze notwendig gemacht. Aber die drohende Strafe hat nicht abgeschreckt. Der Vater aller Sünde“ — hier bekreuzte er sich und gar manche in der Versammlung folgten seinem Beispiel — „läßt nicht ab, die Seelen — was sag' ich? — das Blut, die Sinne der Jugend zu entzünden und zu verführen. Wohlan, schwer wie die Schuld, soll auch die Strafe sein.“

Unwillig flüsterte Bischof Theodulf seinem Nachbar in das Ohr: „Ist die Angeklagte denn schon überwiesen oder geständig und verurtheilt? Der Richter wird ja zum Ankläger!“ — „Geduld, Freund! 's ist so seine Art. Er muß geleitet sein — von irgend jemand! — Jetzt leitet ihn Castinus!“

„Führt den Ankläger, seinen Zeugen und die Angeklagte vor!“ gebot der König. Je zwei Fronboten eilten rechts und links die Stufen der Palasttreppe hinab an die beiden Türmlein, erschlossen sie, führten die dort Harrenden heraus, die Marmorstiege herauf und wiesen dem Abt und dessen Vogt ihre Stellung zur Rechten, der tief verschleierten Milta zur Linken den Platz vor dem Richterstuhl an.

„Klage, Kläger!“ sprach der König. — Castinus trat einen Schritt vor, erhob die Rechte und sprach feierlich: „Ich klage.“ — „Wer klagt?“ fragte der Richter. — „Sankt Severin der Heilige, der da sitzt im Himmel zur Linken Gottes des Vaters neben den Heiligsten der Heiligen. Er klagt um sein eigen. Denn sein eigen ist das Kloster an der Garonnebrücke bei Bordeaux, sein eigen sind alle Rechte und Forderungen und Ansprüche des Klosters, dessen unwürdiger Vertreter ich bin, Castinus, des Castus Sohn aus Arcachon, kononisch gewählter Abt, aber nur durch der Heiligen Gnade, nicht kraft eigenen Verdienstes.“ — „Was verlangt der Heilige durch dich?“ — „Das ganze Erbe und Eigen, Grundgut und Jahrgut des Palastfräuleins der Fürstin Bertha, Milta, Tochter weiland Herrn Audulfs des Seniskalks. Und außerdem verlangt ich, daß die Sünderin auf Lebenszeit eingeschlossen werde in dem Sankt Severin nächsten Nonnenkloster, dem der heiligen Casaria von Arles zu Bordeaux, als dessen Vertreter ich bestellt bin von der Äbtissin Angelika kraft dieser Vollmachtsurkunde. Hier, nehmt.“ — „Das Pfalzgericht kennt dich als Abt jenes Klosters. Und die Vollmacht ist — ich seh’ es — richtig gesiegelt. — Aber auf welch’ Gesetz beruffst du dich?“ — „Ihr kennt es gut, Herr König! Denn Ihr selbst, von frommen Priestern unterstützt, habt es auf dem widerstrebenden Reichstag zu Diedenhofen durchgekämpft.“ — „Zawohl,“ erläuterte leise Bischof Arno dem Goten, „gegen Herrn Karls Widerstand, bis er diesem gar arge Dinge vorgebracht.“ — „Nach diesem Kapitular über die Zucht im Palast,“ fuhr der Ankläger fort, „verfällt einer Palastjungfrau, deren Sündenschuld bewiesen . . .“ — Da richtete sich die Verschleierte hoch auf. — „Vermögen dem diesen Gütern nächst gelegenen Mönchskloster: — dies aber ist das Sankt Severins —

und sie selbst wandert in das nächst gelegene Nonnenkloster, hier das der heiligen Cäcilia. Nun klage ich diese Milta dort, Audulfs Tochter, der Sündenschuld an.“ — „Und ihren Buhlen?“ forschte Ludwig. — „Würde ich anklagen mit gleicher Klage und gleicher Strafheischung: — meinem — will ich sagen: Sanct Severins — Kloster würde er samt seinem Gut verfallen —, könnt' ich ihn vor dem Gericht überführen: aber stark, wie meine Vermutungen, meine Verdachtsgründe sind, — fern sei's, für den Heiligen ohne zwingenden Beweis zu klagen.“ — Erleichtert atmete das Mädchen hoch auf. — Ludwig bemerkte das: „Vielleicht,“ hob er weichenen Tones an, „entdeckt ihn uns ein Geständnis der Angeklagten: das würde unser Verfahren abkürzen und“ — sprach er nachdrucksam, — „die Strafe erheblich mildern. Sprecht, Milta, des wackeren Vaters unselig Kind, seid Ihr schuldig oder unschuldig, sündig oder rein?“

Da schlug sie den Schleier zurück: auch die Männer, denen ihre Schönheit längst bekannt war, staunten über die Hoheit jungfräulicher Herrlichkeit, die jetzt ihre Züge verklärte: ein leiser Ausruf der Bewunderung hauchte durch die Reihen, als sie, die Linke auf den Busen legend, die Rechte hoch erhebend Herrn Ludwig fest in die Augen sah und mit lauter Stimme sprach: „Bei Gott, ich bin rein.“ — „Das sieht jeder, der nicht blind,“ meinte Bischof Theodulf zu dem Salzburger. Der aber hob sich vom Sitz und rief: „Herr König, gebt mir Urlaub zum Wort.“ Unwillig wandte sich Ludwig ihm zu und nickte schweigend Willfährde. „Ich muß den Gang des Rechtes schelten, Herr Richter. Die Angeklagte ist uferfränkischen Stammes: so lebt sie nach uferfränkischem Recht. Dies Recht fordert, — und Euer Vater will's streng gewahrt wissen: Herr Karls Recht ist sein Ruhm, noch mehr Herrn Karls

Schwert! — daß ein Weib nicht ohne Fürsprech vor Gericht erscheinen darf. Nun ist der Muntwalt dieser Jungfrau — ja, Jungfrau, Herr Abt, spart Euer Hohnlachen bis zum Beweis der Schuld! — ihr Muntwalt ist der greise Bischof Benedictus von Bordeaux, der gelähmt auf dem Siechbett liegt seit lange: der Herr Kaiser, so mildherzig wie großherzig, hat längst beschlossen, ihr einen anderen Muntwalt zu bestellen: er sprach mir wiederholt davon. Doch ist's — meines Wissens — bis heute nicht geschehen. Wohlان: nicht soll die Unschuld Fürsprech's darben am Hof Herrn Karls. Und findet sich kein anderer, will ich selbst . . .“

Da zog Milta rasch aus dem Gürtel ein klein versiegelt Pergament: „Verzeiht, hochehrwürdiger, gütvoller Herr. Tief dank' ich Euch! — Doch schickte mir meine Herrin, Fürstin Bertha, heute früh in meine Haft dies Breve: ich soll es erst hier öffnen und verlesen, wann es meinen Fürsprech zu benennen gilt: sie selber, meine Gebieterin, wählt ihn — so ließ sie sagen — für mich.“ — „Das ist ihr gutes Recht nach Pfalzgebrauch, da der Herr Kaiser fern,“ sprach Bischof Arno und setzte sich. — „Öffnet denn und lest,“ gebot Ludwig ungehalten.

Milta erbrach das Siegel und las: „Mein gestrenger Herr Bruder! Dicht hinter deinem Richterstuhl hängt jener Glockenstrang, an dem jeder ziehen darf, bei Nacht wie Tag, der Recht sucht bei Herrn Karl. Das dankbare Volk raunt, sogar ein armer Wurm, eine Blindschleiche, deren Nest eine Giftröte eingenommen, habe dereinst sich um diesen Glockenstrang geschlungen und ihn gezogen, während unser Vater gerade beim Nachtmahl den Becher zur Lippe hob: nicht trank er, bis er dem Blindwurm zu seinem Rechte verholten und die giftige Kröte zertreten. Ich, des Kaisers Tochter, ziehe jetzt an diesem Strang und

heißche Recht, Herrn Karls Recht. Schene den Vater, kehrt er heim.“ Ludwig griff hastig mit der Rechten in die Armlehne seines Richterstuhls. Milta fuhr fort zu lesen: „Ich ernenne kraft meines Rechtes zu meiner Jungfrau Fürsprech . . .“ Da stockte sie, erbleichte und wankte. — „Nun, wen?“ fragte Ludwig gespannt. — „Den . . . den —“ mit Lispeln nur und leise kam's heraus — „den Grafen Heertrost von Verdun.“ — „Ah, das ist aber stark!“ lachte ein lauter Mund: er war des Vogtes. — „Schamlos! Frech!“ zischte der Abt. — „Je nun,“ meinte der Vogt, immer noch lachend, „die Fürstin weiß ja nicht, wer's war.“ — „Gewiß weiß sie's!“ kam's giftig zurück. — „Nun, dann denkt sie, — und mit Recht! — den geht's am nächsten an.“

X.

Noch hatte sich das Gekurre der halb verhaltenen Stimmen der Urteiler auf den Bänken nicht gelegt, da begann im Hof am Fuße der Freitreppe, unter den jüngern Männern, die, den Umstand bildend, zunächst nicht urteilten, lebhafteste Bewegung: einer aus ihrer Mitte drängte die Stufen hinan. Widerwillig begann der König: „Ja, das ist ihr Recht — ihr bedenklich Pfalzrecht! — über ihre Mädchen. Wir wollen dafür sorgen, — nächstens! — daß es abgeschafft wird.“ — „Aber noch gilt es!“ rief Bischof Arno ungeduldig. — Unfreundlich streifte ihn Ludwigs Blick: „Wartet, hochwürdiger Herr, bis der Richter Euer Antwort fragt. Also der Graf von Verdun! Er weilte am Hof noch gestern. Fronboten, geht und

Iadet ihn.“ — „Nicht nötig!“ rief da eine frische Stimme. „Hier steht er.“ Und die letzten Stufen hinauf sprang aus jenem durcheinandervogenden Knäuel eine hohe Jünglingsgestalt, vom Wirbel bis zur Sohle gewaffnet, ohne Mantel: kein Stück der nächtlichen Kleidung trug er: in nichts glich er jenem Flüchtling im Mondschein. Als er auf der obersten Stufe — gleich hoch mit Milta — erschien, flogen die Blicke unter Helm und Stirnbinde suchend einander zu: nur zwei Blicke: aber zuversichtlich hob jetzt das Mädchen das Haupt.

„Gia, Herr Graf! Schon vor dem Gericht?“ forschte der König mißtrauisch. „Wer hat Euch — vor uns! — hierher berufen?“ — „Die Fürstin Bertha.“ — „Konnt’ mir’s denken! Ihr übernehmt die Fürsprache?“ — „Und alles, was sie bringt.“ — „Nun, er hat alle Ursach’“, meinte Herr Wintrio.

„Wohlan,“ — so wandte sich der Richter an den Abt — „Kläger, deine Klage haben wir gehört. Die Angeklagte dürftest nun durch Unschuldseid mit Eidhilfe sich reinigen: denn sie ist frei, und war — bisher! — unbescholten. Allein du hast mir gegenüber behauptet, sie sei auf frischer Tat gesehen und die Tat sei mit Gerüste verfolgt. Beharrst du darauf vor dem Gericht?“ — „Ja wohl!“ — „Wer hat die Tat gesehen? Wer Gerüste erhoben? Du selbst?“ — „Nein. Aber dieser freie, unbescholtene, pfalzkundige Mann: Herr Wintrio, der Vogt meines Klosters.“

Aller Augen wandten sich auf den, wie er auf den Ruf des Richters vor diesen trat: allerlei Urtheile wurden laut: spöttische Zweifel an seiner Schlaueit, Anerkennung seiner Geradheit, Bewunderung seiner kriegerischen Manneskraft. — „Ja, ja,“ meinte lobend auch Herr Theodulf, „bei der letzten Landung der arabischen Seeräuber — da, im Süd-

westen bei Narbonne, — hat er allein, obwohl pfeilwund, vier erschlagen, die sich auf ihn warfen.“ — „Kenn' ihn. 's ist ein starker Schwab — vom Bodensee, aus Buchhorn im Linzgau: sind die Größten. Und Stärksten. Möchte lieber mit dem großen Vergbären von Gastein — den wir immer noch nicht haben! — ringen als mit dem,“ bestätigte der Salzburger.

„So spricht, Herr Vogt,“ mahnte der König. „Aber bedenkt wohl, Ihr müßt jedes Wort vertreten: mit Eurem Eid oder . . .“ — „Mit meinem Schwert,“ schloß der Hüne ruhig. „Schon all' recht. — Also: diese Nacht wachte ich: bei . . . bei einem guten Trunk: aber: ich wachte! — an meinem Fenster, das auf den Gartenhof blickt. Es war heller Mondenschein. Da sprang ein Mann im Mantel aus dem Fenster dieses — sehr schönen — Kindes. Das heißt: den Sprung selbst sah ich nicht: aber er kniete im Hof vor ihrem Fenster und sie, sich weit herausbiegend, rief: ‚Wehe, hast du dich verlegt?‘ Er raffte vom Boden etwas auf — wohl eine entglittene Waffe — und eilte auf die Gartenpforte zu. Ich folgte ihm auf der Ferse — mit dem Diebesgerüste —: denn ich dachte, er habe der Jungfrau was gestohlen . . .“ — Hier hielt er, verschmigt lächelnd, inne. — „Glender!“ rief Heertrost und griff ans Schwert. — Aber Wintrio fürchtete sich nicht und fuhr, immer noch lächelnd, fort: „Er war dünner und leichter, deshalb rascher als ich: so kam er vor mir an und durch das Gartengittertor, das er hinter sich verschloß.“ — „Wer war's?“ forschte Ludwig eifrig. — Herr Wintrio wiegte das breite Haupt auf den breiten Schultern hin und her: „Ja, wer war's? Ist leicht gefragt, schwer gesagt! Ich hab' ihn nicht von Angesicht gesehen. Und die Gestalt barg der Mantel. Ich hab' meine starke Vermutung. Aber, beim Bodensee, ich

muß ja nachher schwören. Und ein Schwur ist . . .“ Hier traf ihn ein warnender Blick des Abtes. „Nun, kein Mummenscherz, wollen wir höflich sagen. — Aber ich rief, ich schrie ‚Diebio‘ die Leute liefen aus dem Palast in den Hof zusammen: so klag’ ich auf Gerüste. Zeugnet das schöne Geschöpflein das Gerüste?“ — „Das kann die Angeklagte nicht: es ist pfalzkundig,“ fiel der Richter zuvorkommend ein. „Ich hab’ es selbst gehört in meinem Betgemach. ich wachte dort und las in Lactantius, da schlug das Geschrei an mein Ohr, viele Palatine liefen auf dem Hof zusammen. So ist sie durch Zeugnis dieses Unbescholtenen überführt und durch Gerüste und so . . .“ — „Ich bitt’ um Urlaub des Wortes,“ sprach Bischof Theodulf, sich erhebend. „Zeugnis auch waderen Mannes mag niedergelegt werden durch — Kampf.“ — „Zawohl,“ rief Heertrost freudig, einen Schritt vortretend. „Und da der Jungfrau Muntwalt geistlich und siech, ist der Kampf des Fürsprechs Recht und Pflicht. Ich heiße Kampfgericht.“

„Komm nur an, du junges Hähnlein,“ brummte Herr Wintrio und blies wie weiland Gott Donar in seinen breit wallenden roten Bart, „mit der nackten Hand zerdrück’ ich dir die Gurgel.“

Aber Castinus der Abt war nicht zufrieden mit diesem Gang der Sache. Er schien des Sieges des Hünen nicht so sicher wie dieser: so ließ er in der Eile alle Möglichkeiten einer anderen Wendung des Gerichtsverfahrens durch seine Gedanken ziehen, während Miltas Blicke angstvoll auf der schlanken, jugendlichen Gestalt des Geliebten verweilten. Der aber fuhr fort: „Dieser Jungfrau Reinheit ist bestritten von Wintrio, dem Vogt: ich aber, Heertrost, Graf von Verdun, des Herzogs Heerwart Sohn, ziehe ihre Reinheit an mein Schwert und heiße — nochmal!

— Kampfgericht.“ — Unwillig sprach König Ludwig: „Wenig erfreut mich solcher Kampfgang. Er hat heidnischen Schmach: fromme Christen, wie Bischof Agobard von Lyon, lehren, daß heißt Gott versuchen. Aber noch ist's nicht verboten in dem Reich der Franken. So frag' ich alle Urteiler des Pfalzgerichts: wie dünket euch um diesen Kampf, den der Fürsprech heischet?“

Da erhoben sich alle von den Bänken und alle Laien und fast auch alle Geistliche sprachen feierlich: „Recht ist nach dem Recht der Franken, daß hier Kampf gekämpft werde.“ — „Also im Namen Gottes und der Heiligen: — Kampf! Ihr Fronboten, entwappnet beide Kämpfer. Denn, ich glaube — wie ich euch beide kenne — Lohnkämpfer wollt ihr nicht mieten?“ — „Nein!“ riefen aus einem Mund die beiden Gegner, banden die Helme ab, reichten sie den Fronboten und halfen diesen bei dem Abschnallen der Brünnen und der Schwertgurte. Milta aber erbleichte.

„Herr Hadamer, Herzog von Brakbant,“ fuhr Ludwig fort, „Euch als Mariskalk übertrag' ich des Kampfes Hegung: besser als ich kennt Ihr solch blutig Werk.“ — Da erhob sich von dem ersten Platz auf der vordersten Bank zur Linken eine mächtige Heldengestalt im eisengrauen Haar und Bart, klirrend in seinen Waffen, neigte sich dem König und sprach dann mit lauter Stimme, des dröhnenden Befehlsworts in der Heerschar gewohnt: „So heg' ich das Kampfding. Herbei, ihr Wigwarte. Verteilt mir Sonne, Saub und Wind da unten im Hofe. Und reicht den beiden Kämpen zwei Frankenschwerte, gleich lang, gleich breit, gleich scharf: zwei Lindenschilde, gleich hoch, gleich breit, gleich dick: dort, in der Kammer der Kampfswaffen, — in dem Torturm — liegen sie bereit. Und meßt ihnen den Schrittraum ab da unten auf dem Pflaster des Hofes

— ich werd' euch dabei helfen.“ — Und er schritt die Stufen hinab.

Da sprach der König: „Milta, Ihr habt den Kampf mit anzusehn. Es ist Euer Recht.“ — Da erhob sie flehend beide Hände mit dem Schleier gegen den Richterstuhl: „Nein, nein! Sein Blut . . . kein Blut soll fließen um meinetwillen. Ich will gern ins Kloster gehn und als mein Erbe soll . . .“ — „Wie?“ rief da Heertrost in flammendem Zorn. „Und der Palast und alles Volk der Franken soll Euch für schuldig halten? Mißtraut Ihr meinem Arm? Nicht Ihr habt, ich, an Eures Muntwalts Statt, ich, Euer Fürsprech, habe zu wählen. Und ich wähle den Kampf.“ Und hastig ergriff er den Rnauf des scheidelosen Langschwerts, das ihm der Kampfswart reichte. — „Gilt's Euch so heiß, zu sterben?“ sprach drüben der Riese, in aller Ruhe den starken Arm durch den Oberriemen des ihm dargebotnen Schildes zwingend.

Nun maß der Marißalk unten im Hofraum — gerade vor dem Richterstuhl oben — drei lange Schritte zur Rechten, drei zur Linken ab, stellte an beiden Enden je einen der Lanzenträger, der »satellites«, des Palastes, befahl ihnen, ihre Speere quer vor sich zu halten, weiteres Zurückweichen zu verwehren und rief: „Herbei zum Kampf vor Gott und seiner Sonne! Wer hinter diese Speere weicht, ist sieglos. Nun drauß, und Gott schütze das Recht!“

Schon wandten sich die beiden Kämpfer der Freitreppe zu, hinabzusteigen, da rief der Abt ein schrilles „Halt!“ das beide fesselte. „Herr Richter,“ fuhr er fort, hoch die hagere Gestalt aufrichtend und dicht vor Ludwigs Stuhl tretend, „ich schelte nicht Euer Urtheil auf Kampf: ich stimmte dafür, wie fast alle. Allein ich schelte die Kampffrage. Nicht wegen Jungfräuschaft oder Sündenfall dieses Mädchens hab' ich geklagt: was zwischen ihr und ihrem

Gast geschehn in jener Mond- und Nachtigallen-Nacht —: (ichwerlich freilich haben sie nur ihr Schlafgebet zusammen verrichten wollen!), das weiß die heilige Jungfrau, der Unkeuschheit Rächerin: nicht wir wissen darum, nicht ich, der Ankläger, nicht mein Zeuge — (— eher vielleicht der Herr Fürsprech! —). Aber das ist auch ganz gleichgültig! Denn was sagt das Kapitular, aus dem ich klage? Hört!“ Er zog ein Pergamentblatt aus der Sutane.

„Das nimmt er wohl mit ins Bett?“ grollte Bischof Arno.

Castinus aber las mit scharf betonender Stimme: „Capitulum sieben: wenn eine Pfalzjüngfrau nächtlicherweife Besuch eines Mannes (ausgenommen die vor ihrem Muntwalt verlobte Braut den Bräutigam) ohne Zeugen in ihrem Gemach empfängt, dann soll sie“ — und so weiter, wie gerichtbekannt. Das also, — der nächtliche Besuch ohne Zeugen — das allein ist der Rechtsgrund meiner Klage und das Erfordernis des Vergehens. Nicht um Verführung, nicht um Sündenfall handelt es sich, junger Herr Fürsprech: nur darum, ob ein Mann Nachts allein bei ihr war. Nun merkt wohl auf: wollt Ihr das leugnen? Wollt Ihr dagegen kämpfen?“

Gewaltig war die Wirkung dieser Worte. Theodulf und Arno erschrafen: ebenso die vielen Laien, die dem schönen Mädchen Neigung oder dem jungen Helden Freundschaft trugen: aber des Abtes Genossen winkten einander verständnisfreudig zu. Wintrio ließ den Schild fast ganz vom linken Arme gleiten: gleichmütig sprach er: „nun kommt's doch nicht zum Schädelspalten: denn so frech ist niemand, zu leugnen, was ich gesehn.“

Milta war tief erschrocken: sie hüllte sich dicht in ihren Schleier: sie wankte: sie stützte sich auf die Marmorbrüstung der Balustrade. Aber durch Heertrost's Hirn und Herz

stutete in diesen qualvollen Augenblicken ein wirrer Widerstreit, eine wilde Sturmflut von Gedanken und Gefühlen. Sein erster Antrieb war gewesen, allen Rechtsstreit aufzugeben, Milta zu ergreifen und mit ihr, Schwert in Faust, aus dem Hof sich durchzudrängen, durchzuschlagen: schon dachte er an sein rasches Roß im nahen Pferdestall, an das Davonjagen, Milta vorn im Sattel . . . aber gleich ließ er den wahnsinnigen Einfall fahren: einer gegen ein paar hundert! Dann faßte ihn die Verzweiflung. Aber nein! Nein! Er konnte nicht der Geliebten entsagen, ihr jung blühend Leben dem Kloster preisgeben. Nun wollte er sich dem König zu Füßen werfen, alles gestehen, Miltas Reinheit nochmal beschwören, des Richters Gnade anflehn: heiß bewegt forschte er in Ludwigs Antlitz: aber da sah er in diese kalten seelenlosen Augen, mit dem mitleidbaren Ausdruck, sah in diese von Glaubenswahn verzerrten Züge: — ach, hier war Gnade nicht zu finden für jugendlich wallendes Blut, für Liebe, für Wagnis und Abenteuer!

Jetzt ließ er die Blicke auf die Ankläger schweifen: er sah das überlegene siegbewußte Hohnlächeln des Abtes, er sah, er hörte das rohe, größten Verdacht bekundende Lachen des Bogtes: — — da schoß ihm der feurige Zorn, der Mannestroz blutheiß ins Gehirn, alles andre verglühend: nur eins konnte er noch fühlen, denken, wollen: „niederzuschlagen muß ich diesen frechen Bogt.“ „Wohlan, Herr König,“ rief er, zitternd vor Zorn, „auch in dieser Wendung bestreite ich die Anklage. Ich kämpfe gegen sie. Kommt — lacht nicht! beim Strahl, das Lachen soll Euch vergehen. Kommt, Bogt Wintrio.“ Und mit zwei Sägen sprang er saugend die Stufen hinab auf den abgesteckten Kampfplatz.

So hörte er nicht das leise Witten Miltas unter ihrem

Schleier hervor: „O Geliebter, halt! Halt ein! Du willst Gott versuchen! Du mußt ja erliegen!“ Aber der Jüngling, bis zum Wahnsinn entflammt, hörte, dachte das nicht: dachte nicht an ein Gottesurteil in dem Kampf, nur an den Kampf selbst: „Kommt doch endlich, Herr Wintrio,“ schrie er von unten herauf, drohend das Schwert redend.

Groß war der Eindruck dieser neuen Wendung auf alle: zu Gunsten des Paares schlug die Stimmung bei den allermeisten um: sie glaubten nicht an die Möglichkeit, der Graf, den sie als wacker kannten und ehrten, könne gegen besser Wissen den Kampf aufnehmen, auch wenn sie wie viele gerade in ihm den Nachtgast, obzwar in aller Ehrbarkeit, vermutet hatten: jetzt glaubten sie das nicht mehr, meinten vielmehr, er bestreite jenen Nachtbesuch in bestem Glauben. Tief bekümmert flüsterte Arno dem Goten zu: „Der Unselige! Das ist der Wahnsinn, den ihr ‚Poetae‘ Diebe nennt.“ — „So glaubt Ihr, er war’s selbst? Frevelhaft! Arg frevelhaft! Aber er glaubt vielleicht nicht an eine Offenbarung Gottes im Gerichtskampf, so wenig wie unser gelehrter Bruder Agobard. Und auch ich meine, Gott versuchen ist . . .“ — „Da seht, Wintrio steigt behäbig die Stufen hinab, schmunzelnd, als ging’s zu einem Weingelag. Jetzt ist er unten.“ — „Die Frouboten weisen beiden ihre Standorte an.“ — „Jetzt neigen sie sich dem König.“ — „Schon hebt der Mariskalk . . . halt, der Abt, was schreit er?“

Schreiend in der Tat durchdrang dessen schriller Ruf das Gefurre der vielen halb verhaltenen Stimmen, in welchen die Erregung der Urteiler nach Ausdruck suchte. „Halt, haltet noch, ihr Kämpfer. Höre mich, Herr König und Richter. Das Weltliche, das Kampfliche hat der Mariskalk genau nach dem weltlichen Kampfrecht gewiesen. Allein noch fehlt ein geistlich Erfordernis der heiligen

Kirche: ohne das wäre der Kampf freile Sünde.“ — „Was fehlt denn noch?“ rief Heertrost ungestüm, den Arm senkend, den er schon zu grimmem Streich erhoben. — „Ja, was fehlt denn noch?“ fragte auch der König Ludwig. Alles harrete gespannt der Antwort.

„Der Eid!“ sprach Castinus mit drohender Stimme. — „Der Eid? Welcher Eid?“ forschte der Richter. — „Der Eid jedes der beiden Kämpfer, daß er an die Wahrheit seiner Behauptung glaube. Ist's nicht also, Herr Pfalzgraf Balfried, Ihr, der Ihr ergraut seid in der Rechtsfindung dieses Königshofs? Sprechet, ich heiße Recht und Rechtweisung!“ — „So ist's bei Gott dem Herrn, dem Richter auf dem höchsten Stuhl,“ sprach der alte Held, mit dem Haupte nickend, daß der Silberbart auf die Brünne flutete. — „Ich wußt' es ja!“ fuhr der Ankläger sieggewiß fort: „So wird Vogt Wintrio schwören, daß er in gutem Glauben die Auflage mit dem Schwerte führt, Graf Heertrost aber wird schwören, daß er nicht weiß und nichts glaubt von jenem Nachtbesuch bei Wilta. Ist's nicht so, Herr Pfalzgraf?“ — „So ist's, bei Gott dem Herrn. Das ist das Recht der Franken.“ — „Wohlan,“ sprach der König, „so bringt sie herbei aus der Kirche des Palastes, die höchsten Heiligtümer des Reiches: die Cappa Sanct Martins und das Holz vom Krenze Christi und die Blutstropfen . . .“

„Nein, nein! Bringt sie nicht! Ich schwöre nicht falsch! 's ist wahr! 's ist alles wahr! Ich selber war bei ihr!“ schrie da eine verzweifelte Stimme und wie vom Blitz getroffen stürzte Heertrost bewußtlos auf das Antlitz nieder. Ein herzerreißend Stöhnen rang sich aus Wiltas Brust: „Ja, ja. Es ist wahr! Und ich, ich bin sein Verderben!“ Und sie bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Frauen hoben den Ohnmächtigen auf und legten ihn auf

die unterste Stufe, den Rücken gegen die vorlehte gelehnt. — Wintrio, in all' seiner Verbtheit doch erschüttert, warf Schwert und Schild zur Erde und brummte: „Das war ein Gottesurteil: da brauch't's keine Hiebe mehr. Fast tun sie mir leid, die jungen Kinde!“ — König Ludwig aber sprach: „Ein festsam Geschlecht, unsre Franken! Kämpfen wollte der Kede auch mit schlechtem Gewissen, — aber das Schwören schente er doch! — Wohl: geständiger Mund spart Beweis. Gestandene Schuld — von beiden gestanden — steht fest im Gericht. Und nicht minder — nach den klaren Worten des Kapitulars! — die Strafe: nicht schwer zu finden ist sie, und zu verlesen aus dem Geseß gemäß der Klagheischung des ehrwürdigen Herrn Abtes. Aber nicht nach einer Abschrift erkennen wir: Archicapellanus Hitherius, holt die Urschrift aus dem Palastarchiv und verlest daraus nochmal das siebente Kapitel, 's ist zwar überflüssig,“ schloß er, das glatt geschorne Kinn selbstgefällig streichelnd, „ich weiß das ganze Kapitular auswendig: hab ich's doch selbst erjonnen und geschrieben.“ — „Ich hab' es gleich mitgebracht,“ erwiderte der Alte. „Hatte mir doch der Kläger mitgeteilt, aus welchem Geseß er klagte. Hier ist die Urschrift.“ Und er öffnete den gewölbten Deckel einer der hohen doppelhenkeligen Bronze-Urnen, die zu seinen Füßen standen, beugte sich vor und griff hinein mit suchender Hand: — — aber plötzlich hielt er inne und richtete sich, aufhordhend, empor.

Ebenso lauschten gespannt alle Anwesenden: von der Straße her, die draußen längs der Hofmauer nach der Stadt führte, scholl der laute Hufschlag eines Reiterzugs, der nun hart vor dem geschlossenen Hofstor hielt. Hell schmetterten vor dem Tore drei schallende, stolze Trompetensanfaren.

XI.

„Der Kaiserruf!“ sprach, erwachend aus seiner Betäubung, Heertröst und sprang flugs auf die Füße. — „Ja . . . der Kaiser!“ wiederholte Ludwig und räumte, verschüchtert, den Richterstuhl. — „Der Kaiser! Kaiser Karl zurück!“ so brauste es durch die Reihen. — „Das ist ein Hoffnungsstrahl!“ meinte Theodulf.

Aber Arno zuckte die Achseln: „Ich wüß’t nicht, wie!“ — „Auch nicht im Weg der Gnade?“ — „Nein! — Im Zorn über die freilich schlimmen Dinge, die ihm der Sohn zur Begründung seines Gesekhantrags zugetragen, hat Herr Karl geschworen, in solchen Fällen nie mehr begnadigen zu wollen. Bei Sankt Denis hat er’s geschworen.“ — „Dann: — armes Liebespaar! Wie gern hülfs’ ich ihnen! Ovid würde . . .“ — „Ja, in Eurer Fabelwelt! Doch wir sind hier im harten Reich der harten Franken. Da . . . horch!“

Geräuschvoll sprangen die beiden Flügel des starken Tores nach innen auf: man sah des Kaisers eisengrauen Hengst, das mächtige Tier: der vornehme Comes stabuli selbst führte es ab. Und schon eilte Herr Karl in den Hof, lebhaften, ja ungestümen Schrittes: die Gefolgen vermochten kaum, ihm nachzukommen, wie er den weiten Raum durchmaß. Schon stürmte er die Stufen der Treppe hinan, der Mantel, der doch lang und schwer, sauste bei der raschen Bewegung: über sein Antlitz aber flammte jenes helle Rot, das seinen unheildrohenden Zorn verkündete. Mit einem raschen Blick umfaßte er Heertröst, der schon vor ihm die Stufen hinaufgeflogen war und sich neben Wita gestellt hatte, ihre Rechte fassend, während sie das Haupt auf seine Schulter neigte, wie eine vom Hagel gestreifte Blume.

Aber nun traf — in längerem Verweilen — das blizende Auge den Sohn, der nicht ohne Scheu neben dem leeren Richterstuhl stand, während die Urteiler sich wieder auf den Bänken niederließen. Wenig Freude hatte der Vater von je an dem so ungleich gearteten Sohn: — das wußten Palast und Reich schon lange: aber selten doch ließ er seine Mißbilligung so offen hervorbrechen wie jetzt. Er warf sich auf den Stuhl, daß der dröhnte, und rief mit lauter Stimme: „Was für Dummheiten gehen hier vor? Wenig zufrieden, Herr Sohn, bin ich mit all' Eurem Walten. Wie draußen in Eurem Königreich Aquitanien — allzufrüh hab' ich's Euch anvertraut! — so hier! Ja, ja, in Aquitanien. Ihr denkt, ich kann nicht dort gewesen, so fern im Süden, in den wenigen Tagen? Aber Aquitanien war bei mir: das heißt meine treuesten Vasallen dort und meine Sendboten, die ich hingeschickt hatte. Wo ich war? In Lüttich. Die Villa dort zu untersuchen? Jawohl! Aber dorthin kamen auch — auf dem Wege hierher — von mir beschieden, Eure Ankläger und meine Sendboten. Bitter klagten über Euch die besten Leudes aus Aquitanien. Und jedes Wort bestätigten meine klugen Sendboten, der Seniskalk Alberich und Bischof Egin von Konstanz. Ihr habt die Krongüter dort zwischen Rhone, Tarn und Garonne vergeudet, verschleudert, mit beiden Händen an Eure Günstlinge und Schmeichler: — oder soll ich richtiger sagen, an Eure Leiter, bei denen Ihr in Gunst steht? Freie Bauern habt Ihr als Halbfreie, als Unfreie verschenkt. Begreift Ihr nicht, daß ein freier Bauer sein Gewicht in Gold wert ist für dieses Reich der Franken? Wisset denn: all' Eure Vergabungen aus Krongut in den letzten zwei Jahren hab' ich für nichtig erklärt.“ Da erbleichte der König, er fuhr zusammen, er wollte sprechen: „Diese Demütigung . . .“

„Schweigt! Sie war notwendig: erst das Reich, dann mein Sohn. Soll die Kaiserkrone zuletzt betteln gehen im eignen Land dort an dem Rhone? — Und hier! Was treibt Ihr hier für Sachen! Bei Sankt Denis, schlecht füllt Ihr an meiner Statt diesen Richterstuhl! Woher ich's weiß? Gia, meine Tochter Bertha — klüger ist sie — und mutiger dazu! — als mancher, der mit Schwerte geht — erfuhr oder erriet, daß ich heute zurückkehren würde von Lüttich: sie ritt mir entgegen: — gar prächtig sitzt sie zu Roß! — traf mich auf der Heerstraße bei Herlinghem, erzählte mir aus dem Sattel, was hier ins Werk gesetzt werde und tausend — der Horn ist der beste Sporn! — flogen wir hierher. Gerade noch kam ich zu recht, — so scheint's! — bevor ‚Herrn Karls Recht‘ gebeugt wurde durch Falschurteil. Schweigt, Abt Castinus, ich weiß alles. Sei getrost, du junges Paar: es soll euch nichts geschehen. Deinem Vater, Mädchen, Herrn Rudulf, dank' ich's Leben dort in Sachsenland, in Frau Ruthgards Hof: er war bis zum Tode getreu. Und dir, Heertrost, dank' ich das Leben meines besten Sohnes. Herr Archikapellau, her mit dem Gesetz. Habt Ihr's endlich gefunden? Was steht da? Könnt ihr alle nicht lesen? Von Vogt Wintrio verlang' ich's nicht: dafür kann der Schwab desto fester dreinschlagen! Aber der Kläger! ein Abt, und mein Herr Sohn, der Richter! Nun, Herr Abt, wenn Ihr denn durchaus reden müßt — sonst sprengt's Euch, scheint's — was wollt Ihr sagen?“

Da zeigte der Priester jenen Mut, wie ihn die „kämpfende Kirche“ ihren begabtesten Söhnen anerzieht: den Mut, alle staatliche Macht nicht zu fürchten, vielmehr geheim im Herzen recht gründlich zu verachten. Und so trat dieser Abt dem flammenden Horn des Allgefürchteten so kühl und kühn entgegen, wie in diesem Augenblick nicht

viele in dieser Versammlung von Kriegshelden würden gewagt haben: er neigte sich tief und sprach dann: „Ich vermag nicht, zu begreifen, von Gott gekrönter Kaiser, wie diesen beiden Schuldgeständigen geholfen werden mag, nachdem Ihr Begnadigung ausgeschlossen — unter Eurem Eide! Dieser Eid aber . . .“ — „Wird gehalten,“ sprach Herr Karl ruhig, aber sehr grimmig, „auch ohne Eure Mahnung. Die beiden bedürfen der Gnade nicht: denn sie können nicht verurteilt werden. Hört auf! Was steht da in Kapitel sieben? ‚Ausgenommen Bräutigam und Braut, die vor dem Muntwalt der Braut verlobt.‘“

Da ging eine Bewegung des Staunens durch die Menge, die sich freilich aus Scheu vor dem Herrscher nur in leisen Ausrufen hervorwagte: aber am meisten staunten Heertrost und Milta. — „Diese beiden aber sind Bräutigam und Braut. Wie? Was wollt Ihr einwenden, Herr Abt! Ausdauernd seid Ihr, das muß man sagen.“ — „Es gilt Sankt Severins Recht, nicht meinem, Herr Kaiser. Und der Fels, auf den der Herr Christus seine heilige Kirche gebaut hat, erbebt nicht vor dem Zorn der Mächtigen dieser Welt. Denn es steht geschrieben . . .“ — „Kürzt diese Predigt! Ich kenne sie. Von Rom her. Dort predigen sie's noch schärfer! Laßt die Pforten der Hölle: — passen nicht auf Kaiser Karl! Zur Sache!“ — „Wohl mag dieses Liebespärrchen sich heimlich Liebe und Treue versprochen, sich also ‚verlobt‘ haben, wie die Leute sagen: aber ‚man verlobt sich nicht im Winkel‘, sagt Euer Frankenrecht. Und verlobten sie sich vor dem Muntwalt der Braut, mit dessen Zustimmung? Herr Kaiser, das glaubt Ihr selbst nicht! Ihr Muntwalt ist Bischof Benedictus: er ist fern von hier: alt und krank liegt er auf seinem Siechbett zu Bordeaux. Nicht vor ihm, nicht mit seiner Zustimmung . . .“ — „Er war ihr Muntwalt, du

rechtsfluger Abt! Aber eben weil er fern und alt und siech, ist ihr vor kurzem ein andrer Muntwalt bestellt worden.“ Hoch auf horchte das Paar.

Aber der Abt gab nicht nach: „und von wem?“ — „Von mir, wie sich von selbst versteht, dem Muntwalt aller, die des Muntwalts darben. Und vor diesem von mir bestellten Muntwalt haben die beiden erklärt: — gebt acht, ihr Kinder, ob ich's richtig wiederhole: — der Jüngling fragte: ‚Willst du, Milta, was auch kommen, was drohen, was hemmen mag, dich mir verloben, jetzt, in dieser Stunde, im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott und Menschen von Stund an?‘ Sie aber antwortete: ‚Ja, dein bin ich, Heertrost, mein Trautgesell, deine Braut, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.‘ ‚Verlobt und verbunden für immerdar,‘ schloß der Bräutigam. Und der Muntwalt stand dabei und stimmte zu — von ganzer Seele.“ — „Das war damals . . . auf der Jagd,“ hauchte Milta, tief erröthend. — „Im tiefsten Walde — vor der Donars-Eiche,“ flüsterte Heertrost: „Wir waren doch ganz allein! Kann er wirklich, wie das Volk raunt, hören und sehen in die Ferne?“

„Dann — mit Urlaub, Herr Kaiser,“ — stammelte der Ankläger, „nur noch eine Frage.“ — „Jetzt fragt, soviel Ihr wollt.“ — „Und wer, wer ist der Muntwalt, vor dem das geschah?“ — „Das bin ich selbst. Vor mir ward das Verlobungswort gesprochen. Vor Sankt Hubertus Eiche, bei der ich pürschte auf einen weißen Hirsch. Und ich stimmte zu mit Freuden. Zu Ende ist das Gericht. Das ist Herrn Karls Recht.“

Und er sprang auf vom Richterstuhl. Da warf sich das Paar ihm zu Füßen und küßte seine Hände.



Herzog Ernst von Schwaben.



Erzählung aus dem elften Jahrhundert.

VON

Felix Dahn.

Motto: — »Ernestus, dux et decus Alamannorum.
Necrologia St. Galli
ed. Dümmler et Wartmann p. 50.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Erstes Buch.

I.

Im Jahre eintausendvierundzwanzig vereinte das Pfingstfest ein paar geistliche Große in der Schwarzwald-Billa Eberhof des betagten Herzogs Ernst von Schwaben. In der weiten Halle des Mittelbaus stand in der Nische des einzigen großen offenen Rundbogens am Morgen des Pfingstsonntags ein Mann in reicher bischöflicher Tracht in vertrauter Zwiesprach mit einem erheblich Jüngeren im schwarzen Priestergewand, der ehrerbietig in das kluge, überlegen blickende Auge, in die feinen, scharf geschnittenen Züge des Ältern empor sah.

„Versäume nicht,“ begann dieser, „die Briefe, die ich dir diktiert, — wenigstens die drei in Geheimschrift — durch verlässige Boten heute noch abzusenden.“ — „Heute, bischöfliche Gnaden? An so hohem Feiertag? Da sind Botenfronden nicht zu verlangen. Ja, verboten.“ — „Ich entbinde vom Verbot und bezahle die Mitte: dann sind es nicht Fronden. Es eilt, kann wenigstens eilen. Die Nachrichten von Kaiser Heinrich lassen dessen baldigen Heimgang erwarten. Vorher müssen alle Gutgesinnten sich über die Nachfolge verständigt haben. Das kostet Zeit und Mühe. Drum eile, mein Gozelo.“

Der Priester verneigte sich, dann begann er leise, nach-

dem er vorsichtig zum Fenster hinausgepäht, „mein hoher Hirt, ist eine Frage gestattet?“ — „Frage. Ich kann mir denken . . .“ — „Wohlan: weshalb habt Ihr nicht zum Nachfolger . . .?“ — „Unsern Hausherrn hier aus-
ersehen, nicht wahr?“ — „Allerdings. Denn — nicht mir steht ein Urtheil zu in solchen Dingen! — alle, aber auch alle Eure geistlichen Amtsbrüder, Herr Erzbischof, und fast auch alle Fürsten, stimmen überein in dem hohen Lob des alten Ernst, wie sie sagen: ihn loben seine dankbaren Bauern, seine Kirchen und Klöster, tapfer, aber friedfertig, gerecht, aber mild, weise, aber nicht arglistig, treu verlässig! . . .“ — „Hör' auf,“ der Erzbischof winkte mit der Hand und eine Falte zog sich zusammen auf der stolzen Stirn. „Man könnte neidisch werden. Du ahnst nicht, Freund Godelo, wie jedes deiner Worte ihm schadet.“ — „Schadet!? Sind's doch Worte höchsten Lobes.“ — „Eben deshalb! Du hast ganz recht: ohne Zweifel einstimmig würde der Schwabenherzog gewählt, würde er aufgestellt oder stellte er sich selbst auf — woran sein schlichter Sinn nicht denkt. Gerade darum ist er nicht der König, den ich — vielmehr die heilige Kirche und zumal das Erzstift von Sankt Bonifacius — brauchen kann.“ — „Ich verstehe nicht!“ — „Merk' auf, aber schweige. Seid klug wie die Schlangen, mahnt der Herr. Wohlan! Ernst würde die Krone nur sich selber danken, keinem zu Vergelt verpflichtet sein. Der künftige König aber soll seine Krone mir verdanken — d. h. der heiligen Kirche. Und teuer, wahrlich — soll er sie bezahlen: nicht mir, nicht dem sündigen Menschen Aribio, sondern der Kirche und dem Erzstift Mainz.“

Der Priester staunte ihn an: „Ihr seid ein Meister der Gedanken. Und nicht bloß der geistlichen. — Und Ihr glaubt, er fügt sich Eurem Wahlkandidaten?“ — „Ohne

Zweifel — der Vater. Anders — vielleicht — der Sohn.“ — „Der junge Ernst? Ja, ‚Herr Hastemut‘ nennt ihn das Volk. Er ist gar feurig, gar ungestüm.“ — „Auch ‚Herr Hochgemut‘ könnte er heißen. Der Hitzkopf will gar hoch hinaus. Königs- und Kaiserkrone hängen dem Ehrgeizigen nicht zu hoch. Aber es hat gute Wege mit seinem Flug, solange der Vater lebt und ihn bändigt. Er liebt den Alten heiß und folgt ihm blind. So hat es keine Gefahr. Aber still — man kommt. Fort! besorge die Briefe.“

II.

Aus dem Innern des Hauses trat nun Hand in Hand ein Paar: eine durch blendende Schönheit mehr noch als durch prachtvolle, sorgfältig gewählte Gewandung auffallende Frau: die erste Jugendblüte war ersetzt durch die Vollenfaltung üppiger Reize: unwillkürlich ruhte auf ihr der Blick des Erzbischofs in langer Prüfung. Da traf ihn der Ruf des stattlichen Gemahls: denn das war offenbar der ältere Mann im grünen Jagdgewand, der sie an der Hand führte. „Gia, hochwürdiger Herr Erzbischof, nicht wahr, Euch gefällt sie auch? — Trotz all Eurer Heiligkeit! — Gisela, meine Frau Herzogin, die man das schönste Weib auf deutscher Erde nennt?“ — „Ich kenne auch die welsche und die wendische und füge beide hinzu,“ sprach Atribo sich leicht verneigend. „Vergebt mein Anstarren, hohe Frau. Aber ich habe Euch ein Jahr nicht mehr erschaut — und Ihr habt es fleißig verwendet, noch schöner zu erblühen.“

Mit unschuldigem Lächeln reichte sie ihm die weiche,

wohlgepflegte Hand zum Ruffe hin: „Ich würde es nicht vergeben, wenn ich Euch nicht gefiele. Ich brauche das Lob aller Männer.“ — „Sogar noch ihres alten Ehe-
manns,“ bekräftigte der. „Und nun, frommer Seelenhirt, entbindet mich von einem kirchlichen Verbot.“ — „Ich errate: Jagdspeer und Jagdgewand! Ihr wollt am heiligen Pfingstfest das wilde blutige Weidwerk treiben, harmloser, wehrloser Rehe und Hirsche Blut vergießen! Ei ei, das ist den Heiligen leid.“ — „Nicht doch, Erzbischof. Nicht Hirsch noch Rehlein gilt's. In aller Morgenfrüh kam mein Meier vom Ebergrundhof gelaufen, ließ mich wecken und wehflagte laut. Der grimme Reiler aus dem Bachenjöl, der früher nur die Saat der Borwerke zerbrochen, ist jetzt bis ins Herz der Meierei gedrungen, hat die Knechte und die Saurüben angenommen, drei Hunde geschlachtet und einen Ochsenbuben getötet. Die Leute wagen sich nicht mehr aus ihren Hütten. Meinen Bauern muß ich helfen: — sogleich — nicht erst übermorgen! Die Heiligen müssen schon verzeihen. Warum helfen sie nicht selbst? Reitet nach mit Frau Gisela. Auch der ehrwürdige Herr Burchard, Euer Amtsbruder von Worms, erachtet es nicht als Sünde, hinter dem Jagdzug drein zu traben, hinaus und in den wunderschönen Pfingstsonntagmorgen unsres lieben Herrgotts hinein. Kommt mit! Die Messe habt ihr ja schon gesungen. Hört Ihr die Hörner der Jägerei draußen im Hof? Sie blasen den Ebergruß. Hinaus zum edlen Weidwerk und — vor allem! — zum Bauernschutz. Der ist des Markherrn heilige Pflicht.“

III.

Als bald setzte sich der kleine Jagdzug in Bewegung in dem leuchtenden Morgenschein des Sommertags. Der Frühlau war reichlich gefallen: jeder kleine Halm der Wiese funkelte und glitzerte im Sonnenlicht: die Heidelerche stieg tirilierend in den lichtblauen Himmel, immer höher und höher ihre Kreise ziehend: alles atmete Friede, Freude, heitres Leben der Natur. Ein gut Stück voraus kam der Herzog mit den berittenen Jägern, den Treibern und den Meutewärtern zu Fuß. Es folgte eine zweite Schar geführt von zwei stattlichen Jünglingen, denen sich auf seinem Maulthier ein hoher Geistlicher angeschlossen hatte. In weitem Abstand von diesem trabten langsam die Herzogin, Aribio und beider Gefolge.

„Herr Bischof Burchard, mein lieber Taufvater,“ rief der jüngste der beiden Ritter — angenehm klang die helle, wohlkautreiche Stimme — und warf mit anmutiger Bewegung die hellbraunen Locken zurück, „wie freu’ ich mich, wie freut sich alles im Hause, zeigt Ihr wieder einmal das milde, kluge Gesicht unter uns. Von mir ganz zu schweigen: — aber der Vater, die Mutter, auch dieser viel schlimme Werner da, der sonst den frommen Herren nicht gar wohl will.“

Der Geisholtene, ein paar Jahre älter, antwortete rasch mit scharfem Ton und fürchte die tiefschwarzen Brauen: „Mit Vergunst, Freund Ernst — die Frommen schätz’ ich hoch: aber es sind nicht alle fromm, die geschoren sind. Die Tonsur soll dem heiligen Geist das Eindringen in das Gehirn erleichtern: — aber oft gelangt er doch nicht hinein.“

Der Bischof, ein Mann von gar ehrwürdigem, aber

vor allem freundlich gütevollem Antlitz, erhob strafend den Zeigefinger der Rechten: doch das Scheltwort erstarrte ihm unter einem Lächeln, als er den Jüngling in das etwas allzuspitzig geschnittene, aber edle und kühne Antlitz, die blitzenden, obwohl tiefschwarzen Augen sah: „Jung Werner, jung Werner! Du lernst nicht Zucht!“ mahnte er milde. — „Ah,“ lachte der bitter, ja grimmig, „von wem sollte jung Werner sie lernen? Der Bastard hat keinen Vater, sagt das scheußliche Recht eures scheußlichen Reichs. Und eine Mutter zwar hat er. Aber die meine,“ — hier preßte er die feinen Lippen zusammen, und strich über den Anflug des schwarzen Bartes — „die meine macht's dem Vater nach. Sie gebar mich und verschwand, diese zärtliche . . .“ — „Schweig!“ gebot jetzt der Bischof tief ernst. „Lästre sie nicht! Wer weiß, was sie gezwungen hat, zu verschwinden.“ — „Und mein Vater?“ meinte der andre, reicher gewandete Ritter „hat er nicht an dir —?“ — „Vaterstelle hat er an mir vertreten,“ rief der Schwarzlockige jetzt mit weicherer Stimme, ja gerührt. „Schande mir, vergaß' ich's je. Er hat den Säugling, den er, halberstarrt, eines Morgens vor dem Tore seiner Burg liegend fand, aufgehoben, hat ihn in sein Haus aufgenommen, ihn mit dem eignen Knaben, als dieser später zur Welt kam, zusammen erzogen. Er hat mir mit dem Sohn zugleich bei Kaiser Heinrich den Rittergurt erbeten und mir seine alte Feste, die eisengrüne Riburg, zu Lehen gegeben, so daß ich niemand als ihm zu dienen habe! Also nicht Mangel ist es, was den Bastard, den Bankert ergrimmt gegen dies heilige römisch-deutsche Reich und sein widerrechtlich Recht! Nur der Haß — wider alle Natur! — gegen den eignen Vater, der mir offenbar die Mutter verführt und treulos verlassen hat. Fluch über ihn.“ Und grimmig ballte er die Faust um den Schwertgriff.

„Pfiu du Frevler. Weh der Sünde!“ schalt nun der Bischof. „Nimm das Wort zurück.“ — „Nie, solange ich lebe,“ knirschte der Jüngling und erbleichte vor Erregung. — „Laß ihn, Vater Burchard,“ mahnte der Herzogsohn. „Es hilft nichts. Wie oft haben der Vater, die Mutter . . .“ — „Frau Gisela,“ lachte Werner. „Wenig liebt sie mich. Hat auch zu viel an die eigne Schönheit und die Kleider aus Burgund zu denken, um für andre Zeit zu haben: kaum für den Gatten und den Sohn.“

Verstimmt hob dieser an: „Wohlan, mein Vater sollte dir genügen! Ist's ein Mann!“ — „Der beste, den ich kenne unter der Sonne,“ rief der Bischof. „Das Herz des Kindes und des Weisen Haupt. Jedem Menschen, der ihm naht, muß er was Liebes tun: bevor ist ihm nicht wohl. Seht ihr, Knaben, darin ist er auch überlegen — dem einzigen Mann, den man ihm sonst vergleichen mag.“ — „Wer ist das?“ forschte Ernst eifrig. — „Ich ahne,“ brummte Werner, wieder die Brauen furchend. „Ihr meint Konrad, den Frankenherzog. Ich haß' ihn.“ — „Werner, es braucht viel Langmut, all deinen vielen Haß zu ertragen. Wer viel haßt, lebt nicht lang.“ — „Mag ich gar nicht.“ — „Ja, ich meine den Frankenherzog. Er ist klug, tapfer und willensstark, wie nur noch Herzog Ernst. Was hast du gegen ihn?“ — „Was ich gegen ihn habe?“ schrie Werner, vor Zorn erbleichend. „Den tödlichen Haß der Rache für gekränkte Ehre.“ — „Er? Der gerechteste der Männer!“ — „Der üble Höllenwirt hole ihn und seine Gerechtigkeit! Ich rede mit keinem Menschen davon, das verbreitet nur meine Schande. Aber Euch, guter frommer Bischof, will ich's sagen: — 's ist wie Beichte. Denn solcher Rachehaß, wie ich ihn hege, ist Sünde, ich weiß! Aber doch auch nicht Sünde: denn ein, niemals bereu' ich sie, nie leg' ich sie ab. Ah, ich

liebe diesen Haß mehr als mein Leben.“ — „Jung Werner!“ mahnte der Bischof. „Was . . ., was hat er Euch getan?“ — „Den schlimmsten Schimpf: Hört nur!“ — „Laßt ihn lieber schweigen,“ bat Ernst „es macht ihn wütig.“

„Nein, ich will's wieder einmal aussprechen — es liegt Wollust in dem Zorn des Wehs. Er hatte — vor Jahren — ein Lanzenstechen — ausgeschrieben, nach Würzburg auf Einladung des Bischofs Meinhart, des Rotenburger's, der sein Ohm. Alle seine fränkischen und auch die schwäbischen Ritter waren geladen: — auch ich kam, einen Tag vor dem Ertritt. Er selbst war noch nicht eingetroffen. Aber in seinem Auftrag wies mich der Ehrenherold aus den Schranken — als vaterlos. Mit Schimpf und Schande muß' ich abreiten — zum Rennwegertor wies mich der Herold hinaus — vor allen Helmen der Lanzengäste. Wütend sandte ich ihm kampflichen Gruß auf Tod und Leben: er ließ mir sagen: des Vaterlosen Kampfgruß sei wie Spreu. Ah, da dacht' ich, sann ich, träumte ich, ihn zu ermorden.“ — „Unsinniger, Unseliger,“ schalt der Bischof. — „Beruhigt Euch! Ich hab's ja nicht getan. Und ich hab' es diesem Ernst da versprochen, es nicht zu tun, weil . . .“ — „Weil der Herr es verbietet.“ — „Nein, weil's die Ehre verbietet, dieselbe Ehre, die er mir abspricht: diese Ehre, die ich dennoch habe, und halte, rettet sein Leben.“ — „Beruhige dich!“ mahnte Ernst. „Kaiser Heinrich hat dich ja später gegrast, auf meines Vaters Bitten. Dadurch hat er dich ehrlich machen wollen.“

Werner zuckte die Achseln. „Ja! Nach dem Recht! Nicht nach gar mancher Männer Achtung. Auf Schritt und Tritt stoß ich auf verachtende Gebärden, wenn auch nicht Worte: — die weiß ich zu rächen! Aber schon ein scheeler Blick, wie dieser Graf Mangold, der Tugendspiegel, sie blickt, läßt mir das Blut siedheiß aufkochen. Auch jetzt

noch würde mir der Franke den Zweikampf weigern. Feig ist er nicht, aber eiskalt. Er trägt an des Herzens Stelle einen Eisklumpen. Ich bin gewiß: der kann nichts lieben, nichts auf Erden.“ — „Doch, jeder Scheltemund, doch! Ich kenne ihn besser! Er liebt so treu das Reich, dies vielbedrohte Reich. Ich weiß, zehnmal würd' er dafür sterben. Das Reich ist des Einsamen Liebe.“ — „Sonderbarer Geschmack!“ höhnte Werner. „Kann ihn nicht teilen. Aber er freilich ist dieses Reiches ein Fürst, ihm strömen dieses Reiches Ehren. Was ist es mir, was gibt es mir, dem Bastard? Nicht einmal mein Recht, mein Recht auf Ehre verschafft es mir. Ich pfeif' auf . . .“ — „Schweig, Werner!“ hemmte ihn Ernst heftig. „Wenn das mein Vater hörte!“ — „Ja, der!“ bekräftigte der Bischof. „Der und Herr Konrad, sie sind, seit der Kaiser dahinsiecht, des Reiches Stützen. Und hätten wir nicht in deinem Vater, Ernst, den gebornen deutschen König als des kranken Herrn Heinrichs Nachfolger, — wahrlich diesen Konrad müßten wir wählen.“ — „Nimmermehr!“ rief Werner.

Auch Ernst sah verdrossen auf den Bischof. Der ließ lange den prüfenden Blick auf beiden ruhen. „Hütet euch, ihr Voreiligen, maßlos anspruchsvollen, herrschbegierigen Knaben! Ich lese deine Gedanken aus deinen Augen, du feuergeistiger Ernst, und dieser schwarze junge Dämon schürt sie: — er ist dein guter Engel nicht.“ — „Treu wie Gold ist mir Werner!“ rief der Herzogssohn. — „Ich zweifle nicht. Aber es ist keine Himmelsflamme, die in ihm lodert. Beide denkt ihr schon weit hinaus über Herrn Heinrichs letzte Tage: ja ihr denkt schon hinaus über Herzog Ernst —“

Der junge Ernst errötete und wandte das Antlitz zur Seite.

„Du denkst dich,“ fuhr der Bischof fort, „schon als

Königssohn, ja an des Vaters Grab" — „Nein, nein!" rief Ernst, aber seine Stimme schwankte. — „Du träumst dich schon als deutschen König, als König von Burgund — kraft des Erbes deiner Mutter — ja als römisch-deutschen Kaiser, der die Krone nahm zu Rom." — „Und recht hat er in alle dem! Und nicht Träume sollen's bleiben, wahr soll alles werden! Bei meinem Schwert!" Und klirrend schlug Werner an die Scheide.

„Richt doch!" bat Ernst. „So . . . so ist das nicht, teurer Bischof. Gott ist mein Zeuge — an meines Vaters Tod, den ich mehr liebe als — als — auch als die schöne Mutter! — hab' ich noch nie mit Erwartung, geschweige mit einem Wunsch gedacht. Das ist es nicht, nicht Herrschgier. Aber was anderes: ich kann es kaum in Worte fassen: die feurige Gier nach Abenteuer, Kampf und Sieg. Ja, Burgund, das leugne ich nicht, ersehne' ich, bald, rasch: ist es doch — du sagst es — meiner Mutter Erbe. Was ist mir König Rudolf von Burgund, meiner Mutter Oheim, was sein Neffe, Graf Odo von Champagne? Fremd sind mir beide, hab' sie nie gesehen! Ja, ich ersehne den Tag, da ich besteigen darf, ein König, den goldenen Thron des reichen Burgund." — „Und wenn wir vorher Herrn Odo herunterstoßen müssen, desto besser," lachte Werner.

„Ja: vieler Völker Länder und Städte durchziehen — in Güte oder in Kampf — wie Lyon und Paris, so Rom, ja das vom Schimmer der Sage umstrahlte Byzanz, Ruhm gewinnen, fabelhafter Schätze Glanz: ja, das ersehnt glühend — ich berg' es nicht — mein heißes Herz." — „Und wenn wir in diesen schönen Landen nicht nur wie abenteuernde Ritter fahren, nein, als Könige herrschen, ebenfalls desto besser!" rief Werner. — „Sprich, trefflicher Bischof — auch du warst jung — kannst du die Jugend dessen tadeln?"

Bevor Burchard antworten konnte, erscholl lautes Geläute der Rüden am Saume des Waldes vor ihnen und der Ton des Hifthorns. Eilend sprengten alle nach vorn.

IV.

Ein paar hundert Schritt vor ihnen zweigte von der breiten Landstraße zur Linken in den dichten Wald von Tannen und Buchen hinein ein schmaler Reitpfad ab — nur für je ein Pferd gangbar: denn zu beiden Seiten des erhöhten Weges ragte undurchdringlich Schilf- und Binsenwuchs aus tiefem, schwarzgrünen Moor, das Roß und Reiter würde verschlungen haben. So konnten denn die Jäger nur allmählich hintereinander in das dichte Gestrüpp und Unterholz des Waldes dringen. Ein blutiger Anblick erwartete sie. Drei, vier der starken Eberhunde, die das Wild aus einer Kuhle aufgeschauelt, in jene Waldblöße getrieben, hier gepackt und gedeckt hatten, waren von dem Ebertier abgeschüttelt worden: es hatte sich mit den Gewehren losgeschlagen: sie lagen mit aufgerissenen Gedärmen, tot oder sterbend, umher, der Reiter war dann wieder in dem Dämmlicht verschwunden, bevor die Jäger ihn erreicht hatten; sie verteilten sich nun und suchten in verschiedenen Richtungen die Spur.

„Die Sauspur! Hieher,“ scholl da die Stimme des Herzogs von rechts her. Nun waren auch sein Sohn und die andern zur Stelle. Der Herzog wies mit der Saufeder über einen tiefen Waldgraben hin: „Dort, rechts, in dem Moorbruch!“ Und er gab dem mächtigen Friesenhengst die Sporen; gehorsam setzte der an und nahm glücklich den

Graben, aber jenseits scheute er vor dem heranfahrenden Untier, sprang seitwärts und brach zusammen, den Reiter auf dessen linker Seite unter sich begrabend. Und schon rannte der Eber auf den wehrlos Liegenden: — ein schriller Schrei — dann Stille.

„Mein Vater!“ — „Herr Herzog!“

Schon waren beide abgesprungen, schon standen sie vor dem Eber. Der Herzogssohn warf sich auf ihn und stieß ihm den Speer in das Blatt, aber der Schaft zerbrach in den starken Borsten, das Tier rannte, die Waffe im Leibe, den Helfer an und warf ihn mit einem Schlag in den Unterschenkel rücklings um. Jedoch Werner sprang vor den Wunden und bohrte dem schäumenden Tier den breiten Saufang dicht hinter dem Schädel ins Genick: lautlos verendete der Vorster. Unter dem Jagdgefolge befand sich der Vader des Dorfes; er untersuchte die Wunden des Sohnes und des Vaters; jene fand er unerheblich, aber über diese sprach er kein Wort: er gebot nur, aus den Tannenzweigen eine Bahre zusammenzufügen, auf der der bewußtlose Herzog aus dem Wald auf das freie Feld hinausgetragen wurde; der Sohn selbst trug mit an dem Kopfsende. Als die nächste offene Stelle vor dem Gehölz erreicht war, und die Sonne die Augen des Wunden traf, schlug er sie auf und gebot: „Laßt mich hier sterben. Denn es ist so. Wo — wo bleibt Gisela? Sie verläßt mich im Tode!“

Erst jetzt erreichte die Herzogin mit Aribio diese Stelle. Laut aufschreiend glitt die Frau aus dem Sattel und warf sich auf die Kniee neben dem Wunden. Der tastete nach ihrer Hand. „Ja, Frau, jetzt geht's zum Scheiden. Das Gefolge laßt zurücktreten: ich hab' euch andern noch was zu sagen. — Euch, ihr frommen Bischöfe, empfehle ich, eurem Schutz, eurer Fürsorge meine Witwe, meinen Sohn,

auch diesen Werner — den Vaterlosen. Du, Ernst, bist ein guter Bub', hast ein edles Herz: aber dein Blut! Dein heißes, ungestümes, wildes Blut und der jähe Zorn bei jeder — ach! oft nur eingebildeten — Kränkung. Höre des Vaters letztes Wort: bändige diese Hitze des Herzens. Gehorche deiner Mutter, mahnt sie dich dieser meiner Worte, folge nicht dem Werner da: — wohl ist er dir treu, ich weiß, bis in den Tod! Allein er ist wie jenes dein heißes Blut, das Mensch geworden wäre. Du aber, geliebte Frau, vernimm meine letzte Bitte: sie verlangt viel, aber es muß sein. Ich fürchte, ich war doch wohl schon zu alt, zu ernstbedächtig für deine blühende, lebensfrohe, lebendürstende Jugend, als vor so viel Jahren . . . ach, ich habe nicht mehr viel Zeit, viel Worte! Ich muß zu Ende eilen — ohne Schonung. — Ich kenne dich besser als du dich selbst. Es wird dir öd werden in dem Witwenstuhl — gar bald.“ — „Niemaß!“ — „Aber ich beschwöre dich, versprich mir — siehe, der strudelköpfige Bub' bedarf der Leitung — dir wird er folgen, leichter als diesen Bischöfen. Lebe für ihn, lebe dieser Mutterpflicht, diesem heiligen Amt allein: nur du kannst ihn Ach ich . . . ich kann nicht ruhig sterben, bin ich dein nicht sicher. Ich, ich gebiete dir. Weh, das kann ich nicht. Aber ich bitte dich: schwöre mir, nur Ernst zu leben, nicht wieder dich zu vermählen . . .“

„Ernst, mein Ernst! Wie kannst du?“ — „Sie tut es nicht,“ flüsterte Werner Aribu zu. „Ihr werdet sehen, sie schwört nicht.“ — „Und wenn sie schwört,“ erwiderte dieser ebenso leise, „wird sie's halten? Ein solcher Eid . . .“ — „Aber Vater,“ bat Ernst, „wie kannst du glauben? Nach dir, dir, du . . .“ — Aber der Sterbende drängte: „Schwöre, schwöre mir's . . . vor diesen Zeugen.“ Und er richtete sich mit letzter Kraft halb auf,

erhaschte wieder ihre Rechte und hob sie empor: da reckte sie drei Finger in die Höhe und schluchzte: „Ich schwöre.“ — „Dank! So mag ich in Frieden sterben — sterben wie ein rechter Herzog soll . . . in dem Schutz meines Volkes. Gott, dir empfehle ich meine Seele!“ Und er atmete tief auf und starb.

V.

Am folgenden Tag ward die Leiche nach der nahen Cella Gottesruh verbracht, die der fromme Herzog erbaut und zu seiner Grabstätte — wie zu der seiner Gemahlin — bestimmt hatte. Diese fühlte sich zu schwach, auch nur die kurze Strecke zurückzulegen: sie blieb — unter vielen Tränen — in der Villa zurück, während die beiden Bischöfe, welche die Einsegnung übernommen hatten, mit den beiden Jünglingen und den Dienstmännern aufbrachen zu dem traurigen schweigenden Zuge.

Nicht gar weit war der — langsamen Schrittes der Pferde — gelangt, doch hörte man schon deutlich das Sterbeglöcklein der Kapelle klingen, als vom Westen her auf einem Seitenpfade zwei Reiter heransprengten so rasch die Gänse rennen konnten: bald waren sie heran. Der Vorderste — ein Geistlicher — rief laut: „Herr Erzbischof, haltet an.“ — Bischof Burchard sprach verweisend: „Archidiacon! Wie könnt Ihr so lärmen und den Trauerzug stören? Seht Ihr nicht, wir bergen eine Leiche.“

Aber Aribio forschte eifrig: „Was ist's, Gozelo? Ist's wichtig?“ — „So wichtig, Herr, wie nichts auf Erden! Lasset die Toten ihre Toten begraben! Wendet das Köp-

lein und folgt mir rasch!" — „Was ist? Rede!" — „Kaiser Heinrich ist gestorben in seiner Pfalz zu Grona und die Fürsten strömen zusammen an den Rhein zur Königswahl. Eilt, Herr Erzbischof.“

Da gab Aribio seinem Pferd die Sporen, daß es stieg, und riß es seitwärts nach links aus der Reihe des Zuges dicht neben Gozelo und dessen dienenden Begleiter. „Wohin, Herr Bruder?" fragte Burchard staunend. — „Ihr könnt fragen? Zur Königswahl!" — „Und Eures Freundes Leiche?" — „Bestattet sie allein. Ihr braucht mich nicht dazu. Und er auch nicht." — Werner ballte in stummem Zorn die Faust. — „Ist das Eure Freundschaft für den Vater?" mahnte Ernst. — „Was Freundschaft! Es gilt die heilige Kirche, ihr Recht, ihre Macht, ihren Vorteil. Soll ein Ungehorsamer ihr Schirmherr werden?" Schon sprengte er hinweg mit Gozelo: schon umhüllte sie die Staubwolke der Landstraße. Traurig, kopfschüttelnd, verfolgte der Bischof den Weg nach der Kapelle.

VI.

Nicht eher als bis die Gäule den raschen Trab versagten, zog der Erzbischof den Zügel, ließ den Rappen Schritt gehen und winkte die beiden an seine Rechte und Linke heran. „Wie, wo, wann erfuhrt du's?" fragte er, noch außer Atem, den Archidiacon. — „Noch nicht weit war ich gekommen auf der Rheinstraße von der Villa hinweg, als ich diesen Boten traf mit der Trauernachricht!" — „Bote? Wer hat dich geschickt?" — „Die Kaiserin-Witwe, Kunigundis, die hohe Frau. Sobald ihr Herr die

Augen geschlossen hatte, hieß sie mich satteln und vor allen Fürsten des Reichs Euch herbeiholen: der heiligen Kirche und ihren eignen besten Berater, sagte sie.“ — „Sie selbst wird bald eine Heilige sein,“ nickte Aribio. — „Sie wußte, wo Ihr weiltet, und befahl, Euch zurückzurufen nach Mainz, so rasch als möglich.“ — „Die Gute, Vieltuge! Sag, weißt du vielleicht, wo Konrad weilt, der Herzog von Franken?“ — „Ich verließ ihn bei der hohen Witwe.“ — Erfreut nickte der Erzbischof. „Und der andre, der jüngere Konrad, der von Worms?“ — „Das weiß ich nicht. — Man flüstert in der Pfalz, dieser, der Jüngere, trachte auch nach der Krone.“ — „Auch? Was soll das heißen?“ — „Ei nun, Herr Erzbischof, manches Wort, das die Herrschaften sprechen, sichert doch bis auf uns in die Halle der Dienstmannen herab. In den langen Wochen, da es mit dem Herrn Kaiser zu Ende ging, haben die Großen und wir Kleinen doch oft geflüstert, wer ihm wohl folgen werde.“ — „Nun, und was habt ihr dabei herausgeflügelt, groß und klein?“ — „Vor allem hieß es: ganz ohne Zweifel der prächtige Herr Herzog, den sie soeben zu Grabe führen, wie ich bestürzt vernahm von den Trägern. Welch' Unheil für das Reich!“ — „Ja, ja! — Aber nach ihm, wer wurde nach ihm genannt?“ — „Die beiden, nach denen Ihr fragt: die beiden Konrade. Aber freilich hieß es, beide haben wie viele Freunde, viele Widersacher: einstimmig werde wohl keiner gewählt werden und das Schwert zwischen ihnen entscheiden müssen.“ — „Da sei Gott vor! Gott und ich: das heißt, die heilige Kirche! Kommt, laßt die Köpfelein wieder traben.“ — „Sie können's kaum schon wieder, Herr!“ warnte Gogelo. — „Mein Brauner da ist der beste Läufer der Frau Kaiserin. Sie lieh mir ihn. Reit' ich ihn zu Schanden . . .“ — „So ersehe ich's. Vorwärts! Trab!“

VII.

In dem stolzen Bischofs-*haus* zu Mainz, das unmittelbar an die Rückenmauer des altherwürdigen Domes stieß, stand in eine Fensternische gelehnt *Arifo* in tiefem Gespräch mit einem gar stattlichen Manne, der den über mittelgroßen Erzbischof noch erheblich überragte. Nicht Mann, nicht Weib konnte sich dem gewinnenden und gewaltigen Eindruck dieser Heldengestalt, des schönen, männlich ernsten Antlitzes, dieser klugen, fühlen, durchdringenden blauen Augen entziehen. Die krausen Locken des kastanienbraunen *Haares* waren ziemlich kurz gehalten wie auch der volle *Rundbart* gleicher Farbe. In der Fülle männlicher Kraft und Schönheit stand er da, vom goldenen Licht der Abendsonne umleuchtet, das sich auf der reich geschmückten Plattenbrünne spiegelte. Er hatte die letzten Worte des Erzbischofs mit tiefem Nachdenken in sich aufgenommen: nun hob er — nach längerem Schweigen — an: „Ich kann Euch kaum noch widersprechen, ehrwürdiger Herr Bischof. Ihr wißt: — Ihr kennt mich lang’! — das Wohl des Reichs, des viel zerklüfteten ist einzig meine Liebe. Und nichts als dies: nicht meines Geschlechtes Glanz oder Reichthum, nicht meine eigne Herrschaft, meines Namens Ruhm: bei Gott, der in dieser Stunde auf uns beide und in unsere geheimsten Gedanken schaut.“ — „Ich weiß es, Herzog *Konrad*.“ — „Das ärgste Unheil, welches das Reich treffen könnte, wäre ein abermaliger Kampf um die Krone. Ihr habt mich nun wirklich überzeugt durch Eure klugen Worte, daß nur ein einziger unter den Fürsten des Reichs, wenn er mir den Thron bestreiten wollte, Aussicht hätte, Anhänger genug um sich zu scharen.“ — „So ist es!

Weder der greise Heinrich von Bayern, noch Dietrich von Oberlothringen, noch Gozzo von Niederlothringen, noch Adalbero von Kärnten, noch der schwertwunde Bernhard von Sachsen . . .“

Da unterbrach der Herzog: „Wäre der wackere Schwabe doch nicht zur ungelegensten Zeit gestorben! Wahrlich, Gut und Blut hätt' ich für ihn eingesetzt. Aber es wäre gar nicht nötig gewesen: Alle hätten ihn als den Würdigsten erkannt und berufen. Was ist's mit dem Knaben, seinem Sohn? Ich kenn' ihn nicht. Sollte er sich Hoffnung machen?“ — „Ihr spottet,“ lachte Aribio. „Der Knabe — mit Recht sagt Ihr so und spricht ihm damit jede Hoffnung ab. Alle jene Herzoge, die Euch willig nachstehen, würden den Knaben nicht als ihren Lehnsherrn anerkennen. Er soll heil froh sein, verleiht Ihr ihm auf seine Mutung das Herzogtum seines Vaters.“ — „Das würde ich sicher tun. Er soll ein gar begabter, feuriger Junge sein.“ — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ja, ja! Nur allzu feurig.“ — „So bleibt denn,“ fuhr der Herzog fort, „nur ein gefährlicher — das heißt dem Reich durch den Kronkrieg gefährlicher — Wettbewerber übrig: Konrad von Worms.“ — „Ja, der würde freilich Anhang finden. Die beiden Lothringer und der Sachse würden lieber ihn als Euch wählen.“ — „Ich weiß! Wegen altvererbten Haders unsrer Häuser.“ — „Für sich haben sie keine Aussicht, aber den Wormser würden sie gern stützen. Deshalb, Herzog“ — hier zupfte er ihn leis am Mantel — „muß dafür gesorgt werden, daß der Wormser gar nicht gegen Euch auftritt.“ — „Ja, wer soll das bewirken?“

„Ihr selbst. Und ein wenig dabei helfen werd' ich.“

Gespannt, ja mißtrauisch sah ihm Konrad in die

kleinen, zwinkernden Augen. „Was will er dafür haben,“ dachte er. „Der tut nichts umsonst. Und auch nichts für das Reich. Sein Reich heißt Rom — und Mainz.“

Des andern langes Schweigen beunruhigte den Priester. „Ich hab’ einen guten Plan,“ fuhr er fort, „einen ganz sicheren. Vorausgesetzt, daß nicht einer ihn vereitelt — ein arger Ränkeschmied.“

Hoch auf horchte Konrad, sich gespannt aufrichtend: „Das ist?“ — „Pilgrim, mein übler Nachbar zu Köln.“ — „Aha,“ dachte der Herzog. „Sie streiten ein Jahrzehnt lang grimmig um Allerlei. Aber der Kölner ist grundehrlich. — Und nicht noch andere Eurer Amtsbrüder,“ fragte er nun, „z. B. Burchard von Worms?“ — „Ja wohl! Wie gut kennt Ihr Eure geheimen Widersacher!“ — „Und dann Gerbodo von Hildesheim, nicht?“ — „Euch erleuchtet der Herr! Ja freilich.“

Konrad verbarg nicht ohne Mühe seine Erregung. „Die besten Männer, meine treuesten Freunde,“ dachte er. Nun sprach er bedächtig, „man muß sich vorsehen gegen schlaue, falsche Priester.“ — „Da habt Ihr leider recht. Nicht alle sind wahrhaftig und . . .“ — „Verlässig,“ schloß jener, gelassen den Bart streichend. „Aber Euer Plan?“ — „Geduld! Davon erst wann der Wahltag heran, wann der Wormser eingetroffen und ein wenig von mir bearbeitet ist.“

„Ja wohl,“ dachte Konrad. „Er will zwei Eisen im Feuer haben: bietet ihm der andre mehr, dann . . .“ „Wie Ihr wollt,“ sprach er nun ruhig. — „Ich lobe Eure Fügsamkeit, Euer Vertrauen: bewahrt mir beide als König, mein Sohn. Hört noch eins. Von großem Wert wäre es, für Euch zu gewinnen, die fromme, fast schon heilige Witwe Herrn Heinrichs: Kunigundis, die hohe Frau.“ — Der Herzog nickte: „Man weiß, Ihr seid ihr

nahe befreundet.“ — „Ich will mit ihr sprechen — zu Euren Gunsten, aber erst, nachdem der Wormser eingetroffen.“ — „Ich verstehe,“ meinte Konrad. „Es ist eine Versteigerung der deutschen Krone,“ grollte er in stummer Empörung: „dem Meistbietenden schlägt er sie zu.“ — „Nämlich die Kaiserin mag leicht ihren Bruder, den Bayer, bewegen für Euch zu stimmen.“ — „Oder für den andern, je nachdem,“ sprach der Herzog mit einer Ruhe, die Kribo erstaunte. — „Ja . . . ja freilich. Aber außerdem hat Frau Kunigundis — ich weiß es!“ — „Von ihr selbst,“ nickte jener. — „Den Besitz der Reichsabzeichen: Krone, Scepter, Schwert, Reichsapfel. Ist sie nun gleich nicht wahlberechtigt, kann sie doch jene Kleinodien dem Gewählten vorenthalten oder übergeben, wem sie will. Und Ihr wißt, bei den letzten Königswahlen ward hierauf schwer Gewicht gelegt.“ — „Ich weiß. Und ich weiß leider auch, daß die Gottselige mir nicht gerade gewogen ist.“ — „Ah! Meint Ihr?“ — „Nein, ich meine nicht: ich weiß. Und Ihr — Ihr wißt es auch. Ich weiß auch warum. Ich bin ihr nicht fromm, nicht kirchenfromm genug. Ich habe wiederholt widersprochen in Herrn Heinrichs Rat, wollte sie allzuviel Reichsgut ihren Stiftungen zu Bamberg zuwenden. Sie grollt mir.“ — „Nun, sie ist mein Weichkind. Ich werde ihr diese Sünde verbieten. Und dafür könnt Ihr auch etwas tun. Die heilige Kirche . . .“ — „Ich weiß. Sie hungert und friert immer.“ — „Seid Ihr erst König . . .“ — „Dann werd’ ich nicht knausern. Ich werde der Kirche, meiner Mutter, alles zuwenden, was der Staat, mein Vater, entbehren kann: das dürft Ihr auch der Kaiserin versprechen. Lebt jetzt aber wohl. Eure Worte haben mich mehr erregt — mehr und auch anders! — als Ihr ahnt. Ich muß allein sein. Und ins Freie! Luft!“

Aribo sah ihm mit Siegesblick nach: „Herrschgieriger Tor! Er ist der klügste Laie, den ich kenne. Und doch ging er auf die Leimrute der Ehrsucht.“

VIII.

Am folgenden Tag traf neben zahlreichen andern fürstlichen Wählern auch Konrad von Worms in Mainz ein. Sein erster Gang galt dem Erzbischof, dem Wahlmacher, dem Kronenschmied, wie er gar bald in diesen Kreisen genannt wurde. Zu gleicher Stunde wie am Vortag der andre Konrad stand er an derselben Fensterbank und bekam auch so ziemlich die gleichen Worte, nur den Umständen angepaßt, zu hören. Aber der lebhafteste, ja hitzige Rotkopf nahm sie ganz anders auf als der zehn Jahre ältere, in ruhiger Überlegenheit gefestigte: kurzgewachsen mußte er zu dem Priester emporblicken: unstät blitzten die kleinen Augen: jeder Widerspruch, ja schon jedes Bedenken reizte ihn zu heftigem Ausbruch.

„Nein,“ rief er, jenem in die Rede fallend, „nichts, gar nichts will ich von einer Gegenleistung an Eure schon überreiche Mainzer Kathedrale hören. Seit hundert Jahren haben all' meine Vorfahren das Erzbistum beschenkt. Soll von Gegenleistung die Rede sein, so ist's nun an Euch und den Heiligen, sie zu gewähren. Und wofür soll ich Entgelt leisten? Ich hab' ein Recht auf die Krone. Wer hat ein besseres? Der Franke? Bah, ich bringe mehr Wähler und — muß es sein — mehr Helme auf meine Seite. Und das entscheidet, nicht Eure Stimme, hochwürdiger Herr.“

„Junger Tor,“ dachte der Bischof unter einem grimmen Lächeln die Gedanken verbergend, „hattest du je Hoffnung auf die Krone, mit diesen Worten hast du sie begraben.“ Aber er sprach: „Nun ja, als tapferer Degen seid Ihr allbekannt. Allein Ihr zählt vielleicht manchen zu Euren Freunden, der Euch bei der Wahl wie bei dem Waffengang im Stiche läßt. Auch der andre Konrad ist . . .“ — „Ein Held, niemand bestreitet das.“ — „Und es wäre doch fürs Reich ein arges Unheil . . .“ — „Wohl, wohl! So wendet Eure Beredsamkeit, die berühmte, dazu an, den andern zum Verzicht zu bewegen.“ — „Dazu reicht sie denn doch nicht aus. Voller Verzicht? Ist zuviel verlangt. Und Ihr kennt doch seinen steten, starken Willen. Hat er einmal ein Ziel — und ein so hohes! — sich vorgesteckt, gibt er es freiwillig nicht auf.“ — „Ja, ja, so ist er,“ rief der Kleine und machte einen unruhigen Gang durch das Gemach. — „Nur ein Mittel gibt es, ihn davon abzubringen.“ — „Das wäre?“ — „Nicht wahrlich die Furcht.“ — „Weiß ich! Weiß ich ja. Was aber?“ — „Die Liebe zum Reich. Sie ist die stärkste Macht in seiner Seele: — viel stärker, fürcht' ich, als die Liebe zur heiligen Kirche. Stellt man ihm nun eindringlich dar, — und das übernehme ich für Euch! — daß Euer Kronstreit das Reich schwer schädigen würde, — was die Wahrheit ist, so ist er — vielleicht — zu einer Art von Vergleich, von friedlicher Entscheidung zu bringen.“ — „Vergleich? Nein. Ich geb' nicht nach!“ — „Sollt Ihr auch nicht. Hört doch nur: ich rate euch beiden, euch dahin zu verständigen: König soll werden, wer die zuerst abgegebene Stimme erhält: dem soll sofort der andre die zweite Stimme geben und ihm huldigen.“ — „Ei, Tod und Teufel! Und erhält er die erste, dann . . .?“

Da trat Aribio ganz dicht an ihn heran: „Er erhält

sie nicht. Ihr erhaltet sie.“ — „Stimmt Ihr zuerst diesmal?“ — „Nein! Wir drei Oberhirten von Mainz, Köln und Trier wechseln ab. Diesmal trifft es Trier.“ — „Poppo von Trier!“ frohlockte der Hitzige. „Hei, mein bester Freund! Des bin ich sicher. Ja, ja, den Vergleich nehm' ich an.“

Mit bitterem Hohn, dem er sich mit Lust hingab, lächelte der Priester auf ihn herab: „Seht Ihr nun, wie gut ich's mit Euch meine? Wohlan, ich übernehme auch die Vermittlung: darf ich in Eurem Namen diesen Vergleich vorschlagen?“ — „Gewiß! Gern! Wenn er nur darauf eingeht!“ — „Das laßt meine Sorge sein. Ich bring' Euch Bescheid, sobald ich ihn gesprochen. Die Stunde drängt: — laßt mich zu ihm eilen.“

Als bald stand der Erzbischof vor dem älteren Konrad in dem „Frankenhof“, einem seit geraumer Zeit der Sippe des Frankenherzogs gehörigen Eckhaus des Fischmarkts, in vertrauter Zwiesprache. Ruhig, ohne ein Wort des Einwurfs hörte der Herzog ihn zu Ende: dann erhob er sich langsam von dem breiten Faltestuhl und machte einen zögernden Gang durch den Saal. Jetzt blieb er mit gekreuzten Armen vor jenem stehen und hob an: „Gut versteht Ihr es, — im Beichtstuhl habt Ihr's gelernt! — der Seele empfindlichste Stelle zu treffen. Ihr wißt seit lange: meine, des unbeweibten Mannes, Liebe ist dies Reich der Deutschen. Und erschütternd habt Ihr sie ausgemalt, die schrecklichen Folgen, die dieser Kampf herbeiführen kann, ja sicher wird. Ungarn, Polen, Böhmen im Osten, der Däne kommt vom Norden und als König von England im Nordwesten, der Westfranke und der Burgunde von West und Süd: — sie werden über uns herfallen,

hat der Bürgerkrieg beide Parteien erschöpft. Gibt es daher ein Mittel, das — ohne Unehre — den Kampf vermeiden läßt, ist mir's Pflicht, solchen Ausweg zu beschreiten. Aber sagt wer wird der erste Wähler sein? Doch nicht etwa einer meiner offenen Widersacher? Doch nicht etwa . . .? Aber nein, schweigt! Ich will's nicht vorher wissen. Nur den einen schließ' ich aus: — nicht Poppo von Trier, mein alter Feind, des Wormsers nächster Vertrauter."

Nun erhob sich langsam auch Aribio von seinem Stuhl und sprach: „Ich lob' Euch darum, daß Ihr nicht weiter fragt: das ist wacker. Und zur Belohnung versprech' ich Euch: nein, Poppo von Trier wird nicht der erste Wähler sein. Ich wünsche Euch Glück im voraus zu der deutschen Krone. Auf Wiedersehen morgen bei der Wahl."

IX.

Ort und Zeit dieser Wahl zu bestimmen, war Sache des Reichserzkanzlers für Germanien, d. h. Aribos, des Erzbischofs von Mainz. Er hatte dazu nicht die eigne Stadt ausersehen; sie würde die Menge des überallher zusammenströmenden Volkes nicht gefaßt haben; deren Kopszahl war ganz unberechenbar: denn noch hatte jeder vollfreie unbescholtene waffenreife Mann das Recht, zu wählen, wenn auch tatsächlich schon seit geraumer Zeit die Masse der kleinen Freien fern blieb in der Erkenntnis, daß auf ihre Stimmen nichts mehr ankam, vielmehr eine Art Vorwahl, eine Verständigung unter den mächtigsten oder ehrgeizigsten geistlichen und weltlichen Großen den

künftigen König bezeichnete. Den Kleinen blieb nur noch übrig, den so von den Vornehmen in einer Basilika, einer Pfalz festgestellten, ward er nun von den auf die Vortreppe Heraustretenden vorge schlagen, durch lärmenden, ungeregelten Lärm mit Waffenge töse zu begrüßen und anzunehmen.

Zimmerhin kamen damals noch viele Freie aus der Nachbarschaft des Wahlorts, auch wohl ferner Wohnende, die einen Wunsch, eine Klage, eine Beschwerde dem Neugewählten vorzutragen hatten. So wogte denn auch diesmal eine große Menge Volkes auf den weiten flachen Ebenen, die sich um das Dorf Kamba dehnte, das auf dem rechten Rheinufer im Rheingau gegenüber Oppenheim lag: es ist längst eingegangen. Die Felder auf beiden Ufern des Stromes boten den Fürsten, deren zahlreichen Gefolgen und den kleinen Freien bequeme Lagerung unter Zelten oder Laubhütten. So lagerten die Angehörigen der einzelnen Stämme, wie der Strom ihre Heimatlande schied: die Sachsen, die Ostfranken, Bayern und Schwaben auf dem rechten, die linksrheinischen Franken, dann die Ober- und Nieder-Lothringer auf dem linken Ufer. Die Bischöfe und Reichsäbte dagegen waren mit ihrer geistlichen Begleitung wie die Kaiserin-Witve in den zahlreichen, dem Erzbischof und der Stadt gehörigen Gebäuden untergebracht.

Bei kimmender Sonne schon begann das Zusammenströmen der Wähler in dem Dörflein, dessen kleine Kirche freilich nicht einmal alle Bedeutenderen der Erschienenen aufzunehmen vermochte; manche sogar von diesen drängten sich vor der offenen Pforte auf den Stufen der Vortreppe und unten auf dem ‚Dorf-Ring‘, wo sich dann der große Haufe anschloß. Durch die nach Osten gerichteten gläsernen Bogenfenster und die offene Türe flutete das goldne

Morgenlicht des schönen Sommertages, die reichen Rüstungen, die Prunkgewande der weltlichen und der geistlichen Fürsten hell beleuchtend. In dem mittleren Hintergrund — der Apfiss der kleinen Basilika — war ein Holzgerüst aufgeschlagen, das, durch ein paar Stufen erhöht, halb Kanzel, halb Thron, dicht mit scharlachenen Decken behangen, den Leiter der Wahlhandlung, Aribio, aufnahm. Erheblich tiefer — auf dem Estrich — auf den Bänken zur Rechten und Linken saßen die vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten: zur Rechten der ältere, zur Linken der jüngere Konrad: — der erwiderte kaum den freundlichen, obzwar bemessenen Gruß des andern — der alte Herzog Heinrich von Bayern, Friedrich von Oberlothringen und die Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Metz, Straßburg, Würzburg, Bamberg, Hildesheim, Konstanz, Salzburg, Regensburg, Freising, auch einige der Reichsäbte. Die geringeren Priester und Laien füllten stehend den ganzen Raum des Kirchleins.

Mit einem kurzen Gebet, in dem der heilige Geist zur Erleuchtung der Wähler und Reinigung ihrer Herzen angerufen ward, eröffnete Aribio feierlich die Wahl. Nach dem Amen wollte er unmittelbar fortfahren, aber der jüngere Konrad schnellte von seinem Sitz zur Linken empor und flüsterte zu ihm hinauf: „Wo bleibt er? Wo bleibt der Trierer?“ Mit kaum merklicher Handbewegung winkte ihm der Erzkanzler, sich zu beruhigen: — aber unbeschwichet setzte er sich als jener begann: „Rechtzeitig und gehörig geladen sind alle Fürsten und alles Volk der Deutschen an diesen Ort und zu dieser Stunde, sich den König zu wählen, der das Heinrich, dem in Gott ruhenden Kaiser und König, entsunkene Scepter aufnehmen soll, ein Schirmherr zu sein der heiligen Kirche im ganzen Abendland: — das ist seine erste, heiligste höchste Pflicht! —

Dann ein Schützer und Vogt aller im Reiche, die eines Schützers darben: vor allem der Priester des Herrn, dann der Pilger zu den heiligen Stätten, der Armen, der Wittwen und Waisen: dann erst soll er gedenken seiner weltlichen Pflichten, Recht und Ehre des Reiches zu wahren. Ich habe den Wählern hoch Erfreuliches zu künden: gar oft schon ist auf die Wahl blutiger Bürgerkrieg gefolgt; die überstimmtten Wähler, sich den der Zahl nach mehreren an Waffenmacht gleich erachtend, haben wohl den von jenen Erforenen nicht anerkannt, mit Gewalt dem eignen Liebling die Krone zuwenden wollen. Diesmal kommen, wie männiglich bekannt, nur zwei Bewerber um die Krone in Betracht: die beiden Konrade hier zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Wohlan, Gott hat ihre Herzen erleuchtet mit Friedfertigkeit: sie haben sich versprochen, der, welcher die erste Stimme erhält, soll sofort die zweite von dem andern erhalten, soll von diesem als König anerkannt werden. Ist dem so, ihr edlen Fürsten?" — „So ist es,“ rief, sich erhebend, der Ältere laut. Zögernd folgte der Jüngere: noch einen suchenden Blick warf er auf die Reihe der Bischöfe: „So ist es!“ bejahte er nun besorgt. Lautes Beifallrufen aller Versammelten drang durch die Kirche.

„Wohl denn: so bekräftigt das unter euch allein gegebene Wort nun hier vor allem Volk durch feierlichen Eid.“ — „Es ist überflüssig,“ sprach der Ältere: „Mein Wort ist wie Eid. Aber ich schwöre.“ — Da konnte der Jüngere nicht zurückbleiben — angesichts der Stimmung aller Wähler: — „ich schwöre,“ sprach er mißmutig.

„Nach altem Herkommen, neuerlich durch Vertrag unter uns drei Erzbischöfen bekräftigt, wechseln wir drei in der Abgabe der ersten Stimme: Mainz war an der Reihe bei Herrn Ott's des Dritten Wahl, Köln bei der Herrn Hein-

richs: so trifft es nun den Sitz Trier.“ — „Jawohl,“ rief der rote Konrad: „aber wo ist Poppo?“ Und nochmals sah er ringsumher. Da zog Aribio ein Pergament aus dem Bruststück der purpurnen Sutane und sprach: „Unser Bruder Poppo ist, wie er betrübt heute meldet, erkrankt und kann nicht reisen. In dieser Urkunde räumt er ausdrücklich — was sich ohnehin von selbst versteht — mir die Vertretung seines Rechts bei dieser Wahl ein: — war Mainz doch nur der Vorlechte, Köln der Letzte. — Ich darf voraussetzen, daß alle Wähler damit einverstanden sind.“ — Da riefen alle: „Ja, jawohl!“ Laut riefen sie: aber am lautesten der junge Konrad: sein Antlitz strahlte.

Als sich der Widerhall der Kirchenmauern gelegt hatte, steckte Aribio die Urkunde ein und sprach mit fester Stimme: „So wähl' ich Konrad . . .“ Er hielt etwas inne: dann erst fuhr er fort: „Konrad den Älteren, den Herzog der Ostfranken.“

Und fast alles erhob sich mit lautem Beifallsrufe: denn die Wahl war nach dem Wunsch der meisten: nur die Lothringer aus beiden Herzogtümern schwiegen: und in ihre Reihen stürmte der Wormser, grell schreiend: „Ah, Verrat, Betrug!“ Und zitternd vor Zorn stürzte er aus der Kirche.

Der Gewählte aber wehrte die Glückwünschenden ab und stieg eilig die paar Stufen zu dem Erzbischof hinauf: „Was schreit er da? Was wagt er zu sagen? Habt Ihr ihm versprochen . . .?“ — Aber ruhig und kühl schüttelte der Priester das kluge Haupt und flüsterte: „Nicht mit einer Silbe habe ich versprochen, ihn zu wählen. Wie konnt' ich? War ich doch von je für Euch. Betrug? Ei, er wollte Euch betrügen! Er wußte — oder glaubte doch zu wissen — sein Freund Poppo werde zuerst wählen: nur deshalb, des Sieges sicher, schloß er den Vertrag mit

Guch.“ — „Das ist wider Treue und Ehre!“ rief der König ungehalten, „und vollgültig meine Wahl.“ Er schritt nun die Stufen hinab und drückte den sich herandrängenden Fürsten die Hände.

Kribo flüsterte aber Gozelo zu, der, den lang nachschleppenden Bischofsmantel aufhebend, ihm die Stufen herabsteigen half: „Das freilich darf der König nie erfahren, daß ich schon vorher Herrn Poppo — er ist ganz gesund! — sein Ausbleiben und diese Vollmacht abgekauft hatte um schweres Geld. Nun, der Herr König wird's dem Erzbistum zurückzahlen müssen. Und mehr dazu.“ — „Aber der Wormser? Wird er schweigen?“ — „Er wird! Sonst muß er aufdecken, daß er den andern hat betrügen wollen. Und seit wann ich des Trierers ‚schwere Krankheit‘ schon wußte, das erfährt von Herrn Poppo niemand: am wenigsten der Wormser, den er schon lange verkauft und verraten hat.“

Zweites Buch.

I.

Am folgenden Tag bewegte sich der Krönungszug von dem Westtor von Mainz durch die Domstraße nach der Kathedrale durch dicht gestaute Volksmengen. Der Reichsherold und eine Reihe von Drommetenbläsern eröffneten ihn: zwanzig glänzend gerüstete ostfränkische Ritter, des ehemaligen Herzogs vornehmste Vasallen, folgten zu Pferd, dahinter schritten der König und die ersten geistlichen und weltlichen Großen, den Schluß bildeten die übrigen Priester, von den Laien getrennt, endlich diese Laien in dichten Haufen zu Roß und zu Fuß. So neugierig, so erregt drängten auf beiden Seiten die Mainzer, Männer und Weiber, und die Mengen der Zugewanderten gegen den Zug heran, daß die Reisigen auf beiden Seiten der Straße Mühe hatten, mit den quergehaltenen Speerspäßen diese immer wieder heranslutenden Wogen zurückzuhalten: das Volk wollte seinen neuen Herrscher sehen, mit den Augen prüfen.

„Wahrlich, bei Sanct Bonifacius,“ rief ein weißhaariger Handwerker der Schmiedezunft, sich dicht herandrängend, „ich habe sie alle gesehen hier am Rhein bei ihrem ersten Königsgang: den frommen Herrn Heinrich, den dritten Otto, den Welschling, den zweiten, den roten Otto, und

als Knabe auch schon den Otto, den sie den Großen nennen: aber nur dieser, der ganz Große, ist zu vergleichen Herrn Konrad, unfrem neuen Herrn, so gütevoll und doch so hoherhaben sieht er.“

„Ja,“ rief neben ihm ein fast ebenso alter, „wahr sprichst du, Wilfried. Man muß ihm vertrauen, auf ihn hoffen, schaut man in diese klaren festen Augen. Ich wag's, steht auch der arge Erzbischof dabei.“ Und mit raschem Ruck schob er sich an einem Speerträger vorbei, sprang auf die Mitte der Straße hinter den Rittern und warf sich vor dem langsam einhereschreitenden König auf die Kniee.

„Hinweg, frecher Bauer!“ rief Aribio, der zur Rechten des Herrschers ging. „He, Speerleute, greift ihn!“ — „Laßt! Laßt das Volk zu seinem König. Was willst du, Alter? Sprich!“ — „Mein Recht! Meiner Väter Erbe! Meinen kleinen Rebgarten.“ — „Wer hält ihn dir vor?“ — „Der da, lieber Herr König. Der böse Bischof. Er sagt, der Weinberg gehöre dem Stift des heiligen Bonifacius. Es ist aber nicht wahr. Der Bischof riß ihn an sich mit Gewalt. Ich habe sechs ehrliche Eidhelfer. Ich lud den Bischof vor das Grafengericht: er kam nicht, er nicht noch sein Vogt: er habe selbst, ließ er sagen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt: wohl: aber nur bis an die Mauer: mein Gütlein liegt doch draußen vor der Mauer. Herr König, schafft mir Gericht und Recht.“ — „Herr Erzbischof,“ sprach Konrad, die Stirne runzelnd, „was habt Ihr hierzu zu sagen?“ — „Bauerntroß! Ich kann den Acker gut brauchen, dort die Mauerkapelle zu erweitern. Ich bot ihm Geld . . .“ — „Das Erbe meiner Väter ist mir nicht feil,“ rief der Alte. — „Laßt doch, Herr König, diesen alten Narren. Kommt! In den Dom! Dort harret die Kaiserin mit den Reichsinsignien, mit der

Krone: laßt sie mich . . ." — „Bei Gott dem Herrn, Ihr sollt mich nicht krönen, bevor der Mann sein Recht gefunden! Sofort gebt ihm sein Feld zurück.“ — „Ja denn, in des . . . in Gottes Namen. Eile, Gozelo, gib dem Oeconomus den Befehl. Nimm den Troßkopf mit!“ Der wollte des Königs Mantelsaum küssen: als das verwehrt ward, sprang er auf und rief gen Himmel: „Vergelt's ihm, Herr Gott, vergelt's dem gerechten Herrn!“ und er verschwand unter dem umherwogenden Volk.

Feierlich, wie begrüßend läuteten die Glocken des Doms, als Herr Konrad nun, hoch aufgerichtet, die Marmorstufen hinaufstieg.

II.

Der zornige Abgang des Wormsers ließ den König und gar viele um ihn besorgen, der Bischof werde, trotz Vertrages und Eides, gestützt auf seine Westfranken und die Lothringer, zu den Waffen greifen. Nur Aribio meinte lächelnd, „er wird sich hüten.“ Gründe gab er nicht an. Aber er behielt recht: alles blieb ruhig und Konrad konnte ungestört alsbald seinen Königsritt antreten, das heißt allmählich durch alle Landschaften des Reichs ziehen, die Huldigung der Herzoge, Bischöfe und Markgrafen, die nicht zu Ramba erschienen waren, entgegennehmen, Landtage mit ihnen abhalten, wichtige Angelegenheiten der einzelnen Gebiete beraten und entscheiden.

Es fiel auf, daß der Herrscher sich dabei nicht von Aribio begleiten ließ, der als ebenso begabt wie begierig für die Leitung der Staatsgeschäfte allbekannt war.

An seine Stelle trat an die Seite und im Rat des

Königs der milde Bischof Burchard, dessen Güte ebenso volkstündig war wie die Herrschsucht des Mainzers. Er war erst nach der Wahl und der Krönung an dem Hof eingetroffen, zurückgekehrt aus Alamannien, wo er in der ersten Zeit nach dem plötzlichen Tode des Herzogs der Witwe und dem jungen Erben in Ordnung der auf sie eindringenden Geschäfte geholfen hatte. „Warum kommt der Sohn nicht, das Lehen des Vaters zu muten?“ fragte Konrad ihn gleich bei der ersten Begrüßung in Mainz. — „Wunde von Eberzahn, Ihr wißt das, kundiger Weidmann, heilt langsam: wie von Hirschgeweih.“ — „Wohl!“

,Eberzahn und Hirschgestange, —
• Solche Wunden heilen lange.’

Er soll nicht eher reisen, bis er sicher kann. Aber um ‚Indult‘ muß er bitten, versäumt er die sechswöchige Frist: darauf muß ich bestehen: sonst verwirkt er das Lehen.“ — „O Herr König! Der Sohn des prächtigsten Vaters! Das werdet Ihr nicht . . .“ — „Gewiß werd’ ich’s tun. In den letzten Zeiten haben die Söhne der Herzoge sich gern um diese Pflicht herumgedrückt: sie haben getan, als ob sie, ohne Verstattung des Königs, von Rechts wegen diese großen Lehen — diese Herzogtümer! — erbten wie der Bauernsohn den Acker des Vaters. Das aber darf nicht aufkommen, nie. Ich werde bald ein Wörtlein reden mit diesen Herzogen. Viel eher würde ich die kleinen Lehen — das heißt, die ritterlichen Vasallen der Herzoge — als erbberichtigt anerkennen, um so . . . Doch das gehört noch der Zukunft an: schweigt davon, viel treuer Burchard: — ich spreche später mit Euch darüber: vielleicht zuerst in Italien.“ — „Wohl. Aber hütet Euch in der Behandlung des jungen Herzogs . . .“ — „Herzogs?“ fuhr der König



auf. „Er ist's noch nicht! Nur durch mich wird er's.“ — Besorgt unterdrückte der Bischof einen Seufzer: er gedachte mancher Neben des Jünglings und wie der noch ganz andre Forderungen stellen werde als die des Herzogtums Schwaben, das er als selbstverständlich ihm gehörig ansah. Unwillig brach Konrad das Schweigen. „Und diesen jungen Brauskopf schonen, besonders glimpflich auffassen? Den gerade nicht! Er soll Zucht, die Zucht der Reichsgewalt lernen. Ihr kennt ihn ja gut. Wie ist er?“ — „Ein herrlicher Jüngling! Tapfer, edelherzig, nichts Unreines und kein Falch an ihm. Nur . . .“ — „Aha! Also doch ein Nur . . .“ — „Ein wenig trotzig, hitzig und ehrgeizig.“ — „Seine Ehre such' er im Dienst des Reichs: — darin will ich ihm weiblich helfen!. Aber den Troß treib' ich ihm aus. Wie ist seine Mutter? Ihre Schönheit preisen lang' schon die fahrenden Sänger.“ — „Sie verdient höheres Lob als des Leibes. Aber was den Jüngling anlangt: — ich hätte einen Wunsch für ihn.“ — „Schon jetzt? Ich kenne ihn ja noch nicht. Hat er Euch als Fürsprech angerufen?“ — „O nein! Ganz im Gegenteil. Er würde mich heftig schelten, wüßte er, was ich ihm an Schmerz bereiten will.“ — „Nun, was ist's?“ — „Er hat einen heißgeliebten Freund, den auch ein prächtiger Kern adelt. Aber er hat alle Fehler — ich will sagen: alle gefährlichen Tugenden Ernsts . . .“ — „Gefährliche Tugend ist gut,“ lachte der König. — „In gesteigertem Maß. Es ist nicht gut, daß der Herzogssohn immer nur den — und den allein! — zur Seite hat.“ — „Da ist doch leicht geholfen. Die Mutter soll ihm diesen Verkehr verbieten.“ — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ernst würde ihr nicht gehorchen.“ — „So, so?“ Konrad fürchte die Stirn. „Troß auch gegen die Mutter? Ei, mir mißhagt alles, was ich von Eurem gepriesenen Lieb-

ling höre. So werd' ich ihm die Trennung befehlen. Laß sehen, ob er auch seinem König troßt. Das sollte ihm schlecht bekommen."

Erstrocken hob Burchard wie bittend die Hände. „Ah, was hab' ich da angerichtet. Nicht so, bitte, nicht so, Herr König.“ — „Ihr scheint wirklich zu fürchten, er troßt auch mir?“ — Der Bischof vermied eine Antwort: „Nicht diesen Weg! Ihr habt der erledigten Ämter oder der zu besorgenden Aufträge so viele. Schickt den Grafen — er ist kühn, sehr kühn und scharfen Geistes! — schickt ihn mit einem Auftrag nach Rom, nach Byzanz. Werner wird alles gut . . .“ — „Werner heißt er? Wer ist sein Vater?“ — Burchard stockte: er ward rot im Gesicht. „Ja, das ist der Jammer. Er . . . er hat keinen Vater.“

Da fuhr der König auf: „Was? Ein Bastard, ein ehrloser, der nächste Freund des künftigen Schwabenherzogs? Am Ende gar der Kede, der damals in Wirzburg . . .? Und die Mutter leidet das? Nun, zum Glück bin ich sein Lehnsherr! — Aber nun genug von Bastard und Troßkopf. Hört Wichtigeres. Ich habe Euch gebeten, mich auf dem Rundritt durch das Reich — morgen tret' ich ihn an — zu begleiten, nicht mit dem Leibe nur, mit Eurer Weisheit, Eurer Kenntniß von Menschen und Dingen, mit Eurer Güte zumal: denn die ist jaß nicht meine höchste Tugend.“ — „Güte ist oft Schwäche. Ich kenn' Euch lang': Ihr seid gütig, wo's nur Euch angeht, aber wo's den Staat betrifft, klug, jedoch streng.“ — „Sagt nur: ‚Hart‘. Und gerade das sollt Ihr bewirken, daß meine gerechte Strenge nicht ungerechte Härte werde.“ — „Ihr ehrt mich hoch, Herr Konrad. Aber verstattet eine Frage.“ — „Ich errate sie. Fragt.“ — „Warum wählt Ihr zu Eurem Ratgeber nicht . . .?“ — „Den

Mainzer? Aus vielen Gründen. Ein paar davon sollt Ihr schon jetzt vernehmen. Andre, fürcht' ich, werdet Ihr selbst an ihm erleben. Euer Amtsbruder hat sich eifrig um meine Wahl bemüht, aber wahrlich nicht um des Reichs, auch nicht um meinetwillen, nur, weil er sich den neuen König blindlings zu Dank verpflichten wollte."

Burchard wollte den Amtsgenossen in Schutz nehmen: aber er war zu ehrlich: vor dem scharfen Blick Konrads schlug er die Augen nieder und unterdrückte den begonnenen Einspruch.

"Nun dank' ich ihm ja auch: aber nicht gar sehr, weil ich den Zweck seines Eifers kenne. Und am wenigsten dank' ich ihm so, wie er es will: das heißt durch allerlei Verzichtes des Reichs auf Rechte gegenüber seiner und der allgemeinen Kirche. Nicht meine Rechte sind's, Rechte des Staats. Diese Scheidung zu machen, haben sie immer noch nicht gelernt, die guten Deutschen, auch die Klügsten nicht: in Deutschland kann man's auch nicht lernen: ich hab's gelernt in Welschland, in Pavia, in Bologna, wo ich — nicht ohne Vorteil — unter Kaiser Heinrich als dessen Markgraf über Römer und Lombarden gewaltet, mit deren Prudentes und Consules gelebt habe. Mir ist, demnächst muß ich den burgundischen Herrschern diesen Unterschied mit Schwertstreichen in die Köpfe schlagen. Also: was der Machtgierige ohne Schaden des Reichs von mir begehrt, soll er — nach Möglichkeiten — erhalten, hat schon reichlich erhalten. Aber auf Kosten des Reichs oder wider das Recht — nichts, gar nichts. Und empört hat mich, wie er — noch war ich gar nicht gewählt — sich im voraus die Herrschaft in meinem künftigen Rat sichern wollte: hat er doch die wackersten unter euch Bischöfen, den treuen Pilgrim von Köln, den trefflichen Gerbod von Hildesheim als meine geheimen Feinde, als böse Ränke-

schmiede bei mir verleumdet. Und noch einen, den Ihr auch kennt!"

Der König hatte sich in Eifer gesprochen: nun sagte der Bischof beschwichtigend: „Seht, Herr Konrad, Bruder Aribos ‚gefährliche Tugend‘ ist seine Schlaueit.“ — Da lachte Herr Konrad und sprach: „Nun, wir wollen dafür sorgen, daß sie nur ihm gefährlich wird, nicht dem Reich. Macht Euch reisefertig auf morgen. Mir ist, mit Euch reise ich wie jung Tobias unter himmlischem Geleit! Mög' unsere Fahrt dem Reiche frommen!“ — „Dazu sag' ich Amen!“

III.

Und sichtbarlich schien in der That der Segen des Himmels über diesem Königsritt zu schweben: überall, in jeder Stadt, in jeder Landschaft gelang, was Konrad zum Wohle des Reichs anstrebte. Der Umritt ging von Mainz zunächst über Ingelheim, Köln, Aachen, Lüttich, Nimwegen; das waren die Gegenden, in denen die abgünstigen Großen, zumal die lothringischen Herzoge, den Sitz ihrer Macht hatten: kühn suchte gerade diese der König zuerst auf: wie der Nebel vor der Sonne, verschwand jede Neigung zum Widerstehen vor der gebietenden und zugleich gewinnenden Gestalt des Herrschers. Vom Rhein wandte sich der Zug nach Nordosten, nach Sachsen: in Dortmund, in Minden, in Paderborn, in Hörde, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg scharten sich um ihn die sächsischen Großen, geführt von ihrem Herzog Bernhard, huldigten, trugen allerlei Streitfälle untereinander und mit den zahlreichen Klöstern vor und dankten dann gar eifrig für die

gerechten und weisen Entscheidungen. Zu einem gleichen Siegeszug des Rechts gestaltete sich die Fahrt durch Thüringen, Hessen, Nordfranken nach Alamannien, wo bei Bischof Brun zu Augsburg längerer Aufenthalt genommen ward.

Nach zwei hier verbrachten Tagen sprach der König zu seinem Vertrauten Burchard, als dieser am Morgen des dritten in das Schreibgemach trat: „Nun? Ist das Indultgesuch deines Lieblings noch immer nicht eingetroffen? Sein Herr und König steht auf schwäbischem Boden. In zwei Tagen ist die Frist abgelaufen! Beim Heil des Reichs: ich gebe das Herzogtum einem andern: zum Beispiel meinem tapfern und getreuen Pfalzgrafen Mangold, dem Nellenburger, der mir herzlich ergeben. Wo steckt der ungebärdige Herzogssohn?“ — „Draußen in deinem Vorsaal, Herr König. Er bittet um Gehör.“ — „Nun, das ist sein Glück. Laß ihn herein. Ist nicht auch Graf Mangold hier?“ — „Ja wohl: er wartet auch.“ — „Ich will erst den Knaben allein sprechen.“

Als bald trat, von Burchard geführt, Ernst über die Schwelle: festen Schrittes, hoch aufgerichtet: nur so tief als nötig beugte er — einen Augenblick — das Haupt, nicht ein Haarbreit tiefer. Der König musterte ihn scharf mit wenig freundlichen Blicken. Unwillkürlich aber, ja gegen seinen Willen gewann ihm das schöne Antlitz, die edle Gestalt, Wohlgefallen ab. Er wartete auf eine Ansprache des Jünglings: aber dieser schwieg. Da herrschte er ihn an: „Warum kommt Ihr so spät zur Meldung? Wollt Ihr vielleicht das Lehen des Vaters nicht?“ — „Meine Ehre erheischt, daß ich es fordere.“ — „So? Eure Ehre? Und meine Pflicht — die schwerer wiegt als Eure Ehre — erheischt, daß ich die Lehen des Reichs nur den Würdigsten verleihe. Warum erst jetzt?“ — „Ich

lag wund. Sobald ich erfuhr, daß Ihr den Boden meines Herzogtums . . . —“ — „Ist Schwaben schon Euer?“ fuhr Konrad auf. — Aber ohne sich zu berichtigen schloß der Jüngling: „Betreten, eilte ich Euch — wider des Arztes Verbot — entgegen, Euch zu huldigen als meinem König.“

Mit ruhigerem Blick und Tone sprach der Herrscher nun: „Und Eure Frau Mutter: die Herzoginwitwe?“ — „Sie wird hier erscheinen, Euch einzuladen nach unserem alten Herzogsschloß in Ulm.“ — „Ihr wollt sagen: in die dortige Königspfalz. Ich werde mir das überlegen. Mit Eurer Mutter werd' ich auch besprechen, unter welchen Bedingungen ich Euch belehnen will mit Schwaben.“

„Mit Vergunst, Herr König, es handelt sich nicht bloß um Schwaben.“ — „Schweig noch!“ mahnte der Bischof besorgt. — „Was wollt Ihr noch?“ fuhr Konrad auf. „Vielleicht Bayern, Sachsen und Franken.“ — „Nein! Aber Burgund.“ — „Burgund? Seid Ihr bei Sinnen?“ — „Ganz, Herr König.“ — „Mit welchem Recht? Noch lebt König Rudolf, noch sein Nefse, Herr Odo von Champagne.“ — „Ich fordere auch nur die Anerkennung meines Erbrechts jetzt schon und die Eventualbelehnung für den Fall von Rudolfs Tod.“ — „Ihr blickt weit voraus! Das muß man sagen! Und hoch hinauf.“ — „Ja, aber in das Licht der Wahrheit und des Rechts. Meine Mutter ist eine Schwestertochter König Rudolfs wie jener Odo ein Schwestersohn, also Spindelmagen beide: der Mannesstamm erlischt mit Rudolfs Tod. Ich habe jedenfalls das gleiche Recht wie jener Odo und über den Besitz soll rasch das Schwert entscheiden.“

Bornig brauste ihn der König an: „Niemals! Zwei große Herzogtümer in einer Hand? Und zwar in was für einer!“ — „Herr König!“ — „Nun ja! Hat sie sich

schon bewährt? Hitzig ist sie und hastig zugreifend: nur das weiß ich bisher von ihr. Und flugs zum Krieg entschlossen! Ich brauche und will Frieden im Reich.“ — „Und ich will mein Recht!“ — „Das scheint höchst zweifelhaft. Ich werd' es untersuchen. Aber keinesfalls Schwaben und Burgund. Ich werde . . . Horch! Was ist das? Streit, Lärm im Vorfaal. Waffentklingen in meiner Pfalz?“

Er eilte an die Thür und riß sie auf, Burchard und Ernst folgten ihm. Im Vorfaal standen zwei Ritter: der eine deckte sich mit dem Schild gegen die hitzigen Schwertschläge des andern, der wütend auf ihn einhieb. — „Mangold!“ rief Konrad. „Du verteidigst dich nur, ich seh's. Aber wer ist der Schwertsechter?“ — „Werner, halt ein,“ rief Ernst. — „Steck das Schwert ein!“ mahnte der Bischof. — Werner wandte sich, erschaute den König und senkte das Schwert, ohne doch es zu bergen. Er brachte vor Wut kein Wort über die Lippen.

„Ah,“ rief Konrad, „das ist gewiß Herr Werner von Riburg! Pfalzgraf, sprich! Was hat's gegeben?“ — „Der Kede trat ein und wollte sofort zu Euch, Herr König, vor mir — der ich lang harre — und ungemeldet. Ich vertrat ihm den Weg. Sofort zog er und hieb auf mich ein. Ich brauchte nur den Schild.“ — „Ich seh's: übel ist der verhaun. Bischof, nimm dem Frevler die freche Klinge ab und führ' ihn in Haft. Bruch des Pfalzfriedens! Darauf steht Verlust der Hand, die das Schwert gezückt und Ehrlosigkeit: — aber die trifft ihn nicht, den ehrlosen Bastard.“

Da schrie Werner auf wie ein weidwundes Wild: wütend machte er einen Schritt gegen den König: aber Ernst löste ihm das Schwert aus der Hand, der Bischof legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Werner, du bist mein Gefangner.“

IV.

In den nächsten Tagen sollte zu Augsburg ein Hof- tag gehalten und von diesem auch das Urtheil über Werner gefunden werden auf erhobene Anklage des Königs: denn dieser galt als der durch den Bruch seines Pfalzfriedens Verletzte. Vergeblich legte der gute Bischof Fürbitte für den Hitzkopf ein, der in seinem Bornausbruch gar nicht gewußt habe, wo er sich befinde, was er tue.

„So soll er beides lernen. Und übrigens: — Ihr wolltet ihn ja gern von dem andern Troßkopf getrennt wissen: besser als ein kurzer Auftrag bewirkt das ein solches Urtheil: und für immer. — Laßt jezt diesen kleinen Zwischenfall. Großes — Wichtiges für das Reich — verdrängt alles andre in meinen Gedanken, meinen Sorgen. Dieser Ernst, der Sohn der Witwe Gisela, hat sie mir dringend vor Augen gezwungen.“ — „Ich ahne, die Sorge heißt: Burgund.“ — „Erraten! Das Verlangen des macht- gierigen Knaben nach zwei Herzogreichen erfüll' ich nie. Auch die Wahl kann ich ihm nicht lassen: Schwaben mag er haben wie sein Vater: es regiert und schützt sich selbst. Aber Burgund? Der üble Nachbar in Paris, der König Robert, der schlaue Kapetinger, läßt nicht ab, offen oder heimlich danach zu tasten. In Burgund muß ich selbst walten. Auch hat ja Frau Gisela ein gewisses Recht auf das Land: sie, nicht, solange sie lebt, der kede Sohn.“ — „Sie könnte ihm aber das Recht abtreten.“ — „Das verbiet' ich als oberster Lehnsherr. Ich, das heißt das Reich, müßte ihr Recht auf Burgund erwerben. Schafft mir doch die Verträge herbei, die weiland Kaiser Heinrich mit König Rudolf von Burgund geschlossen: über das bur- gundische Basel zunächst, dann über ganz Burgund.“

„Hier in Augsburg bei Bischof Brun, der sie vermittelt hat, liegen sie im Pfalzarchiv. Allein diese Verträge — Euch werden sie nicht nützen. Wohl hat der alte König Herrn Heinrich in Person allerlei Rechte — ich weiß im Augenblick nicht, wie weit sie gehen sollten — auf Burgund abgetreten: aber offenbar eben nur Herrn Heinrich, seinem Neffen; und nur für den Fall, den man als selbstverständlich ansah, daß der junge Neffe den alten Oheim überlebe und beerbe. Nun aber starb Herr Heinrich und noch lebt König Rudolf. So werden denn bei seinem Tode seine Nichte und sein Neffe, der unruhige, händelsüchtige Herr Odo, sich als Erben geltend machen.“

„Um,“ meinte der König, „mit dem wollte ja der Knabe mit seinen schwäbischen Kräften rasch fertig werden: ich, mit der Macht des Reichs, doch wohl noch rascher. Aber freilich, die andere Erbin. Ich habe geschworen im Dom zu Mainz, die Witwen gegen andre zu beschützen. Soll ich selbst gleich die erste, die mich für ihr Recht anruft, die Witwe eines trefflichen Herzogs, berauben? Das geht nicht an. Aber doch muß Burgund irgendwie ans Reich. Schaffe mir alsbald — heute noch — die Verträge. Wer kommt da? Graf Mangold! Willkommen, Vielgetreuer. Geduldet Euch nur. Ihr sollt volle Genugthuung haben für den mörderischen Anfall, die Beleidigung.“ — „Nicht deswegen komme ich, mein König. Was ein Bankert tut, kann mich nicht beleidigen. Ich melde die Ankunft wichtiger Gäste am Hof. Zuerst kam — vom Rheine her — der Erzbischof von Mainz.“

Konrad fürchte die Brauen: „Hab' ihn nicht gerufen. Was will er schon wieder?“ — „Vermutlich mich ablösen in Eurem Rat,“ lächelte Herr Burchard gutmütig. — „Nie mehr! — Und wer kam noch?“ — „Soeben das allerwunderschönste Weib, das meine Augen je geschaut: Frau

Wifela, die Herzoginwitwe von Schwaben. Ich stand vor ihr — geblendet. Ihr werdet staunen, Herr.“ — „Bin nicht neugierig. Wird eben ein Blendwerk sein. Aber mich blendet kein Weib mehr. Ich bin fertig mit dem treulosen Geschlecht — seit lange. Nicht wahr, Freund Burchard, mein Beichtvater?“ Ein unterdrückter Seufzer schloß die Frage.

V.

Bald darauf ward dem König die Bitte der Herzogin um Gehör gemeldet. Er befahl, sie sofort in den Empfangssaal einzuführen, wo er auf dem Thronsiß Platz nahm; Bischof Burchard begleitete sie. Die hohe, stolze Gestalt war nach der Sitte der Zeit ganz in Weiß — die Tracht der Trauer — gekleidet: der weiche Stoff des eng anliegenden, weit nachwallenden Gewandes zeigte deutlich den herrlichen Wuchs und hob sich scharf ab von dem langen tiefschwarzen Witwenschleier, der, auf dem Wirbel befestigt, die Büge dicht verbarg. An des Bischofs Seite schritt sie langsam durch den großen Saal auf die Stufen des Thrones zu: sie verbeugte sich: die Bewegung verband edle Hoheit mit edler Anmut: der König rührte sich nicht: er duldete, daß sie sich vor der untersten Stufe auf die Kniee niederließ. Nun schlug sie den Schleier zurück. . . . da sprang er auf, — mit einem lauten Ruf des Staunens: schon stand er vor ihr, ergriff ihre beiden Hände und hob die Knieende rasch empor, sprachlos in ihr Antlitz starrend. „Frau Herzogin,“ rief er endlich. „Wie kommtet Ihr knien! Vor einem Mann! Ihr?“

Sie errötete über und über und senkte ein wenig das Haupt: aber zugleich flog ein lieblich Lächeln, ein siegfrohes, um ihre Lippen: es war die Freude des Weibes an dem abermaligen Siege des ersten Anblicks ihrer Schönheit: noch gegenüber jedem Mann hatte sie ihn erlebt. Mit einem schalkhaften Ausdruck, der ihr reizend ließ, sprach sie in wohl lautender Stimme demütig: „Wohl ziemt es zu knien — einer Bettlerin.“

„Ihr? Bitten?“ Er konnte das Auge nicht von ihrem Anblick losreißen. Endlich faßte er gar ritterlich ihre Rechte und führte sie zu der weichen Rundbank, die sich rings an den Wänden des Saales hinzog: er drückte sie sanft auf die Polster und stand ehrerbietig ihr gegenüber. Langsam, mit besorgten Mienen trat Bischof Burchard näher heran.

„Sagt an, wunderbare Frau, welches ist Eure Bitte, besser Euer Wunsch? Alles ist gewährt, was es auch sei“ — da erschaute er den ernst mahnenden, warnenden Blick des Bischofs — „das heißt,“ fügte er nun rasch, mit schambvollen Wangen, bei — „wenn's nicht zum Schaden des Reichs, natürlich.“

Übermals lächelte sie mit jener bestrickenden Anmut: „O nein, Herr König, 's ist zum Wohl des Reichs. Gleich bei der Ankunft berichtete mir mein Sohn . . .“ — Konrad fuhr auf: „Ah! Ah! Euer Sohn? Ja doch, ja! Der stattliche Jüngling ist Euer Sohn! Wie . . . wie ist das nur möglich. Ein Wunder!“ — „Doch nicht gerade,“ erläuterte der Bischof: „vierzehn Jahre zählte das Kind, als ich es traute mit Freund Ernst.“

Bei diesem Namen schien ein Schatten durch den Saal zu fliegen: wenigstens über des Königs Gesicht zog es dunkel dahin: ein Schweigen entstand. Burchard brach's, eh es peinlich ward. „Wahr sprach die edle Frau: sie

vertraute mir ihre Bitte an: die Erfüllung ist zum Heil des Reichs."

Konrad schien im Augenblick nicht an das Reich und dessen Heil zu denken: er mußte sich sichtlich von ganz anderen Vorstellungen losreißen. „Ja so! die Bitte!" rief er.

„Mein hoher Herr und König," hauchte die süße Stimme, „ich flehe Euch an: begnadigt den tollen Buben, den Werner." — „Ah, das ist's," erwiderte der König langsam, kopfnickend. — „Ja, das ist's," sprach Burchard. „Und Ihr habt Euch schon gebunden, Herr, durch Euer — verzeiht — etwas vorschnell Wort." — „Ja," sprach der Herrscher, „das . . . das war unbedacht." Er grollte sich selbst. „Ich tu's nie wieder." — „Wird gut sein, Herr! Was hätte die schöne Frau nicht alles erbitten mögen . . . für ihren Sohn: zum Beispiel" — hier flüsterte er in sein Ohr — „zum Beispiel: Burgund."

Der König drückte die Lippen aufeinander: dann sprach er: „Recht hast du, Treuer! Dank für die Warnung. Es geschieht mir nicht nochmal."

Bei dieser Wendung des Gesprächs erschrak die Bittstellerin: „Um Gott, Herr König. Hab' ich Euch beleidigt?" — „Ihr? O nein. Aber ich vergaß einen Augenblick die Königspflicht." — „Nein," sprach der Bischof, „diesmal hat Gott jeden Schaden verhütet. Denn wahrlich: es ist zum Heil des Reichs, bleibt sie erhalten, jene tapfere Rechte, die schon manchen stolzen Schlag gegen Ungarn und Böhmen geschlagen hat, im schwäbischen Aufgebot, im Vorstreit für das Reich."

„So sei es," sprach Herr Konrad rasch und froh: der Tollkopf mag mit dem Schreck davorkommen. Aber, Bischof: fortan keine Gnade mehr für den Rückfall." — „Dank, tausend Dank, mein Herr und König! Ihr seid

so gut und gnädig als Ihr stark und herrlich seid.“ Bewundernd ruhten die hellbraunen Augen der Frau auf der stolzen Mannesgestalt. „Ach, aber wie könnte ich Euch danken?“

Da flammte heiße Blut auf in den Blicken des Königs: er konnte wieder die Augen nicht von diesem Antlitz lösen: so brennend war der Blick, so gar nicht mißzuverstehen von einem Weibe, daß Gisela über und über errötete und die langen seidnen Wimpern senkte.

„Wie Ihr mir danken könntet . . .?“ Er trat rasch einen Schritt näher. Aber leise schob sich der Bischof zwischen beide, ergriff nach einem warnenden Blick auf Konrad die Hand Giselas und führte sie zur Türe: „Die Geschäfte sind nun wohl zu Ende. Verstattet, daß ich Euch in Eure Kemenate geleite.“ Sie folgte willig: aber an der Schwelle wandte sie das Haupt und warf dem eifrig nachschreitenden König einen Blick zu, der sagte viel, ja alles. Heiß durchrieselt blickte er ihr nach.

VI.

Noch im Laufe des gleichen Tages erlangte auch Aribos das nachgesuchte Gehör. Auf die Frage des Königs, was ihn herführe, antwortete der Erzbischof: „Der Wunsch, wieder einmal das Herscher-Antlitz zu schauen, das sich mir wie eine scheidende Sonne entzogen hat, seit den Tagen von Mainz, seit die Krone Euer Haupt schmückte, die . . .“ — „Ich Euch verdanke Erzkanzler. Nicht nötig, mich des zu mahnen; ich vergesse das nicht. Aber schwer-

lich hat Euch dieses Sehnen zu mir geführt: Ihr wünscht etwas für Euch."

"Diesmal doch nicht! Nicht einmal für die heilige Kirche. Ich komme, zu warnen. Ich erhielt zuverlässig Kunde, daß zwei Eurer Feinde sich insgeheim verbündet haben und gegen Euch rüsten: der rote Konrad, der den Tag von Ramda nicht vergessen hat, und Odo von Champagne, der den Anfall von Burgund nicht erwarten kann."

— "Da kann er lange warten," lachte Konrad grimmig. — "Aber er will nicht! Der Rote hat ihm dies Reich versprochen, sobald er mit seiner Waffenhilfe Euch von dem Throne verdrängt. Ich eilte herbei, Euch zu warnen. Kommt zuvor."

"Dank! Ihr kommt zur rechten Zeit. Die Dinge von Burgund drängen in diesen Tagen zur Entscheidung — und zwar hier. Die eine Erbin, Frau Gisela, ist hier eingetroffen. Und auch ihr Sohn, der sie bei lebendigem Leibe beerben will." — "So hat sie sich entschlossen ihre Witwentrauer gar bald abzuschließen? Denn man trauert nicht bei Hofe," lachte der Bischof.

Unwillig fuhr Herr Konrad auf: "Kein Wort wider sie!" rief er in ungewohnter Heftigkeit. "Sie mußte wohl kommen, wann der König Schwabenland betritt."

Aribo ließ ganz kurz die klugen Augen auf den erregten, erhitzten Zügen des Königs ruhen. Dann sprach er beschwichtigend: "Ich bin der letzte, wider diese Frau zu sprechen, die Schönste, die Gottes Sonne je beschienen" Konrad schwieg, aber er nickte kurz Zustimmung. "Das sieht jedes Auge. Ich aber, — seit vielen Jahren kenn' ich sie genau! — sehe auch in ihre edle Seele, ihren klugen Geist."

"Freut mich, daß von Euch zu hören. Gefällt mir besser als Bischof Burchards gar eingeschränktes Lob, der

Wankelmuth an ihr zu tadeln fand und allzuwarne Freude an weltlichen Dingen.“ — „Ei, die Vielschöne ist doch keine Nonne. Wäre schade drum!“ fügte er listig bei. — „Das mein' ich auch. Ihr seid ihr Freund, ich seh's. So sollt Ihr morgen — als Vertreter ihrer Rechte — teilnehmen an der Beratung über Burgund: ich muß heute noch die Verträge mit König Rudolf genau prüfen: morgen bin ich damit fertig.“

Mit Mühe hatte Ernst, nachdem er selbst den Freund aus der Haft in Freiheit geführt, ihn bewogen, dem König und der Fürsprecherin seinen Dank sagen zu lassen! „Ich mag ihnen nichts zu danken haben, ihm nicht und ihr nicht. Rein, auch deiner schönen Mutter nicht! Sie ist allzu schön. Will sagen, sie weiß es zu klar und denkt immerfort daran. Wer weiß, was wir noch mit dieser Schönheit erleben. Sie ist zu jung für eine Witwe.“ — „Aber Werner! Ihr Gelübde! In die Hand des sterbenden Vaters abgelegt.“

„Nun, lassen wir's. — Weißt du, was ich möchte? Diesen tugend samen Pfalzgrafen, der mir den Zutritt zum Herrscher verwehrte, —“ — „Er war in vollem Recht.“ — „Vor mein Schwert fordern, anderswohin als in der Pfalz, wo sich der Feigling . . .“ — „Graf Mangold ist nicht feig. Die Böhmen wissen's.“ — „Nicht mit dem Schild des Pfalzfriedens decken mag. Aber ich will den König nicht aufs neue reizen, indem ich ihm seinen Liebling erschlage.“ — „Laß das bleiben, bitte.“ — „Wenigstens bis er deine Mutung um Schwaben und Burgund gewährt hat.“ — „Eingereicht ist sie schon: morgen fällt die Entscheidung. Der treue Burchard mahnte dringend, nur Schwaben zu verlangen, auf Burgund zu verzichten: das sei hoffnungslos. Ich schwanke.“

„Tod und Teufel,“ rief Werner mit dem Fuße stampfend, daß der Estrich des Kerkeranges dröhnte, „du darfst nicht schwanken. Schmach dem Ritter, der nicht sein Recht versteht. Hast du nur erst Schwaben — treu stehen alle Alamannen-Helme zu dem Sohn ihres geliebten Herzogs, alsdann selbst ihrem Herzog! — magst du um Burgund mit den Waffen werben.“ — „Still! Wecke mir nicht wieder Gedanken, die ich mit Mühe in Schlummer gewiegt.“

VII.

Am andern Morgen berief der König die Herzogin, deren Sohn mit Gefolge, Aribio und Burchard, sowie den Bischof Bruno von Augsburg in den Empfangssaal, wo er auf dem Throne Platz nahm, während der Herzogin, ihren Frauen und den Bischöfen Sitze auf den reich behangenen Wandbänken bereit waren: die andern Geistlichen und die Laien standen in dichten Reihen. Die Herzogin strahlte in stolzer Schönheit, der König weidete die Augen daran. Endlich begann er: „Vieleidle Frau, Ihr und Euer Sohn und die andern hierher von mir Berufenen wissen, wozu ich euch versammelt habe: theils sollt ihr meine Beschlüsse vernehmen, theils sie mit mir vorbereiten. Ich halte hier zwei Urkunden, Eingaben des jugendlichen Ernst, des Sohnes des hochverdienten Schwabenerzogs und seiner Witwe. In der einen stellt er die Bitte, ihm das Herzogtum Schwaben zu verleihen. Da er hier in gehöriger, nicht blinder Mutung das Recht der Krone ausdrücklich anerkennt, solche Verleihung in Gnaden zu gewähren oder — ohne Angabe von Gründen — zu verweigern“

— da lief ein leises Murren durch die Reihen der alamannischen Vasallen. Werner trat mürrisch einen Schritt vor — „also keinerlei eignes Recht etwa wie auf ein Erbgut“ — „in Anspruch nimmt, habe ich mich entschlossen, diese Bitte in Guld und Gnade zu gewähren. Morgen schon wird er dem König Guld tun und den Eid der Lehnstreue schwören, ich aber werde ihm vor dem Lehnshof des Reiches die grüne Herzogsfahne Alamanniens überreichen: er soll sie und das Herzogtum behalten, solange er seinem König die beschworne Treue hält.“

Ernst verneigte sich dankend. Konrad legte die eine Urkunde zur Seite und erhob die andre.

„Weiter aber hat der künftige Schwabenherzog verlangt, ich solle ihn auch als Herzog des bisherigen Königreichs Burgund verkünden. Aber das kann nicht geschehen.“

Da fuhr Ernst empor, daß seine Waffen erkirrten, seine Mutter hob warnend die Hand gegen Werner, der die Schwertscheide zur Erde stieß: die schwäbischen Ritter grollten dumpf.

Aber der König fuhr fort: „Erstens lebt noch der greise König von Burgund. Nun hat der Jüngling zwar nur für dessen Todesfall die Vorausbelehnung verlangt. Aber dem stehen entgegen die Rechte anderer: Odoz von Champagne, des Neffen König Rudolfs, und Frau Gisela, dieses Königs Nichte. Zwar erklärt in dieser Urkunde die edle Frau, sie sei bereit, ihr Erbrecht an ihren Sohn abzutreten: das aber verbiet' ich im Namen des Reichs.“

Da brach die Unzufriedenheit gar mancher Hörer in lauten Widerspruch aus.

„Schweigt, ihr Getreuen!“ rief Ernst. „Herr König, gebt Ihr mir Urlaub zu reden?“ — „Redet.“ — „Kraft welches Rechts wollt Ihr dies Verbot erlassen?“

Unmutig erwiderte der König: „Ich könnte sagen, kraft des Rechts des Oberlehnsherrn über alle Lehen im Reich. Oder kraft des Rechts und der Pflicht des Königs, allüberall das Wohl des Reichs zu wahren. Aber vernimmt ein stärkeres Recht: Herr Odo und Frau Gisela haben gar kein Recht mehr an Burgund — daher kann diese keins abtreten: denn der Erbe von Burgund . . .“ — „Seid Ihr's vielleicht?“ entgegnete Werner hitzig. — „Nein, vorlaute Zunge, der Erbe von Burgund ist das Deutsche Reich.“ — „Was? Wie? Das Reich?“ scholl's durch die Reihen. — „Das Reich ist kein Mensch. Es kann nicht erben!“ rief Ernst. — „So? Erbt nicht ein Kloster aus Testament und aus Vertrag?“ — „Ja, aber . . .“ — „Nein aber, junger Ernst.“ Der König legte nun die zweite Urkunde fort und holte eine dritte aus einer neben ihm stehenden weit geöffneten Kastruhe. „Seht hier den Vertrag, den Kaiser Heinrich geschlossen mit König Rudolf am 2. Hornung vor drei Jahren. Was steht hier geschrieben? „Künftig aber setzt König Rudolf zu seinem Folger im Reiche Burgund ein den Kaiser Heinrich . . .“ —“ — „Seid Ihr das?“ rief Werner.

Heiß zuckte die Flamme des Borns über König Konrads meist so ruhige Züge, aber er saßte sich und sprach gelassen: „Euer Kerker liegt ganz nah.“ Dann fuhr er fort: „den Kaiser Heinrich und jeden seiner Nachfolger im Reich. Das will sagen: das Reich selbst, vertreten durch seinen jeweiligen König.“

„Das, das ist nie Recht gewesen unter den Deutschen,“ sprach Ernst verwirrt nach kurzem Schweigen.

„Doch! Die guten Deutschen haben's nur nicht so ausgedrückt. Ich frage die weisen, gelehrten Herrn der Kirche: ist etwa der Papst und die Kirche, ist etwa der Bischof und das Bistum, ist der Abt und das Kloster

daßselbe?" — „Nicht doch," sprachen die drei Bischöfe mit einer Stimme.

„Das wäre Frevel," rief Bischof Bruno, „den sündhaften, sterblichen Menschen für eins zu halten mit der heiligen Anstalt. Und wirklich, — ich hab' es bisher nur nicht so gedacht! — aber wirklich gilt das gleiche vom König und vom Reich. Der König stirbt wie der Papst: die heilige Kirche und das Reich — es heißt auch heilig — sterben nicht." — Die Geistlichen alle riefen oder nickten Beifall.

„Gut, daß die Wahrheit dämmert in den deutschen Köpfen," sprach der König erfreut. — „Ich widerspreche dieser neuen Lehre," rief Ernst.

„So hört weiter. Bischof Bruno: wer hat dem Burgunderkönig den Vergeltspreis bezahlt für seine Abtretung. Kaiser Heinrich?" — „Nein doch," antwortete der Gefragte. „Hab' ich doch selber den Vertrag verfaßt: Lest nach, Herr König, ich meine: es muß Kapitel VII sein."

Konrad las wieder: „Den Vergelt aber für diesen Vertrag — nämlich für alle die nutzbaren Hoheitsrechte in Burgund, — 300 000 Schillinge goldner Münze, hat das Reich dem König von Burgund entrichtet'. Wer also, jung Ernst, hat das Recht auf Burgund erworben?"

Aber der gab nicht nach: „Ich leugne, daß jener greise König zum Nachteil seiner Blutserven, seiner gesetzlichen Erben über die Erbschaft verfügen konnte. Ich schelte den Vertrag null und nichtig. Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin und grüße kampfsich jeden, der jenes Pergament versicht."

„O mein Sohn!" rief Gisela in Tränen ausbrechend und mit beiden Händen auf den Herrscher weisend: „du willst das Schwert erheben gegen diesen — diesen — Mann?"

Spöttlich fiel da Werner ein: „Ihr weint ohne Grund, vielschöne Witwe des edelsten Mannes: denn Ihr weint nicht um den Sohn, wie man etwa meinen sollte. Ihr weint um den Herrn König: — der aber schlägt sich nur mit Königen. Er hat jedoch viel tausend Vasallen, die für ihn kämpfen müssen und einem dieser würde wohl zuletzt auch Euer tapfrer Sohn Ernst erliegen. Spart die Tränen für den Sohn. Die letzten, die ich sah, vergoffet Ihr dort am Waldesaume — für den Gemahl.“ Gisela barg das Haupt im Schleier.

Heiß zornig sprang der König auf: aber Aribio trat dicht vor ihn hin, neigte sich und bat um Redegunst. Dann hob er an: „Euer kluger scharfer Geist, Herr Konrad, ging nicht umsonst in Welschland in die Schule: die Lehre, die Ihr dort gelernt, haben schon Eure Vorfahren im Reiche, die großen Kaiser Theodosius und Justinian, gelehrt und ebenso schon lang die Canones der heiligen Kirche. Gleichwohl rate ich dringend, sich darauf nicht zu berufen, in Deutschland — anders in Italien, wohin Ihr wohl bald aufbrecht, Euch die Kaiserkrone zu holen in Rom.“ Wohlgefällig nickte der König.

„Unter den Deutschen nicht! Ihr saht, wie die hier versammelten Laien sämtlich die Köpfe schüttelten, Ihr hörtet vielleicht auch ihr Murren: wohlan, glaubt mir, alle Laien im Reich, vorab die Fürsten, würden es nicht beim Kopfschütteln und Murren bewenden lassen: sie würden Euch nicht Heersolge leisten in einem Krieg gegen Herrn Odo aus solchem Rechtsgrund. Es ist doch höchst zweifelhaft, ob König Rudolf das Recht von Nesse und Nichte durch jenen Vertrag einfach über den Haufen stoßen konnte. Unser Volk hält streng fest am Erbrecht der Sippe. Das Volk kennt — darin hat jung Ernst recht — nur Menschen als Erben. So müßte“ — und dabei warf er be-

deutsame Blicke erst auf Gisela, dann auf den Herrscher und hielt kurz inne — „ein menschlich Band Euch, Herr König — nicht das Gespenst des Reichs! — mit der Erbschaft — besser mit einem der Erbberechtigten — verknüpfen. Ja, zum Beispiel“ — er tat, als komme ihm der (lang gefasste) Gedanke jetzt erst plötzlich — „ja, wenn Herzog Ernst von Schwaben noch lebte, der, als der Gemahl der Erbin Gisela, hätte sonder Zweifel an deren Statt, als deren Vertreter und Eheherr, das Recht auf . . .“

Er konnte nicht vollenden. Denn Konrad, dessen bewegte Züge des Priesters Worte immer heftiger erregt hatten, sprang ungestüm von seinem Thron empor und mit glutflammendem Antlitz rief er: „Wohlan, so erhebe ich Frau Gisela hier zu meiner Gemahlin.“

Da brach ein Sturm der Leidenschaften aus in dem Saal: Erstaunen, Bestürzung, vereinzelter Beifall, aber viel mehr lauter Unwille machten sich Luft: die Witwe sank halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen.

Am lautesten übertönte den Lärm der andern ein Schrei wilden Jorns: — Ernsts Stimme, doch seltsam entstellt — und eine grelle schrille Lache: — Werner stieß sie aus.

Konrad aber stieg von den Stufen und eilte raschen Schrittes mitten durch den Saal auf Gisela zu, ergriff heftig ihre Rechte und zog sie in die Höhe: „Verzeiht, liebe Frau, das Ungestüm dieses Wortes: aber der Drang des Augenblicks hat mir rascher den Entschluß gereißt, den ich — nein, der mich ergriffen hatte bei Eurem ersten Anblick. Ich will mich nicht berufen auf das alte Recht unsrer Herrscher, über die Hand der Jungfrauen und der Witwen — zumal der Fürstinnen — frei zu verfügen. Fern sei gegenüber einem Wesen wie Ihr jener barbarische, tyrannische Gebrauch. Nein, wie Ritter zu

Edelfrau, besser wie liebender Mann zu geliebtem Weib sprech' ich zu Euch: Gisela, könnt Ihr mein tief, mein heiß Gefühl nicht erwidern? Seht, ich biete Euch als Brautſchatz die deutſche Königs- bald die römische Kaiſer-Krone. Und mich, dieſen ganzen Menſchen. Und endlich bedenkt: unſre Verbindung iſt ein Segen für das Reich — das mir immerdar das Höchſte war und bleiben wird —: unſre Ehe endet friedlich den Streit um Burgund, — verhütet viel Blutvergießen. Redet! O ſagt ja.“ Aber die Frau fand keine Worte: mit tief traurigem Ausdruck, mit ſchmerzlichſtem Bedauern ſchüttelte ſie leiſe das Haupt. „Ihr ſchweigt. Ihr ſagt mir Nein?“ Er wich einen Schritt zurück.

Da trat Ernſt vor und grimmig, faſt drohend ſprach er: „Meine Mutter ſagt Nein: — hei, es ſcheint ihr recht ſchwer zu werden, zu verzichten auf die Ehre der Krone und auf die Freuden des neuen Ehebetts! — ſie ſagt Nein, weil ſie muß. Gott ſei's geklagt, offenbar nur weil ſie muß.“ — „Und warum muß ſie?“ fragte Konrad mit feindſeligem Blick. — „Weil ſie meinem ſterbenden Vater geſchworen hat, ihm treu zu bleiben, mir allein zu leben, nie wieder ſich zu vermählen. Iſt's nicht ſo, Freund Burchard, Herr Erzbischof, Ihr ſtandet dabei, beide: — euer Zeugnis ruſ' ich an! Iſt's nicht ſo?“

Erwartungsvoll trat Konrad auf die beiden Biſchöfe zu mit fragenden Blicken. „Alſo iſt's,“ ſprach Burchard feierlich, „ich hab's gehört. Und, Frau Gisela: Gott hat's gehört im Himmel, von wo Euer Gatte auf Euch herniederschaut in dieſer Stunde.“

Tiefes, allgemeines Schweigen folgte dieſen Worten: auch Konrad ſchwieg, er ſenkte tief das Haupt: nur ein leiſes Wimmern war hörbar. Gisela rang die Hände. „Erzbischof Aribö?“ fragte endlich ſchmerzbewegt der

König. Da schritt dieser von den Bankstufen herab und trat hoch aufgerichtet erhobnen Hauptes in die Mitte des Saales neben den König: „Ja, so war es, Herr König.“

Der stieß ein dumpfes Stöhnen aus und wollte mit einem letzten Blick auf die Geliebte den Saal verlassen. Aber Aribio legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Halt, Herr Konrad. Verweilet noch. Verzweifelt nicht. Ich kenn' Euch gut: Euch treibt nicht weniger als die Minne zu dieser vielschönen Frau Eure erste und höchste Liebe: das Wohl des Reichs. Wohlan: soll zweier wadrer Herzen Glück, ja das Heil des Reichs gehemmt sein durch einen — ich hab's mit angesehen! — nicht frei geleisteten, durch einen halb abgezwungenen Eid?“

„Wie? Was?“ schrie Ernst auf. — „Pfaff, du lügst!“ sprach Werner mit geballter, drohender Faust. — „Herr Amtsbruder,“ mahnte Burchard tief entrüstet. „Wie könnt Ihr . . .?“ — „Beruhigt Euch, frommer Bruder. Ich hab's gesehen, wie er die Hand der Widerstrebenden ergriff und emporzog.“ — „Das war doch nicht zwingende Gewalt.“ — „Nein, nicht vis compulsiva, domine confrater. Aber doch Bedrängniß. Und übrigens ein Bischof sollte wissen, — wem von Christus dem Herrn gegeben ist die Macht zu lösen wie zu binden, wie auf Erden so im Himmel: Sanft Petrus und allen seinen Nachfolgern, den Bischöfen. Kraft dieser Gewalt, zu lösen, löse ich Frau Gisela auf Erden von ihrem Eid und löse sie im Himmel von jedem Recht, das die Seele des Verstorbenen dort geltend machen könnte.“

Während der gewaltigen Bewegung im Saale, die alle ergriff, — Laien und Geistliche verließen ihre Sitze und drängten sich gegen König und Erzbischof — bahnte sich jener rasch den Weg durch das Gedränge zu Gisela, faßte

ihre beiden Hände und zog sie sanft gegen seine Brust, „Gisela, geliebtes Weib, Herrliche! Sprich, nun frei vor Gott und Menschen, willst du, zu unsrer beider Seligkeit und zu des Reiches Heil, — willst du die Meine werden?“ — Da hob sie beide Arme, sie lösend, hoch in die Höhe, und senkte sie auf seine beiden Schultern, an seine Brust fliegend. „Ja, ich bin dein.“

Ein markdurchdringender Schrei — ein dumpfer raselnder Fall — Ernst lag ohnmächtig auf dem Estrich. Werner kniete neben ihm nieder und hob drohend die gepanzerte Faust gegen das Paar: „dieser Weheschrei wird gerächt,“ knirschte er.

Drittes Buch.

I.

Sobald Gisela sich in stiller Kemetate aus den Armen des Bräutigams gelöst hatte, beschied sie ihren Sohn zu sich: aber Ernst, Werner und alle schwäbischen Ritter hatten die Stadt verlassen: tief betroffen ließ die Mutter das den König wissen: der lachte: „Eilt es ihm nicht, Herzog zu werden — ich kann's abwarten. Und die Herzogsfahne hier in der Pfalz auch.“

Aber seine Bräutigamsungeduld konnte nicht warten: er drängte auf schleunige Vermählung. Aribio, der jetzt gewaltig viel zu gelten schien, hob bereitwillig das kirchliche Gebot der Einhaltung des Trauerjahres auf, der König selbst das weltliche und auf den nächsten Sonntag schon war die Hochzeit anberaumt, die auf Befehl des Herrschers mit aller königlichen Pracht gefeiert werden sollte. So viele Gäste als irgend in der kurzen Zwischenzeit geladen werden mochten, wurden entboten. Aber die Boten, die Ernst auf allen seinen Lieblingsburgen suchten, kehrten unverrichteter Dinge zurück: er war nirgends im Lande zu finden oder zu erkunden.

An dem Abend vor jenem Sonntag wandelte das Brautpaar allein in den Anlagen des parkähnlichen Gartens, der sich im Westen an die alte Königspfalz schloß.

Die Sonne des schönen Herbsttages ergoß vor dem Versinken in leichtes Gewölk noch ihre rotgoldnen Schimmer in reicher Fülle durch die schon blätterarmen Zweige der Linden und Buchen, milde wohlthuende Wärme verbreitend: zwar der Gesang der andern Vögel war längst verstummt: aber der metallische Abendruf der Schwarzdrossel schmetterte melodisch durch die Büsche. Konrad hatte den Arm um die Geliebte geschlungen: jetzt hielt er an in dem langsamen Gang und brach das Schweigen, das beide lange stillbeglückt eingehalten.

„Meine Gisela,“ begann er, „in allem und jedem hast du dich bewährt, was diese wenigen, aber so inhaltreichen, vielbewegten Tage brachten: in allen Stücken erkannt’ ich deinen zarten, feinen Sinn, wie er edlem Weibe innewohnen muß: sonst ist sie bei aller Schöne des Leibes ein widriges Geschöpf. Auch das ist gar fein und vornehm, daß du niemals mit der leisesten Frage, auch nicht mit einem Wort gestreift hast, was dich doch gewiß im geheimsten Herzen lebhaft bewegen muß, die Frage . . .“.

„Welche Frage, Konrad? Ich habe keine an dich zu stellen. Liegt doch dein ganzes, edles, treuverlässiges Wesen so klar und offen und durchsichtig vor aller Augen wie der Spiegel des Bodensees im hellsten Sonnenlicht. Wer sehen kann, der sieht dich, nicht wie du scheinst, nein, wie du bist.“ — „Aber doch nicht, wie ich war, wie ich, was ich nun bin, geworden. Mein vergangenes Leben — vor dir, vor der Liebe, die mich zu dir zwang beim ersten Anblick — begehrt du nicht, davon zu wissen?“ — „Mir genügt, was ich weiß. Wie du, früh verwaisst, eine harte Jugend zu durchkämpfen hattest: der Großvater, der mächtige Herzog von Kärnten, ja die eigene Mutter, Frau Adelheid, setzten dich zurück hinter deine Oheime, des Vaters Brüder: karg maßen sie dir das Erbteil zu: hätte nicht

der gute Burchard sich dein angenommen, schwer hättest du gedarbt: durch Kämpfe und Kriegstaten mußttest du das erst erringen, was schon deiner Geburt gebührte. Alles, was du bist und hast, dankst du dir selbst allein, auch das Höchste, die Königskrone und das Kleinste, Wertloseste: dieses Weib, das dich so aus der Massen lieben muß.“ Da drückte er sie an die Brust und küßte ihr Stirn, Augen und Mund.

„Ja lieben, wie ich nie geahnt, daß ein Herz lieben kann. Du weißt ja, dreizehn Jahre zählte ich, als der Vater mich verlobte, vierzehn, als ich dem so viel älteren Manne folgte. Ich war nicht gefragt worden: aber auch wenn gefragt, hätte ich nichts anderes getan, als dem Wunsche des Vaters folgen. Fern sei's, an dem Andenken des besten Mannes auch nur mit einem Worte zu mäkeln: er war die Güte selbst gegen mich junges Ding: Dank, Verehrung, ja Ehrfurcht wie für einen Vater hab' ich tief empfunden, werd' ich ihm wahren immerdar: — aber Liebe, Weibesliebe zum Manne — erst du, Gewaltiger, hast sie mich gelehrt. Viele haben mich gescholten — ich weiß es wohl! — puffsüchtig, eitel, inhaltsleer, ich war's vielleicht! aber heil mir, nun hab' ich meinen Inhalt.“

Bewegt schloß er sie in die Arme. Dann sprach er ernst: „Wahrlich, wie eines Kindes erste Beichte ist dieser Blick auf dein Leben. Nun aber drängt es mich, dir zu beichten: du fragst nicht: so sprich' ich ungefragt. Nicht so kindlich rein verlief mein Leben: ich habe lange vor deinem Anblick die Minne gekannt, ihre Süße voll genossen und auch ihr bitter giftig Weh geleert — bis zur Reige, nah bis zum Sterben und Verzweifeln.“ Und er preßte die Rechte auf die Augen, daß es schmerzte.

Sanft zog sie allmählich die geballte Faust herab: „Viellieber, laß doch! Verscheweche den Gedanken, tut dir's

weh: ich verlange nicht, davon zu wissen. Wie sollte auch ein Feld, — ein Mann wie du so schön, so stark, so viel klüger und herrlicher als alle, — wie solltest du zu voller Mannesreife gediehen sein, ohne viel geliebt zu werden und zu lieben."

Er drückte ihre Hand: „Dank! Du machst mir's leicht; 's ist bald erzählt, was eine Welt von Schmerzen birgt. Es war nur ein Weib, nur einmal. Sie war frei geboren, aber geringen Standes. Sie war gar schön: — nicht wie du, stolz, üppig, beherrschend: nein, eine kleine, zarte, weiße Blüte!" Er senkte tief auf und strich mit der Hand über die Stirn. — „Du Armer! Und sie starb dir!" — „O nein!" rief er in wild ausbrechendem Weh: „Besser wäre ihr — und mir! — gewesen, entriß sie der Tod. Nein, nicht gestorben, treulos ist sie geworden." — „Treulos dir? Dich verlassen? Unmöglich!" — „Was ist falschem Herzen unmöglich? Du mußt alles wissen, nicht bloß ihre Schuld: — auch die meine. Geheim mußte unsre Liebe bleiben: meine Sippe durfte von der Hirtentochter nichts wissen. Die Meinen wollten mich durchaus mit einer andern vermählen, einer entfernten Verwandten unseres Hauses." — „Gewiß mit der gefeierten Erdmuth von Mespelbrunn, deren Schönheit man noch heute rühmt?"

Konrad nickte: „Mit Recht; aber den Meinen lag vor allem an ihren reichen Gütern im Speßart, welche die unsern trefflich würden abgerundet haben. Und die stolze Schönheit schien nicht abgeneigt: ich aber wollte nicht." — „Was ist doch aus ihr geworden? Ich meine . . . —"

„Äbtissin des von ihr gestifteten Klosters Neuenpforten, fern, am Meeresstrand bei Bremen. Und gar mächtig schaltet und waltet sie dort: die königliche Äbtissin nennt

man sie. — Ich zog die Minne des Hirtenfindes vor, die heimliche. Aber zuletzt," er stockte — „mußte es an den Tag. Sie hatte mir alles, alles gegeben: ach ich wählte auch die Seele — wie den jungen Leib. Sie genas in der Stille ihres Schäferhofes eines Kindes. Nun mußte und wollte ich sie als mein Eheweib heimführen. Ich hatte alles vorbereitet. In zwei Nächten wollte ich sie und das Kind holen: ein Priester war gewonnen, uns heimlich zu trauen: dem Bohn meiner Sippe, der Enterbung hätte ich getrogt. Da erhielt ich durch einen Boten einen aufgefundenen Brief Mildtrudens an . . an . ."

„An wen? Aber laß lieber ab!“ — „Nein: es muß heraus! An den — ungenannten Vater ihres Kindes.“ — „Oh Armer!“ Sie ergriff seine beiden Hände. Aber er riß sich los: „Sie verhöhnte mich in dem Brief, der ich das Kind für mein Fleisch und Blut halte und sie beteuerte, auch als mein Weib werde sie niemals von ihrem Herzgeliebten lassen.“ — „Die Unselige!“

„O nein! Nicht sie, ich war unselig. Denn mir entging die Rache an ihr und — zumal! — an ihm! Der Bote war spurlos verschwunden, sobald er den Brief dem Burgtorwart übergeben hatte. Ich jagte auf meinem schnellsten Roß noch in derselben Viertelstunde in die Nacht hinaus, stundenweit, an ihres Ohms Gehöft: ich fand nur den Alten. Der erzählte, — voll glaubhaft war seine Angst! — am Tage vorher habe Mildtrud erklärt, sie müsse das Kind aus dem Haus in das Freie, in das Sonnenlicht, tragen, in der Richtung auf das nahe Gehölz. Der Oheim zimmerte an dem Baun der Hoftätte, von wo er sie deutlich sah. Plötzlich sprengten aus dem Tannicht zwei Reiter auf sie zu, der eine hob sie, der andre den Säugling zu sich auf das Pferd und so schnell sie ge-

kommen, verschwanden sie wieder in den dichten Wald. Als der Alte dessen Saum erreichte, sah er nichts mehr von den Reitern und der, — wie er meinte! — Geraubten. Vergeblich schrie er ihren Namen: in weiter Ferne schon tönte der Hufschlag. Ratlos, hilflos harrete er in dem Hause: mich konnte er nicht angehn: er kannte weder meinen — rechten — Namen, noch meinen Aufenthalt. Ich suchte nun den ganzen Wald ab; nichts fand ich, kaum mehr die Fußspuren, die jenseit des Gehölzes auf der harten Landstraße erloschen. Ich wartete nun noch mehrere Tage . . .“

„Welch' treue Liebe!“ — „Nein, welch' treuer Haß. Erschlagen hätt' ich die Dirne, den Buhlen und die Brut. Denn nicht an Gewalt ist zu denken: nach Verabredung lief sie dem Entführer entgegen, der Ehe mit mir zu entrinne. Und — ich hab's geedet! — ich erschlage sie alle drei, find' ich sie jemals aus.“

Zitternd vor Zorn hielt er inne. — „Vergiß das Liebster! O vergiß!“ — „Niemals! Nicht die verrathene Liebe und nie den Eid der Rache!“

II.

Glänzend ward am folgenden Tage die Vermählung gefeiert. Aber der König versäumte auch in den Tagen der Hochzeitfeier nicht die Sorge um das Reich. Das Verschwinden des jungen Ernst und seiner Schwaben ließ nur Unheil drohende Auslegung zu; dem Pfalzgrafen Mangold ward der Auftrag, die Suche nach den Flüchtlingen

neu aufzunehmen und Bericht von allem Ermittelten zu überbringen: — lang blieb er aus.

Aus Italien, zumal aus Pavia, kamen bedenkliche Nachrichten über die Stimmung der Bevölkerung: drohend schienen von überall her Wetterwolken aufzusteigen. Aber König Konrad blieb ruhig, klar und fest. „Immer eins nach dem andern,“ so beschwichtete er seine besorgte Königin, „und zwar immer das Nächste zunächst. Ich kann weder mich noch mein Heer vierteilen nach den Himmelsgegenden. Zuerst muß wieder der Pfalzrat hier in Ordnung gebracht sein: — er ist durch unsre rasche Heirat ein wenig zerrüttet worden, — bevor ich an die Marken eile. Ich habe Burchard, dann Aribio hierher beschieden: — nein, bitte, bleibe: ich habe dich in diesen Tagen als meine klügste wie treueste Kanzlerin erprobt. Ah, Burchard, Vielgetreuer: — wie umwölkt ist deine klare Stirn.“

„Kein Wunder, Herr König. Ihr wißt, ich bin nicht einverstanden mit dem Wichtigsten, was hier geschehn: der Entbindung von dem Eid, der Verletzung des Trauerjahrs . . . Ich bitt' um Entlassung von dem Hof, um Entbindung von meiner Stellung als Euer — wie soll ich sagen? — Reiseratgeber ohne Amt.“

„Recht hast du, Vater Burchard, wie in — fast — allem. Nur meine Minne, mein Eheglück solltest du nicht so scharf verwerfen; hab' ich doch nicht nur Gisela, Burchund hab' ich genommen.“ — „Ja,“ lächelte die Königin, „ohne diese Aussteuer hätte er mich schwerlich genommen.“ — „Trotz Herrn Aribos Künsten,“ sprach der König ernst. — „Wie?“ staunte Burchard. „Ich meinte, der sei jetzt . . . —“ — „Allmächtig bei mir? Doch nicht. Er wünscht es, er wähnt es vielleicht: aber er irrt sich. Dank? Gewiß: aber nicht auf Kosten des Reichs. Allzugesährlich wird seine stete, stillschweigende Dankbegehr und sein Wahn,

mich, Hof und Reich zu beherrschen. Fort mit ihm aus meiner Nähe! Dort kommt er. Willkommen, Herr Erzbischof. Ich weiß, Ihr wartet schon lang auf Belohnung für Dienste, die Ihr dem Reich geleistet: das Reich soll sie belohnen. Doch nicht auf Kosten der Gerechtigkeit. So muß ich Euch denn leider verkünden: nicht kann Euch werden, was Ihr so lang und heiß erstrebt, was Ihr von mir — über meine Befugnisse hinaus — erbeten: das Recht über Kloster Gandersheim und dessen Güter: einstimmig haben im Konzil zu Grona die mit Prüfung jener Rechte beauftragten Bischöfe Gandersheim Euerm Widersacher, Gerbod von Hilbesheim, zuerkannt.“ Aribio erbleichte vor Zorn. „Aber hört weiter! In den heißen Köpfen der Welschen siedet's wieder mal zum Überlaufen: bevor ich komme, mit dem Schwert zu dämpfen, bedarf es einer klugen Beschwörung dieser brausenden Kräfte, die List mit Arglist überwindet. Dazu seid Ihr der rechte Mann. Macht Euch reisefertig sofort, eilt nach Pavia, entwirrt die dort gesponnenen Ränke und erwartet meine Ankunft — als Reichserzkanzler von Italien.“

Sprachlos vor Überraschung stand Aribio: endlich brachte er hervor: „Und — und die Geschäfte hier? — am Hof? — in Deutschland?“ — „Die führ' ich fortan selbst.“ — „Allein?“ — „Nein, Freund Burchard wird mir helfen: als Reichserzkanzler für Germanien. Ihr seid entlassen. — Entlassen aus Deutschland für — immerdar,“ wiederholte er zu Burchard.

Auf der Schwelle kreuzte jener sich mit dem hastig eintretenden Pfalzgrafen Mangold: „Herr König,“ rief der, „nun werft das Hochzeitgewand ab und legt die Brünne an. Ein ganzer Haufe übler Boten ist gestern abend und heute früh eingetroffen von allen Winden her: das Abendland brennt rings und alle diese Flammen züngeln gegen

uns, gegen das Reich. Aber das Schlimmste ist: aus dem Reiche selbst steigt die Lohe auf wider dich: Euer Sohn, Frau Königin, — Herzog von Schwaben und Burgund nennt er sich in seinen Kampfrufen — hat sich gegen dich empört und seine Schwaben zu einem großen Heerhaufen um sich geschart: er zieht an den Rhein, sich mit Konrad von Worms zu vereinen.“

III.

Wirklich hatte Ernst alle Vasallen des Herzogthums Schwaben und alle Freunde seines Vaters durch eilende Boten zu den Waffen gerufen, sein gutes Recht auf Schwaben und Burgund zu verfechten. Auf Betreiben Werners war eine Rechtsverwahrung gegen die eidbrüchige Wiedervermählung der Mutter beigelegt. Als Sammelort hatte er in seinen Heerbriefen den großen Reichswald von Hagenau bei Straßburg bezeichnet: dorthin trachtete er von Augsburg aus mit aller Eile, sich dort am Rhein mit dem ebenfalls empörten Konrad zu vereinen, der die Gültigkeit der Wahl zu Ramba bestritt: man durfte hoffen, durch eine Waffenmacht in jenen Gegenden auch die unzufriedenen Herzoge von Ober- und von Nieder-Lothringen mit zum Aufstand fortzureißen.

Und in der That erschien alles günstig zu verlaufen: in hellen Haufen waren die Waffengenossen des geliebten alten Herzogs dessen Sohn zugeströmt, diesem zu seinem Recht zu verhelfen wider den „Franken“, der in Alamannen wenig bekannt, dem Lande wie dem Stamme fremd war. Das größte Verdienst um die Bildung eines

Heeres, den hitzigsten Eifer hierbei entfaltete der unermüdliche Werner, der auch den widerstrebenden Ernst zum Entschluß fortgerissen hatte, während dieser Anwandlungen von Reue nicht immer abzuwehren vermochte.

So saß er in finstern Gedanken an einem trüben Spätherbstabend allein in seinem Zelt: Werner war ausgeritten, aus den nächsten Dörfern Futter für die vielen Rosse zu beschaffen; der Regen, zumal der naßkalte Nebel drang von allen Seiten durch die triefende Leinwand: das matte Licht der Olampel, die in der Mitte herunterhing, drohte zu erlöschen: erschauernd saß der junge Empörer an dem aus Brettern roh zusammengezimmerten Tisch, auf dem unberührt ein Becher Weines stand; er stützte den Kopf auf die Hand und starrte dumpf brütend vor sich hin. Da störte ihn aus solchem Sinnen die Wache auf: sie meldete einen Boten.

„Von wem?“ — „Vom Herrn König . . . von Herrn Konrad,“ verbesserte der Mann rasch. „Seine Begleiter harren bei der Vorwache des Lagers.“ — „Laß ihn eintreten.“

Als bald trat ein Gewaffneter ein; aber statt des Helmes trug er einen breitrandigen Hut, den er tief ins Gesicht gezogen hatte; ein brauner Reitermantel verhüllte die Gestalt. „Wer . . . wer seid Ihr?“ fragte Ernst, sich erhebend und näher tretend.

Statt der Antwort nahm der Bote den Hut ab und warf ihn auf den Tisch. „Herr Konrad!“ rief Ernst bestürzt. — „Ja, ich komme als mein eigener Bote. Was wir beiden zu verhandeln haben, ist keinem dritten und keinem Briese zu vertrauen.“

Ernst wies auf den zweiten Stuhl im Zelt, der König setzte sich: in unbewußter Ehrerbietung blieb der Jüngling stehen.

„Ich komme aus Straßburg, wo ich soeben mit meinem — gar kleinen Heer! — eingetroffen, Euch allerlei Nachrichten zu bringen, die Euch hochwillkommen sein müssen.“ — „Und die bringt Ihr? Mir?“ — Aber ohne hierauf zu antworten, fuhr Konrad fort: „Wahrlich, gut gewählt ist der Augenblick für eine Erhebung wider das Reich. So gut — nicht Euer Scharfsinn konnte ihn so klug wählen: Ihr wußtet gar nicht, konntet nicht ahnen all' die Dinge, die das Reich zur Zeit von allen Seiten bedrohen. Ich komme, sie Euch treulich aufzudecken.“

Der Jüngling wußte sich vor Staunen nicht zu fassen: zweifelnd sah er auf den Feind, der also sprach. Der aber hob aufs neue an: „Ihr zählt — abgesehen von Euren Schwaben — nur auf die nicht eben starke Hilfe des Wormsers und Ihr müßt erwarten, daß ich Euch die ganze geeinte Macht des Reichs, den Heerbann aller andern Stämme, entgegenführe. Dem ist nicht so. Ich brachte nach Straßburg nur meine Ostfranken. Nicht die Bayern: denn Graf Welf, in Bayern und Rätien reich begütert, hat sich gegen mich erhoben, sobald er von Eurem Vorhaben erfuhr: ich mußte die treugebliebenen Bayern gegen die jenem Zugefallenen schicken. Nicht die Hessen: ich sandte sie den beiden Lothringischen Herzogen entgegen. Nicht die Thüringe, Sachsen und Friesen: denn — freut Euch, Sohn des treuesten deutschen Herzogs! — all' unsre alten Feinde im Osten und im Norden sind verbündet über das Reich hergefallen: König Kanut, der mächtig über Dänemark, mächtiger über England waltet, — nicht mit Unrecht nennen ihn die Seinen den Großen! — hat ein Heer von Dänemark aus bis Schleswig vorgeschoben: hart wird die Feste bestürmt: seine englische Flotte von dreißig Segeln ist die Elbe zu Berg gefahren und sperrt Hamburg von der See ab. Boleslav, der sich den König der Polen

nennt, hat seine ungezählten wilden Raubreiter auf uns losgelassen: sie haben die Elbe überschritten und Wenden, Abodriten und Lintizen zu den Waffen mit fortgerissen. All diese Feinde abzuwehren, hab' ich nur die Thüringe, Sachsen und Friesen. Und im Westen hat der König von Westfrancien in Paris Odo von Champagne tausend Reiter zugesagt zum Angriff auf den Elsaß. Aber mehr noch! Der schwerste Schlag hat das Reich betroffen — er traf seine Ehre! — im Süden: in Pavia.“

Da fuhr Ernst jäh empor: „Was ist mit Pavia? Mein Vater hat's sieghaft verteidigt — es war seine letzte Heldentat — gegen die zehnfache Übermacht wütiger Lombarden! Noch stehn hundert seiner Ritter in dem altherwürdigen Palast.“ — „Sie standen. Jetzt liegen sie begraben unter dem Mauerischutt der verbrannten Kaiserpfalz: die Pavesen haben sich wieder erhoben, endlich den Palast gestürmt, alles Leben darin gemordet . . .“ — „Ah, des Vaters Vasallen!“ — „Das deutsche Banner durch den Rot ihrer Straßen geschleift und verbrannt. . .“ — „Rache, Herr Konrad! Rächt die deutsche Ehre!“

„Wie kann ich das? Mit welchen Streitkräften? Nicht einen Mann von den Meinen kann ich entbehren diesseit der Alpen. Noch nie seit den Tagen des ersten Heinrich war das Reich so schwer, so von allen Seiten bedroht. Ich kam, Euch all das offen zu legen: Ihr seht, Ihr seid des Sieges fast gewiß: auf so vielen Schlachtfeldern zugleich werde ich nicht siegen, auf einem werd' ich wohl schließlich fallen auf meinen Schild: und Ihr mögt dann herrschen über den armen Rest, den Euch all Eure Verbündeten von Deutschland und von Welshland übrig lassen werden.“

„Nein! Nein!“ rief Ernst mit der Hand abwehrend.

„Nein? Damit ist nichts gesagt. Wählt: die Stunde

der Entscheidung kam für Euch, wie für das Reich. Wählet, wollt Ihr mit Polacken und Böhmen, mit Dänen, Franzosen und Welshen im Bunde die deutsche Macht zersplittern und zerschlagen — ich fürchte, Ihr könnt's vollbringen! — oder wollt Ihr Euren König helfen, das Vaterland verteidigen, wollt Ihr, des edelsten Herzogs Sohn, das Blut Eurer Schwaben und des Reiches Ehre rächen in Pavia? Wollt Ihr das, so vertrau' ich Eurer Hand die Sturmflagge des Reichs, daß Ihr sie traget im Vortritt unsres Heers nach dem alten stolzen Schwabenrecht. Wollt Ihr das, Herzog von Alamannien?" — „Ja, ja, ich will, ich will,“ rief der Jüngling und sank vor dem noch eben Befehlenden auf die Knie. „Verzeiht mir, mein König und mein Herr! Ich war ein Tor. Aber ich mach' es gut in Welshland mit diesem Schwert. Verzeiht mir!“

Da sprang Herr Konrad auf und zog ihn an die Brust: „Dir ist verziehen von Herzen, mein Sohn. Ich kann verzeihen: — noch ist kein Blut geflossen zwischen uns. Ich eile nach Straßburg zu den Meinen und verkünde: morgen brechen die Schwaben unter ihrem Herzog auf, über den Bergen die Fahne des Reichs wieder aufzupflanzen in Pavia.“

IV.

Nicht leicht ward es Ernst, am andern Morgen Werner nach dessen Eintreffen im Lager für den plötzlichen Entschluß zu gewinnen: „Er hat dich überrumpelt, der schlaue Franke. Gib acht: du wirst's bereuen! Was gab er dir

für deine — Unterwerfung? Alamannien? Bah, nur dein Recht! Was sprach er von Burgund? Nichts? Hei, da haben wir's. Nie kriegst du das. Aber jetzt ist's geschehen: — war ich zugegen, geschah's wahrscheinlich nicht! Ich hätte seinen Born seine kühle Klugheit durchbrechen lassen: — aber, da es nun geschehen, wollen wir in Welschland dreinschlagen nach alter Schwabenart. Wartet, ihr Welschen: der Grimm, der mir gegen den Franken im Arme steckt, — ihr sollt ihn verspüren.“

War so in dem feindseligsten der Unterführer der Widerstand — von der Not gezwungen — gebrochen, so gelang es desto leichter, den großen Haufen umzustimmen, der jetzt vor allem verlangt war, die erschlagenen Stammgenossen, oft nahe Gesippen, in Welschland zu rächen. Und nun, durch die Versöhnung von König und Herzog — am folgenden Tag ward Ernst, nachdem er den Vasalleneid geleistet, feierlich vor den beiden vereinten Heerhaufen mit Alamannien belehnt, — ward wie durch einen Zauberschlag die ganze üble Lage des Reichs gewendet: — wie etwa im Hochgebirge die Sonne plötzlich sieghaft durch die Wolken bricht und alles Nebelgewölk zu Tale drückt und aufsaugt.

An Konrad von Worms schickten die beiden einen gemeinschaftlichen Boten: Ernst zeigte ihm seine Unterwerfung an und forderte ihn zu dem Gleichen auf unter Verbürgung für die Begnadigung durch den König, die dieser verheiß: der Wormser beeilte sich, seine Scharen zu entlassen und um Verzeihung zu bitten.

Als die beiden Lothringer dies vernahmen, stellten sie sofort ihre Rüstungen ein: sie hatten sich noch nicht offen ins Feld gewagt: so mochte der König ihre Vorbereitungen als ihm nicht bekannt behandeln.

Ohne Bundesgenossen loszuschlagen, konnte Odo von

Champagne nicht wagen: um so weniger, als er mit König Robert zu Paris in Streit geraten war über die ihm zu hoch dünkende Besoldung der zu stellenden Reiter: es kam zu offenem Kampf zwischen beiden, in dem die Franzosen zwei Festen eroberten: so konnte Konrad das burgundische Basel, das Odo besetzt hatte, durch Herzog Ernst in raschem Handstreich wieder zurückgewinnen.

Schon vorher war es dem reinigen Eifer des Stiefsohnes gelungen, den trotzigen Welfen, dem die treugebliebenen Bayern am Lech hart zusetzten, von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstands zu überzeugen: er unterwarf sich und kam mit Verlust einiger Lehen davon.

Die doppelte Gefährdung von Schleswig und von Hamburg durch König Kanut gelang es durch Gesandtschaften und Verhandlungen abzuwenden, die Erzbischof Unwan von Bremen, beiden Herrschern nahe befreundet, geschickt zu glücklichem Ende führte: sogar ein Freundschaftsbündnis zwischen beiden brachte der kluge Vermittler zu stande.

Da nun gleichzeitig König Boleslav plötzlich starb und Bruderkriege unter seinen Söhnen die Macht der Polen lähmten — ihre Raubreiter wurden von den hadernden Brüdern eilig nach Haus gerufen, — blieben nur jene Slaven noch im Felde, die wieder einmal die nächsten Marken des Reichs mit Plünderung und Brand heimzusuchen begonnen hatten: der König mit Pfalzgraf Mangold führte die nunmehr frei verfügbaren Sachsen und Thüringe eilig gegen sie heran, zerstreute ihre Banden und zwang die aus dem Reiche gezeichneten Häuptlinge zur Unterwerfung mit Geiselfstellung.

So war in Bälde jede Gefahr für das Reich im Westen, Norden und Osten beseitigt und der König konnte nun aus allen Stämmen starke Aufgebote versammeln,

die im Süden jenseit der Berge noch hell aufflackernden Flammen des Aufbruchs zu löschen und die Brandstifter zu bestrafen.

Mit solchem Eifer betrieb der König die Rüstungen, daß er schon Ende Februar aufzubrechen vermochte. Augsburg war der — wie schon wiederholt für Römerzüge gewählte — Sammelort: hier fanden sich zumal die geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Köln, von Hildesheim, von Utrecht, von Toul, wie die Vasallen der Stammesherzoge in großer Zahl ein. Die Vertretung des Herrschers nördlich der Alpen war dem treuen Burchard unter Mithilfe Bruns von Augsburg übertragen. Gleich bei dem Niedersteigen von dem Brenner und zahlreicher noch in Verona, dem ersten Ort längeren Verweilens, strömten lombardische Vasallen in Menge zu den Fahnen des Königs.

In Mailand erstattete Aribio ausführlichen Bericht über die Lage in den verschiedenen Landschaften der Halbinsel; es ergab sich, daß der kluge und geschmeidige Staatsmann gar manche Verwicklung mit feiner Hand entwirrt hatte: aber immerhin blieben noch festere Knoten, die nur das deutsche Schwert durchhauen konnte.

Richtig erkannte Konrads Scharfblick, daß vor dem römischen Kaiser gar viele Niegel fallen würden, die dem bloßen König von Germanien noch trogten: er beschloß daher wohlweislich, nicht Kraft und Zeit zu verlieren durch gewaltsame Brechung des Widerstandes der zahlreichen großen Städte und kleinen Burgen in dem kastellreichen Lande zwischen Po und Tiber, — er eilte vorwärts nach Rom, woher die Kaiserkrone lochend leuchtete: auch mit der Belagerung und Bestrafung von Pavia hielt er sich — für jetzt — nicht auf: er begnügte sich mit der Beobachtung der trotzigten Stadt durch eine kleinere Schar:

er selbst drängte mit der Vollkraft des Heeres vorwärts nach Süden. Aribos Erbieten, ihn dahin zu begleiten, lehnte er höflich, aber entschieden ab. „Allzuviel Verdienste schon um mich,“ sprach er, „habt Ihr. Erdrückend würde mir die Dankeschuld. Ihr möchtet mir wohl am liebsten, wie den Königsreif, die Kaiserkrone aufsetzen? Gönnt dem heiligen Vater auch ein Stücklein.“

V.

Auf dem Wege von Mailand nach Rom bog er nur ein wenig nach Osten — über Mantua — nach Ravenna aus, wohin ihn der Hilfescrei des Erzbischofs Geribert dringend rief: der deutsche Mann ward hart bedrängt von der leidenschaftlich deutsch-feindlichen Bürgerschaft. Zwar schien das bloße Erscheinen des Königs mit Heeresmacht vor den Mauern der Stadt diese wilden Wogen niederzuliegen. Allein dieser Schein trog.

Um Reibungen mit den Ravennaten zu vermeiden, verschonte Konrad die Stadt mit der Einlagerung größerer Massen: vielmehr brachte er das Heer draußen vor den Toren in Zelten unter: zumal auf dem weiten Blachfeld im Osten der Stadt vor dem Tor Sanct Peter — heute Porta Alberoni: — die warmen italienischen Sommernächte verstatteten das und nur eine kleine erlesene Schar führte er mit in die Stadt, wo er Wohnung nahm neben dem alten Königshaus des großen Theoderich, von dem damals noch gar sehr viel mehr erhalten war als die heute allein noch stehende eine Mauer. Ganz nahe jenem Palast, in dem Atrium der Basilika Sanct Apollinaris, ward das

Reichspanier — Sanct Michael den Drachentöter darstellend, — geborgen: Ernst war gewährt worden, daß Schwaben die Bedeckung bilden durften; sie lagerten in ihren Waffen auf den Vorstufen der Kirche; Graf Werner war ihr Führer.

Zwei Tage verbrachte der Herrscher meist damit, Gericht zu halten in Streitsachen zwischen dem Erzbischof und der städtischen Curia, dem Senat der Bürgerschaft: die Urtheile fielen meist gegen diese aus. Das reizte die Ravensmaten, von je ein ungebärdig Völklein.

Am Abend des dritten Tages lud Ernst den Freund ein, mit ihm das Mahl im Palatium des Königs zu teilen. Aber Werner schüttelte den Kopf. „Nein! Ich hab' eine feine Nase. Ich wittre Blut in der Luft. Ich traue ihnen nicht, diesen unsern Wirten wider Willen. Sie blicken Dolchstöße. Sogar die Weiber, die mir sonst meist gewogen sind in den Städtlein der Welschen. Ich bleib' bei dem Feszen bemalten Tuches da, das mir anvertraut ward. Wenig schert mich Sanct Michael, ja das Reich und sein Panier: — dem Bastard gönnen sie wenig Recht und Ehre. Aber der Franke soll nicht sagen, die Schwaben haben schlecht gewacht. Schick' nur einen Krug von eurem Wein herüber: — der Erzbischof wird ja sorgen, daß er nicht vergiftet ist. Nach Sonnenaufgang auf Wiedersehn.“

Aber die Freunde sollten sich noch bei andrem Licht wiedersehen. Mitternacht war lange vorüber: da öffneten sich geräuschlos die Tore eines weiten und tiefen Palasthofes nahe dem Königshaus — in der heutigen strada della porta Sisi: — gleichzeitig die Pforte des großen Binien- und Cypressen-Haines auf der andern Seite der Straße, die zum Kloster der Benediktiner gehörte: und schweigend, mit sorgfältiger Meidung jedes Klirrens einer

Waffe, ergossen sich dichte Haufen von Gewaffneten von Osten und von Westen in die Mitte der Straße: zwei Führer, beides riesige Gestalten, trafen zusammen bei der Kreuzung einer Quergasse.

„Los!“ flüsterte der eine, „mir zuckt das Schwert in der Faust.“ — „Noch nicht! Noch einen Augenblick. Erst muß das Feuerzeichen auf dem Peterstor emporflammen. Da sieh! Da lodert's auf! Jetzt ist das Tor geschlossen, von den Unsrigen geschlossen. Ausgesperrt ist das ganze Heer der Deutschen. Nicht dreihundert Helme haben sie in der Stadt. Horch, schon dröhnen die Sturmglocken von allen Campanilen. Jetzt drauf und nieder die Barbaren!“

Und nun war die bis dahin in tiefem, finstrem Schweigen brütende Stadt mit einem Schlag in eine lodernde, gellende, brüllende Hölle verwandelt. Aus jedem Hause brachen Fackeln, Speere, Schwerte, Keulen schwingende Männer und auch Weiber — gelösten Haares — zahlreich hervor: andre Frauen erschienen in den nun plötzlich hell erleuchteten Loggien, Brände schwingend und aus großen Eimern voll siedenden Pechs, Öls und heißen Wassers schöpfend, es auf die Überfallenen zu schütten, falls diese sich auf die Straßen wagen sollten, sich zu dem rettenden Tore durchzuschlagen. Aber das schien schon nicht mehr möglich: die beiden Gebäude, in denen der größte Teil der Deutschen in der Stadt lagerte — der Königspalast und die Basilika — wurden von so ungeheurer Übermacht bestürmt, daß die Angegriffenen, im Schlaf überrascht, nur mit äußerster Mühe sich innerhalb der starken Tore verteidigen, an einen Ausfall nicht denken konnten. Und wehe den etwa hundert Leuten, die einzeln in verschiedenen Palästen und Häusern einquartiert lagen! Sie wurden größtenteils im Schlaf oder im Augenblick des Erwachens in ihren Betten er-

mordet, bevor sie eine Waffe ergreifen konnten: hier waren es die Weiber und halbwüchsige Knaben, die mit Dolchen und Würgestricken diese ungefährliche Fensterarbeit verrichteten: auch nicht einer dieser Vereinzeltsten gelangte lebend auf die Straße: ihre blutigen Leichen wurden mit wieherndem Geheul von den Balkonen und Altanen auf das Pflaster herabgeschleudert.

Aber auch den beiden Häufen im Palast und in der Basilika schien das Verderben genah. Das trockene Gehäck des alten Königshauses — mehr als ein halb Jahrtausend, seit den Tagen von Witichis und Mataswintha, hatte es nicht mehr Waffenlärm gehört — fing sofort Feuer unter den massenhaft darauf geworfenen Fackeln. Der Qualm des Brandes drohte die Verteidiger, hinter dem festen Eichentor in der Halle zusammengedrängt, zu ersticken: der Rauch zwang sie, sich in rascher Folge abzulösen: durch die wenigen Fenster hinaus schossen sie Pfeile und Wurfspere: aber die meisten der Angreifer standen schon im toten Winkel dieser Geschosse. Und die alten Loggien oben, aus der Zeit Theoderichs, von denen aus man die Stufen vor dem Tor hätte bestreichen mögen, waren längst zugemauert. So schien es nur eine Frage kurzer Zeit, bis daß die allerdings sehr starken Tore dem wütenden Ansturm weichen und die tausend Angreifer einlassen würden.

Den König, von den Sturmglocken wachgerufen, hatte Ernst wecken wollen: er fand ihn schon wach: nur den Mantel hatte jener übergeworfen, wie er aus dem Bette sprang, und das Schwert aus der Scheide gerissen: Helm, Brünne, Schild zu fassen blieb ihm nicht Zeit: er war neben Ernst der vorderste an dem Tore, das unter den Arthieben der Angreifer stöhnte.

„Laßt das Spänesplittern, ihr Zwerglein,“ gelte die Stimme des riesigen Anführers — Bulluccio il Toro hieß

er — „laßt mich heran!“ Und auf die oberste Stufe springend, schmetterte er aus aller Kraft das Schlachtbeil gegen das Schloß des Tores: krachend, klastend sprangen beide Flügel auseinander und unter dem wölfischen Siegesgeheul der Welschen sprang er den Seinen voran hinein in die Halle.

Der erste, auf den er traf, war der helm- und schildlose König, dessen Schwert den Arthieb nicht hätte abwehren können: aber Ernst fing den Streich mit seinem Schild: wohl schlug der den Erzschild durch, drang in den Arm und warf durch seine Wucht den Beschirmer aufs Knie: aber einstweilen fand der König Zeit, dem Riesen die Klinge in den Hals zu bohren: der schrie heiser auf und fiel. Allein des Führers Fall entscharte diesmal nicht, wie sonst wohl oft, die Welschen: allzu erdrückend sahen sie ihre mehr als zehnfache Übermacht, zu verzweifeln die Lage der wenigen in der Halle eingekerkerten Deutschen. Mit gellendem Rachegeschrei drängten sie vorwärts, schon durch den bloßen Anprall die wenigen zu erdrücken. Fuß um Fuß wichen die Deutschen zurück: mit bitterem Schmerz sah da der König seine Trautesten stürzen: den jugendlichen Mundschent Goswin von Rosfeld mit durchhauenen Helm, den tapfern Truchseß Gerbold vom Stein mit einem Dolchstich unter dem unterlaufenen Schwertarm, den liedfrohen Gisilbrecht von Saaburg, einen Pfeil in der Kehle. Näher und näher drang der Ansturm des Verderbens.

„Den Heiligen Dank, Sohn Ernst, daß deine Mutter nicht hier!“ — „Aber das Reich ist hier! Was wird aus ihm, wenn Ihr . . . ? Horch! Was ist das?“

Von der Straße her durch die offene Thür drang ganz andres Geschrei als der Siegeslärm der Welschen: Angstgeschrei, der Lärm der Flucht: die eben noch so hitzigen

Angreifer sahen um, nach der Straße hinaus: einen Augenblick wirbelten sie noch durcheinander — dann ergossen sie sich, von wildem Entsetzen gejagt, hinaus aus der Halle, die Stufen herunter, und links und rechts die Straße hinab. In dem Thor des Palastes aber stand, das Reichspanier in der Faust, Werner: kaum kenntlich vor Ruß und schwarzem Rauchqualm, den Helm zerschroten auf dem blutigen schwarzen Gelock: schwer stützte er sich auf das arg zerschartete Schwert: „Rasch,“ schrie er mit heiserer Stimme, „rasch, Herr König, heraus aus dieser Mausefalle. Hier sind wir doch alle zuletzt verloren.“

„Werner von Riburg: Ihr? Wo kommt Ihr her?“ — „Ei, nicht vom Himmel. Ich schlug die Mordbuben ab, die mich überfielen, den längsten Lummel tot und — wohl wußte ich, sah ich Euch hier schwer bedrängt! — aber nicht Euch zog ich zunächst zur Hilfe — weiß ich doch,“ lachte er, „mehr gilt das Reich als der König.“ — „Da sprecht Ihr wahr!“ — „So ließ ich Euch — und Ernst! — in Not! Ich hätt’ Euch doch nicht retten, nur mit Euch sterben können. Nein! — Sowie ich frei war, eilte ich mit den Meinen an das Thor Sankt Peters, — blutig war der Weg, die Hälfte meiner Schwaben liegt darauf! vertrieb die Welschen, die es besetzt hielten, riß es auf und ließ herein — unser Heer, das vergeblich daran gepocht hatte. Hörst du sie? Da kommen sie. Hörst du ihre Hörner! Sieh, unsere Schwaben, — wie allzeit! — voran, dann die Bayern. Und, geführt von Mangold, diese — verfluchten — Franken. Ich mag sie nicht! Aber fechten können sie! Gebt mir Wein! Ich kann nicht mehr. Ernst, da nimm den Reichsseggen. Viele Pfeile fuhren durch. Ich schüßt’ ihn nicht für das Reich — für meine Ehre. Wein — Wein.“ Und rasselnd in seinen Waffen fiel er nieder auf das blutüberströmte Antlitz.

VI.

Ein furchtbares Strafgericht vollstreckte in den letzten Stunden der Nacht das siegreich eingedrungene deutsche Heer an den Ravennaten: wer in Waffen auf den Straßen getroffen ward, fand nicht Schonung: haufenweise wurden sie in die Kanäle des Po getrieben, welche die Stadt, ähnlich wie heute die Lagunen in Venedig, durchzogen. Bei Sonnenaufgang gebot der König den Waffen der Seinen Einhalt: zwölf Herolde ritten drommetend durch die Straßen, Friede gebietend. Aber zugleich luden sie die sämtlichen Senatoren und die Beamten der Stadt, dann die Patrizier und die Befehlshaber der Stadtwehr — so viele noch lebten — auf die vierte Stunde (um 10 Uhr) in den Palast.

Der Erzbischof hatte die Gnade des Königs für die Stadt nicht ohne Erfolg angerufen. der setzte ein Gericht aus Deutschen und aus ravennatischen Geistlichen nieder, das die Anstifter ermitteln und nur sie bestrafen sollte: diese waren fast alle im Kampfe gefallen. Die übrigen „Honoratiores“ der Stadt wurden begnadigt, nachdem sie barfuß, in härenem Büßergewand, ein nacktes Schwert an einem Strick um den Hals, sich vor dem Throne Konrads in der noch rauchenden Palasthalle auf die Kniee geworfen hatten. Der reichen Stadt ward eine hohe Strassumme auferlegt: das war zeitüblich: aber ungewöhnlich war, daß das Geld vor allem unter die in dem Überfall Verwundeten, Verstümmelten verteilt ward: einem schlichten Krieger war der rechte Fuß und ein Teil des Beines abgehauen worden: der König suchte ihn auf an seinem Lager und ließ ihm den blutigen Reiterstiefel ganz mit raven-

natischen Denaren füllen. Das und Ähnliches gewann ihm gar viel Liebe im Heer.

Und das Strafgericht, das Ravenna getroffen, erschreckte weithin über Italien die andern Städte und Kastele, die bisher noch Widerstand geleistet hatten: auch das trotziges Pavia öffnete die Tore und leistete die auferlegte Buße.

Der König aber verließ nach wenigen Tagen die blutgetränkte Stätte und zog mit dem Heere weiter auf Rom auf der alten vielgebrauchten Römerstraße über Perugia. Erst hier ward Aufenthalt von ein paar Tagen genommen, die Königin, die langsam aus Deutschland dem Heere gefolgt war, neben dem Gemahl zur Kaiserin gekrönt zu werden, zu erwarten sowie Gesandte aus Venedig und aus Byzanz, deren baldiges Eintreffen vorgemeldet war.

Das Verhältnis des Königs zu seinem Stiefsohn war in diesen Tagen nach der gemeinsamen Gefahr zu Ravenna so günstig wie nie zuvor. Konrad mußte, er danke ihm das Leben. Und auch gegenüber Werner, wider den er gleichwohl immer noch die alte Abneigung trug — die herzlich erwidert ward — verkannte er nicht die Dankespflicht; er hatte seinen eignen Arzt an das Lager des Wunden geschickt, der freilich der „Kopfnuß“ lachte und sich gar rasch erholte: die goldne „Dankeskette“ wollte er zurückschicken: das verhinderte Ernst: da zerhackte er sie eigenhändig und schenkte die Stücke den Witwen und Waisen von Ravenna.

Am zweiten Tag in Perugia ward Ernst am frühen Morgen schon in das Palatium zu dem König entboten, zu dessen engerm Rat. Auf Fragen wußte der Sendling nur zu sagen, es scheine sich um gar wichtige Beschlüsse zu handeln. Die vertrautesten, angesehensten Männer seien geladen. Erstreut sprach jener beim Abschied zu

Werner: „Du siehst, du tußt ihm Unrecht mit deinem immer wachen Mißtrauen. Er ehrt mich hoch, mich, den Jüngling, beruft er mit seinen Weisesten, Erprobtesten.“ — „Pah,“ meinte Werner. „Er hat alle Ursach, dir zu danken. Laß dich nur nicht berücken durch glatte Worte. Darin ist er Meister. Im Zweifel sage Nein zu allem, was er wünscht und vorschlägt: so wirfst du am besten fahren.“

Es war schon Abend als der Herzog in das gemeinschaftliche Quartier — einem alten Turm am umbrischen Thor — zurückkehrte. Er war hoch erregt: seine Wangen glühten, seine Augen blitzten. Geistig mehr als leiblich erschöpft, warf er sich auf einen Stuhl, er fand nicht gleich Worte. Werner schob ihm einen Becher Weines hin. „Da! Trink und erhol' dich, Mensch! Was hat er dir angetan? Was hast du erlebt?“ — Ernst wies den Becher mit der Hand zurück: „Das Größte, was mir je widerfuhr — gewaltige Dinge! Es ist doch was Hohes um Reich und Staat, wie dieser Mann sie denkt. Bei Gott, er ist ein geborner König!“ — „Ei, so stark hat er dich diesmal berückt, der schlaue Franke?“ — „Schilt ihn nicht! Dir fehlt das Maß für seine Gedanken.“ — „Das wäre! Ich laß mich nur nicht leicht blenden. Erzähle. Wie war's! Wen triffst du bei ihm?“

„Niemand. Er empfing mich allein. Und gütevoll hob er an: ‚Ernst, den ich so gern Sohn nennen möchte, wenn du es nur liebest: — heute, in dieser Stunde, will ich dich ehren durch mein höchstes Vertrauen. Kleinere Dinge hab' ich mit den anderen beraten: — das Größte sage ich nur dir. Dir mittheilen will ich die wichtigsten Gedanken, die tiefsten und geheimsten Pläne über das Reich und seine Zukunft, über seine Gefahren. Theile meine Sorgen, erfahre meine Vorhaben,

prüfe sie und, billigst du sie, hilf mir wacker sie vollführen: — du, der jüngste zwar unter den Fürsten, aber mir doch der nächste: — du solltest das wenigstens sein! Allzuviel bisher haben dich — für einen der Größten im Reiche! — immer nur eigne Begehren erfüllt. Hörst du das? Verne größer denken: — denk' an das Ganze, dem wir alle zu dienen haben.“ — „Kann er leicht sagen: Er — der über dies Ganze herrscht. Schrankenlos herrschen möchte! Aber das soll er nie!“

„Du wirst gleich hören, daß er mir — mir! — diese Herrschaft über das Reich sichern will.“ — „Wie? Das wäre! Aber ich glaub's nicht!“ — „Du sollst es nicht glauben, mit Händen sollst du's greifen: ‚Bernimm,‘ begann er, ‚einen Plan, der mir wie kein andrer Gedanke die Seele bewegt und am Herzen liegt: — du bist der erste, dem ich ihn vertraue — (schweige daher auch du, Freund: die Sache liegt noch im weiten Felde). — Du mußt einsehen wie alle Verständigen: das unselige Wahlkönigtum ist der schwerste Schade, die furchtbarste Gefahr für das Reich. Fast jedesmal nach dem Tod eines Herrschers drohte bei streitiger Wahl der Kampf um die Krone: so zuletzt — du weißt es gut! — noch bei meiner Wahl. Wohlan denn: hilf mir dem ein Ende bereiten: machen wir die Krone erblich in unserem Hause.“

„Gia,“ rief Werner und sprang von seinem Sitz auf: „ich wünsche Glück, künftiger Herr König von Germanien, Lombardien und Burgund und römischer Kaiser. Das ist wirklich — und zum erstenmal! — was Gutes, das er für dich tut, wenn es sein Ernst ist.“ — „Ich kann nicht zweifeln. Denn er fuhr fort: ‚Zu des Reiches und zu deinem Vorteil. Hilf mir also, den Reichstag dafür gewinnen: — das heißt, die kleinen Vasallen, die Aftervasallen der Krone, die unmittelbaren Lehnsträger der großen

Herzoge. Denn diese selbst — außer dir also den Bayern, den Kärntner, die Lothringer, den Wormser, den Thüring, den Sachsen dafür zu gewinnen — unmöglich scheint es: sind es doch gerade diese, welche an der Wahl festhalten, weil jeder selbst auf die Krone hofft. Wir müssen also die Kleinen auf dem Reichstag für uns gewinnen.“ — „Hm,“ meinte der Freund bedächtig. „Siehst du wieder den Schlaupf? Aber das muß erst überlegt werden, eh du ja sagst. Es scheint mir eine auch für dich gefährliche Seite zu haben. Denn wodurch will er sie gewinnen?“ — „Das hat er — trotz meiner wiederholten Fragen — noch für sich behalten.“ — „Hei, merkst du was? Er traut dir doch nicht ganz. Immerhin, erblich in unsrem Hause, in unsrem?‘: so hat er gesagt? Gewiß so?“ — „Nicht anders.“ — „Nun, dann werden sich unsre alten Träume für dich erfüllen: denn er hat nicht einen männlichen Verwandten. Nochmals: Heil dir und deinen drei künftigen Kronen.“

„Höre nur weiter. ‚Ich will,‘ sprach er, — ‚ich muß — dich fortan tiefer in die Geschäfte des Reichs, in das Getriebe der Staatskunst eindringen lassen. Ich habe einen ehrenreichen, aber schwierigen — und gerade deshalb ehrenreichen — Auftrag für dich. Gestern hab’ ich Gesandte des Kaisers zu Byzanz, der Venetianer, auch der Ungarn empfangen, je getrennt — geheim — ihre Briefe entgegengenommen: da drüben im Südosten gärt es: da braut etwas: gegen uns? Das gilt es, erkunden und ist es, wie ich fürchte, verhüten, niederschlagen mit rascher Gewalt. Und dich, Ernst, dich hab’ ich ausersehen zu diesem hochwichtigen Amt: du sollst mir an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft an den Kaiserhof nach Byzanz.“ — „Hei, all unsre alten Wünsche und Träume werden wahr. Byzanz, der Orient, die Welt der Aben-

teuer! Freut euch, meine Augen!“ — „Hoch ehrt mich dein schönes Vertrauen. König Konrad“, rief ich gerührt und ergriff seine Hand. Er drückte sie fest und sprach, „Ja, ich vertraue dir ganz. Gelobe mir, bei diesem Auftrag und in allen Stücken fortan, meinem Gebot unbedingt und ungesäumt zu gehorchen — um des Reiches willen —. Wirst du?“ — „Ich schwör' es“, rief ich, „bei dem Seelenheil meines Vaters.“ — „Gut. Ich danke dir. Aber“, fuhr er geradezu väterlich besorgt fort, „sei vorsichtig, mein lieber Sohn. Die Leute dort in Byzanz — die Griechen oder Romäer, wie sie sich gern nennen — gelten als die Schlauesten, Verschlagensten, Falschesten aller Menschen: ich höre, daß sie gleichzeitig wie mit uns insgeheim mit Venedig, Ungarn, Polen in Verhandlungen stehen, um etwa mit diesen im Bunde über uns herzufallen, unsere Küsten in Venetien mit ihren Schiffen heimzusuchen. Du siehst, wie ganz ich dir, deiner Klugheit, deinem Eifer vertraue: du hast es, hoff' ich, nun gelernt: das Höchste ist das Reich, nicht jeder Fürst und jeder Stamm sich selbst. Kehrst du zurück nach glücklichem Gelingen, soll dir der Dank des Königs und auch der Mutter nicht entgehn. Morgen trifft sie ein. Nimm guten Abschied von ihr: lange, gar zu lange schon — seit sie mein ward! — hast du dich ihrem Herzen fern gehalten: — du hast sie gemieden: — empfang' sie morgen am Tore und sprich mit ihr, sprich gut mit ihr.“

„Wie gerne will ich das.“

Am andern Tag geleitete Ernst die Königin vom Tore weg in die Frauengemächer des Palatiums. Dort entließ sie sofort ihre Frauen und zog den Sohn zärtlich an die Brust. Er ließ es geschehen: fast gegen seinen Willen

rührte ihn solche Wärme. Tränen traten ihr in die Augen, als sie über seine Wange strich. „Tränen, Mutter? Warum?“ — „Freudentränen sind's. Freude füllt mein Herz. Der König schrieb mir, wie so voll zufrieden er mit dir sei, wie ihr euch — endlich! — gefunden habt. Er meint es gut mit dir, glaube mir. Er will dein Glück. Versprich mir, daß du nunmehr deine Freundschaft ihm, deine Liebe mir wahren wirst — was . . . was immer auch die Zukunft bringen möge.“ — „Die Zukunft? Bringen? Was meinst du, Mutter?“ — „Nichts! Noch nichts! Leb wohl, mein Sohn. Geh! Schicke mir rasch meine Frauen aus dem Vorfaal.“

Als diese eintraten, sank ihnen die schöne Frau bleich, halb ohnmächtig in die Arme.

Viertes Buch.

I.

Sonder Hemmnis und Schädigung gelangte das „Botenschiff“ mit der stattlichen Schar von deutschen Rittern und Geistlichen auf dem nächsten damals üblichen Seewege von Italien aus — von Brindisi über Athen — nach Byzanz.

Kaiser Constantinus nahm sie mit Glanz und Ehren auf und schien auch auf alle Wünsche und Vorschläge des Königs bereitwillig einzugehen, so daß Ernst voll befriedigt lobende Berichte nach Hause schrieb. Werner aber schüttelte den schwarzen Krauskopf: „ich trau’ nicht ganz,“ meinte er, als die Freunde eines Abends allein bei den Bechern in dem marmorgetäfelten Trinkgemach des ihnen zur Wohnung angewiesenen prachtvollen „Xenodochion“ des Kaiserpalastes saßen. „Es müßten nicht Byzantiner sein, dächten sie, wie sie sprechen. Nur von einer Art Menschen hier glaub’ ich, daß sie uns wirklich recht aufrichtig gewogen sind: das sind die Mädchen. Wenn wir durch die Straßen reiten, — beim ersten Klappern der Hufe, beim fernen Klirren unserer Waffen schon werden die dunkeln Köpflein in den weißen Schleiern sichtbar an den Fenstern — schmal, wie bei uns zu Hause Pfeilscharten, nur zum Heraus-, nicht zum Hineinschauen.

Und — wie billig! — fällt dir der Hauptanteil dieser warmen Blicke zu. ‚Der schöne Barbar‘, ‚der Apoll des Abendlandes‘ heißt du.“ — „Schwäger! Woher weißt du . . .?“ — „Nun,“ lachte Werner, „ein Teil an der Diebesbeute fällt auch wohl mir zu. Und ich gehe nicht wie du unbarmherzig kühl wie mit geschlossenen Augen an all dem heißen Weibervolk vorüber: — ich sehe mir alle scharf an und, sind sie hübsch, bin ich nicht grausam. Ich pirsche freilich nicht auf Kaisertöchter: — unter deren Bosen blüht manch willig Kind. Und die haben mir bestätigt, was ich längst zu entdecken geglaubt: du hast dir eine gewonnen — ohne es zu wollen, ja zu merken! — die ist nicht nur das vornehmste, auch das schönste Mädchen in Byzanz.“

Ernst erröthete über und über: er sprang auf von dem Sitz, so ungestüm, daß die Becher auf dem Bechtisch klirrten. „Theodora!“ rief er. „Doch nicht sie?“ — „Doch! Die Kaisertochter selbst. Sie hat sich mir verraten: — das heißt nur durch meine Augen — meinen Ohren durch ihre Milchschwester Praxedis, die ihr Schlafgemach theilt und ihre geheimsten Dinge zuerst in Traumreden, später auch in gar wachen Worten erfuhr.“

„Freund! Scherze nicht: Spiele nicht! Wie groß, wie heilig mir das — du ahnst es nicht.“ — „Längst ahnt’ ich es. Und nun weiß ich’s. Endlich, endlich — ich warte seit Jahren! — hat Frau Minne auch dies spröde Herz gewonnen. Wie freut mich das! Aber gut, daß ihr Vater, Herr Constantinus, der Basileus, der Römäer, nicht vorhin, als du den Schenktisch halb umwarfst, zugegen war. Gar rasch würde er den schönen Barbaren in seine barbarische Heimat zurückbefördern.“

„Und du meinst, du behauptest im Ernst, die Herrliche sei mir . . .?“ — „Gut, gewogen und geneigt. Sie hat’s

oft genug geseufzt.“ — „O dann, dann ist alles gut, alles leicht. Dann tret' ich kühn vor den Basileus hin und . . .“ — „Das laß bleiben, Freund. Nie gibt er dir sein Kind.“ — „Warum nicht? Ich bin ein Fürst des deutschen Reichs.“ — „Eben deshalb! Ein Barbar. Und zwar nicht ein ganzer, aber ein halber Keger: Schismatiker schelten sie uns: kennst du den Hochmut dieser Romäer nicht? Dieser Strohkaiser verachtet uns von Herzens Grund trotz seiner glatten Schmeichelworte. Sei auf der Hut, trotz oder gerade wegen seiner Freundlichkeiten. Und verrate beileibe nicht dies Geheimnis deines Herzens. Sonst kriegst du die schöne Schwarzlockige nie mehr zu sehen.“

„Ach selten genug erblühte mir dies Glück. Aber morgen, bei den Tierkämpfen, in der alten Arena, wird sie nicht fehlen, an der Seite ihres Vaters auf den Kaiserstufen: — gerade ihr gegenüber liegen die Ehrenplätze der Gäste: da kann ich mich lang an ihrem Anblick weiden.“ — „Nun, Freund, das ist ein Genuß — für meinen Geschmack! — gar zu sehr von weitem! Laß Pragedis und mich nur dafür sorgen, daß es nicht bei dieser Anbetung — stumm und von fern — bleibt.“ — „Wage nicht zu Kühnes, Werner. Verleze nicht die Zarte, die Kaisertochter.“ — „Bah, ist ein Mädel wie ein andres auch, hat auch Blut, junges Blut in den Adern. Wird ihren Herzliebsten auch je näher je lieber haben. Laß uns nur machen. Wir bringen euch schon zusammen.“ — „Aber rasch muß das sein.“ — „So gefällst du mir. Keine Liebe sonder Ungeduld: Frau Minne mag nicht warten.“

„Ich fürchte von Tag zu Tag, daß sich unsre Verhandlungen, die Verabschiedung unsrer Gesandtschaft erledigen: wir sind ja fast mit allen Dingen fertig: — der

Basileus hat in alles gewilligt: er will uns dreißig Galeeren zu Hilfe schicken, greift uns der Doge von Venedig in Ravenna an. Wie soll ich den Abschied von ihr ertragen? Wende ich dem goldnen Haus den Rücken, seh' ich sie ja nie im Leben wieder!" — „Ausgenommen," lachte Werner, den Becher neu füllend und langsam schlürfend — „ausgenommen, sie wendet ihm auch den Rücken." — „Wie? Was meinst du?" — „Was ich sage! Sie geht mit dir!" — „Werner, wie ungeheuerlich!" — „Nun sie wäre nicht das erste Mädel, das den Vater verläßt, dem Manne zu folgen, nach Gott Vaters eignem Willen und Wort. Tu' Bescheid! Heil der Siegerin Frau Minne."

II

Noch aus den Zeiten des ersten Constantin stammte die Arena im Südosten der ausgedehnten Stadt. Der mächtige Bau hatte gar wechselnde Tage gesehn: ein Flügel war schon seit Jahrhunderten zu einer Basilika umgebaut, ein anderer zur Reitschule für die kaiserlichen Prinzen verwandt worden. Allein der Mittelbau in seiner amphitheatralischen Gestaltung war seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten geblieben, für die allein er taugte: nur daß an Stelle der verbotenen Gladiatoren wilde Tiere untereinander kämpften.

Heute waren die vierundzwanzig über der Arena und übereinander emporsteigenden Sitzreihen — aus thrakischem Marmor — dicht besetzt von den Männern und Frauen des zahlreichen Hofstaats, von den ersten Beamten und

den Anführern der starken Besatzung, sowie von vielen Hunderten der vornehmsten Männer und Frauen der Stadt, die der Basileus als seine Gäste geladen hatte.

Die Strahlen der heißen Sommer Sonne auszuschließen, überspannte ein seidener Baldachin, scharlachfarbig und silbergestreift, oben den ganzen kreisförmigen Raum: ein feiner, kaum fühlbarer Regen tröpfelte von Zeit zu Zeit daraus herab: Wasser mit Wohlgerüchen aus dem fernen Indien. Die Steinseile der vornehmsten Reihen waren mit Purpurteppichen belegt. Palmbäume in kunstvollen Bronzekübeln und immergrüne Sträucher jeder Art standen an den Aufgängen der Stufen.

Längst waren die Sitzreihen gefüllt: da gaben Zimbel- und Pauken-Schläger ein Zeichen und es nahte in zahlreichen prunkvoll vergoldeten Sänften, von schwarzen Äthiopen und gelbbraunen Berbern getragen, der Basileus, seine Tochter und seine beiden Neffen Theopompos und Theopompulos; dann folgten, zu Pferd, die deutschen Ritter und, ebenfalls in Sänften getragen, die geistlichen Glieder ihrer Gesandtschaft. Ceremonienmeister und Hofbeamte in goldstarrenden Gewanden gar vielfach abgestuften Ranges nahmen die Eintreffenden in Empfang und geleiteten sie unter vielfachen Verbeugungen an ihre Plätze.

„Gott und der heilige Werner — wenn es letzteren gibt: geholfen hat er mir noch nie!“ flüsterte der unheilige Werner — „vor allem aber du verzeih’ mir’s: dein Schwiegervater wider Willen kommt mir greulich vor. So aufgepußt hat er sich noch nie: wie eine Puppe von Rauchgold und Pappe: — kann sich gar nicht rühren. Und das Gesicht! Ist ja ganz verkleistert von Schminke.“ — „Schau’ doch sie an! Wie reizend in ihrem duftig weißen Gewand! Und — wahrlich — dieser Blick, dieser Gruß galt mir. Sie lächelt. Wie sie errötet.“ — „Ja,

aber ihre beiden Vettern, die Theopömpe, erblichen vor Mut: auch sie haben den Gruß bemerkt. Die möchten dir gern ans Leben.“ — „Laß sie doch kommen!“ — „Ja, die kommen nicht von vorn. Was soll's?“ fragte er unwirsch einen Protospatharius, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte und ihm zu folgen winkte, während ein anderer den Herzog mit sich hinwegführte. „Ach so, ich darf nicht neben den Fürsten, muß ferner sitzen in diesem Reich der ordentlichsten Ordnung.“ — „Ja, Euer Großmächtigkeit sitzt in der zweiten Reihe von unten,“ erklärte der Höfling: „die kaiserlichen, senatorischen und fürstlichen Herrlichkeiten in der ersten Reihe, dem Podium.“

Während Werner und Ernst ihren Führern folgten, flüsterten die beiden Prinzen einander zu: „Hat der Basileus eingewilligt?“ — „Still! Kein Mensch darf ahnen, daß er . . . es muß ein Versehen bleiben vor dem König der Barbaren.“ — „Nun wollen wir sehn, wie es steht mit dem Mut dieser Eisenfresser. Ich freue mich auf seinen Schreck.“ — „Ich mehr auf sein Blut. Theodora, die Betörte, soll es fließen sehn.“ — „Also sollen die Wachen ihn nicht schützen?“ — „Zu spät kommen sollen sie. Wie sein Geleiter ihn ‚aus Versehen‘ falsch führt. Komm rasch neben den Oheim.“

Nachdem nun auch die Kaiserplätze besetzt waren, zeigte sich hier nur noch ein Platz leer: da schob der Ceremonienmeister unten in der Arena eine schmale, in die Seitenwände eingelassene Pforte öffnend und nach eifertigem Verschwinden sogleich schließend, den deutschen Herzog herein auf den sandbestreuten Boden der Arena. Erstaunt sah der sich um. Gleichzeitig winkte der Basileus oben mit einem seidnen Tuch: ein Trompetenstoß — das Gitter eines der Käfige, der „carceres“, der Kampftiere — ging in die Höhe und ein riesiger Löwe setzte im gewaltigen

Bogensprung aus der Öffnung mitten in die Arena gerade gegenüber dem Herzog.

Ein mächtiges Gebrüll erhob das Untier, wie es ringsum die zahllosen Menschen ersah, aber durch das Gebrüll hindurch schrillte der Angstschrei einer Mädchenstimme: Ernst vernahm und erkannte sie. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Freude darüber: der Löwe hatte den einzigen Feind, der ihm erreichbar gegenüberstand, scharf erkannt: die Zuschauer da oben nicht mehr beachtend, faßte er nur den ins Auge, der, das zum Stoß gezückte Schwert in der Hand, ihm allein gegenüberstand: die große Kake duckte zum Sprung, die Klanken mit dem Schweife peitschend: die gelben Augen blinzelten zuerst ein wenig unter dem steten Blick des Menschenauges: aber nun hob er sich langsam zu dem todtbringenden, durch die bloße Wucht des Ansprungs überwältigenden Satz: da sauste ihm gegenüber ein Schatte durch die Luft und neben Ernst stand, in gewaltigem Schwung über zwei Sitzreihen wie herabgefliegen, Werner, den langen Mantel in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten.

Der Löwe fuhr zusammen, erschreckt durch den Lärm des plötzlichen Aufsprungs: er hemmte den Sprung, wandte das Haupt, den Rachen weit aufreißend, gegen den neuen Feind. Der warf ihm den Mantel über den Kopf: „Jetzt rasch, Ernst!“ schrie er. Und der sprang hinzu und, bevor das Tier die Hülle abgestreift hatte, bohrte er ihm mit sicherem Stoß das Schwert durch den offenen Rachen und zwischen den Augen heraus: die gute Klinge brach zerknirscht in dem furchtbaren Gebiß: aber das Untier stöhnte auf, — das war kein Brüllen mehr — brach zusammen, reckte sich und verendete.

Wilder Schreck, Entsetzen entleerte die vollen Sitze: der Basileus, die Prinzen flohen: Ernst sah die Geliebte

sinken: ihre Frauen trugen sie hinaus. Werner aber hob die gepanzerte Rechte gegen die Flüchtenden und rief: „Das war Griechen- und war deutsche Treue.“

III.

Raum waren die Deutschen in ihrem Gastquartier angelangt, als Abgesandte des Basileus erschienen, die dessen tiefes Bedauern des Versehens aussprachen: der nachlässige Palastbeamte sei bereits mit Verbannung — nach Asien — bestraft: reiche Geschenke sollten. . . . Ernst wies sie zurück und behielt seinem König die Forderung von Genugthuung vor.

Am Abend des gleichen Tages kam Werner eifertig und erhitzt aus der Stadt zurück, wohin er bald nach der Heimkehr um Mittag verschwunden war und freudig rief er dem Freunde zu: „Glück hast du, Ernst. Das muß man sagen. Der dir bestimmte Löwe frißt dich nicht und führt deine Wünsche rasch zum Ziel. Die schöne Kaiser-tochter hat der Anblick deiner Todesgefahr über alle Bedenken und Schranken fortgetragen: sie weiß erst jetzt ganz, — ganz genau! — wie sie dich liebt. Was die Mordpläne der Ihrigen an dir verschuldet, — sie will es dir gut machen tausendfach. Praxedis hatte von Theodoras und deiner Liebe heute soviel zu reden, daß für ihre und meine fast zu wenig übrig blieb. Kurz, die Schöne erwartet dich, sobald der Mond über der Hagia Sophia steht, im Platanenrund des Frauengartens: eine Gondel holt dich von hier — eine Strickleiter hängt dort bereit an der Mauerecke.“

Märchenhaft schön ist die Mondnacht des frühen Sommers an des Bosporus leis anrauschenden Wogen. Geräuschlos glitt das schmale Schifflein von Ost nach West, von den „Orient-Türmen“ des Palastes auf die hochragenden Mauern der Kaisergärten im Westen zu: dunkel schwarze Schatten warfen die uralten Bäume, Cypressen, Steineichen und Platanen, über die Zinnen herüber auf die mondbeglänzte Flut: beflissen suchte diese schützenden Schatten das rasche Ruderboot. Nun war die Mauerecke erreicht: auf der vor dem Mondlicht geborgenen Seite stieß der Kiel leise knirschend auf den Sand: der Ferge, ein Eunuch des Frauenpalastes, wies wortlos auf die überbuschte Mauerzinne: Ernst sprang auf den hohen Schiffsnabel und erhaschte von da die schwanke Strickleiter, die von oben fast bis an den Kahn reichte. Behend hob er sich daran von Stufe zu Stufe: nun war er oben, nun konnte er beide Füße auf die breite Wallkrone setzen.

Der weite, parkähnliche Garten, reich an Baumriesen, lag fast ganz in dem Schatten der breit ausladenden Zweige: üppigen, fast betäubenden Duft hauchten die Tausende von Nachtviolen und andern nur nach Sonnenuntergang sich öffnenden Blumenkelche auf den Beeten ringsum in die weiche, warme Luft: tiefes Schweigen waltete hier: nur das leise Rinnen einer fernen Quelle war vernehmbar. Lauschend, spähend beugte sich der Jüngling herab. Fast erschrak er, als plötzlich dicht unter ihm eine Nachtigall ihr heißes, langgezogenes Lied anhub: alsbald antworteten eine zweite, wetteifernd eine dritte, vierte: der ganze Hain schien erfüllt von diesen Liebe atmenden Tönen.

Da warf der höher steigende Mond einen langen Lichtstreifen durch die Platanenwipfel auf den schmalen Eingang einer Felsengrotte gerade ihm gegenüber: er sah eine dunkle

Gestalt sich dort regen: sofort sprang er herab: unhörbar eilte er über den hohen weichen Rasen auf die Grotte zu: die Gestalt wich zaghaft zurück, aber schon hatte er sie erreicht, schon mit beiden Armen umschlossen.

„Herzog Ernst,“ hauchte sie, erschauernd. Dann aber warf sie sich plötzlich an seine Brust, mit beiden Armen seinen Nacken umschlingend: „Geliebter, heiß geliebter Mann! O weil du nur lebst! Nun ist alles gut, was auch werden mag.“

Er schlug ihren dunklen Schleier zurück, und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen mit den heißen Rüssen unentweichter Jugend. — — „Halt ein! Halt ein!“ — „O, Geliebte, laß uns das Glück des Augenblickes schlürfen, für mich ein Wunder des Himmels. Wie konnt’ ich träumen . . .!“

Sie küßte ihn auf den Mund: „Du träumst nicht, du lebst sie, diese Stunde. Sieh, ich liebte dich, seit ich dich zuerst erschaute. Die Männer um mich her — die Kaiser-tochter wäre begehrt und viel umworben, auch wenn sie häßlich wäre — und das bin ich doch nicht? Bitte, sag’s, daß ich schön bin: — Alle haben’s und nur du hast’s mir noch nicht gesagt.“ — „Zauber schön!“ — „Danke! Nur für dich will ich schön sein. — Aber Ekel flößten sie mir ein, all diese Prinzen, Fürsten und Archonten in ihren lang nachschleppenden Gewanden — wie eure Frauen, hör’ ich, sie tragen — O diese schlaffen Gesichter, diese marklosen Puppen, wie meine beiden Bettern! Da tratest du in den Kaiserpalast, in Eisen bis ans Kinn, ohne Schmuck als deine Waffen und deine schlichte Kraft, — und zu verschweben vor dir schienen alle wie Schatten: wie kommt das?“ — „Weiß nicht, lieb Kind. Bin halt ein Schwab.“ — „Ein Schwab? Was ist das?“ — „Ein Schwab? Nun, das ist einer, der sich nicht fürchtet.“ — „Das sah

ich! Auch nicht vor dem Löwen! Und das war doch furchtbar! Sieh, das hat mich vollends zu dir hingezwungen, du Herrlicher! Dein will ich sein. Dein bin ich und keines andern werd' ich.“

Und mit weit geöffneten Armen warf sie sich wieder an seine Brust. — Und die Blumen dufteten stärker, der Quell rieselte lauter, die Nachtigallen schlugen heißer: so schien es den Glücklichen beiden —: sie schwiegen.

IV.

Mitternacht war vorüber als Ernst zurückkehrte: „Du strahlst, du leuchtest vor Glück,“ rief Werner ihm entgegen.

„Ja, Freund! Ich bin der Seligste der Menschen! Sie liebt mich, die Herrliche. Wie liebt sie mich! So, daß sie wirklich, — sie, die Kaisertochter! — mit mir fliehen will: denn ihres Vaters Einwilligung sei ganz undenkbar. Heute noch mußte sie mich sprechen und alles genau bereden: denn morgen — nein, es ist schon heute! — wird sie zu den zehntägigen Gebetübungen in das Kloster der heiligen Helena drüben in Asien abgeholt. Aber am ersten Tage kehrt sie zurück und in der Nacht darauf — schon ist alles auf das genaueste beredet — fliehen wir: — du und Praxedis allein begleiten uns — auf Theodoras raschem Segelboot. O Freund, wie bin ich selig!“ Und er umarmte ihn. „Dir dank' ich das Leben und — viel mehr: — diese Stunden und die Hoffnung höchsten Glücks für das ganze Leben!“

Am zweiten Tage darauf brachte ihm ein Eilschiff aus Rom einen Boten des Königs mit einem Brief in Geheimschrift: der war gar kurz: er lautete: wie er Werner vorlas: „Ich befehle, daß du angesichts dieser Zeilen sofort ohne den mindesten Aufschub — hörst du? — augenblicklich Byzanz verlässest und nach Hause eilst. Das Wohl des Reichs verlangt's. Jede Stunde Säumnis ist Verderben.“

Ernst schrie auf, ließ die Charta fallen und sank um. Werner richtete ihn empor: „Nun,“ rief er, ihn rüttelnd, „und darüber stürzest du, wie ein pfeilgetroffener Adler? Was ist's denn weiter? Es wird nicht so eilen. Das Reich kann warten. Warten, bis Theodora zurück ist: — dann bringen wir auch sie dem Reiche mit. Das ganze Reich ist nicht so viel wert wie das Glück zweier junger Herzen! Darauf hin wirst du doch nicht die Schöne verlassen, aufgeben fürs Leben? Du bleibst eben doch und trogest dem Befehl.“ — „Nein. Ich muß gehorchen: — ich hab's geschworen. Ich gehe! Fahr wohl, Liebe und Lebensglück! Fahr wohl, Theodora!“

Unererschütterbar hielt der Herzog fest an dem Beschluß, zu gehorchen: aber von Stund an war der Frohmut aus seinem Leben, war der freudige Glanz aus seinen Augen gewichen: der treue Werner gab es bald auf, ihn trösten, ihn erheitern zu wollen. Es gab keine Möglichkeit, der in der Ferne Verschwundenen zu erklären, weshalb der Leben entscheidende Plan nicht ausgeführt werden konnte. Wohl hatte Werner dem Eunuchen ein Brieflein an Pragedis zugestekt, das lautete: „Wir müssen zurück: die Ehre gebietet: doch kehren wir wieder, sobald wir können: wir nehmen nicht Abschied.“ Aber die Freunde erkannten, wie unsicher und wie wenig das war für die Frauen, die, zurückgekehrt,

sich verlassen finden, für aufgegeben halten mußten. Das Freundespaar war noch an jenem Tag auf dem römischen Eilschiff abgesegelt: die übrigen Gesandten sollten erst nach Abwicklung der letzten Geschäfte nachkommen.

Stundenlang saß der Jüngling nun während der ganzen Fahrt auf dem Deck, und starrte schweigend in die blauen Bogen, nur manchmal leiz aufseufzend: „Theodora!“

Endlich in Brindisi angelangt, verfiel er in ein heftiges Fieber, das den ungeduldig zu dem König — vielmehr nun dem Kaiser — nach Deutschland Eilenden auf das Lager warf. So sandte er Werner voraus, dem Herrscher seine Ankunft in Italien zu melden: sobald er reisen könne, werde er über die Alpen zu Konrad eilen, der, wie verlautete, in den sächsischen Pfälzen weile und dort ein Heer — wieder einmal zur Abwehr slavischer Raubhorden — sammle.

Erst nach einigen Wochen vermochte der Herzog zu Pferd zu steigen: so rasch er konnte, hastete er nun, von wenigen Reitigen begleitet, durch die Halbinsel gerade aus von Süd nach Nord.

Schon hatte er die Veroneser Klause erreicht: düster war's in der Enge: Gewitterwolken hingen schwül herein: laut, Atem hemmend, brauste in ihrem Felsenbett die Etsch; in finstren Schmerz verloren ritt Ernst den steilen, schmalen Pfad bergan: da hörte er rasenden Hufschlag sich entgegen-eilen: bald kam der Reiter in Sicht: Werner war's: er rief von dem schäumenden Renner herab: „Halt, halt, Ernst! Nicht weiter! Auf dem Brenner wirst du gefangen!“ — „Von wem?“ — „Vom Kaiser.“ — „Vom Kaiser? Warum?“ — „Weil wohl auch er einsieht, das kannst du nicht ertragen.“ — „Was?“ — „Du weißt noch nichts? Deine Mutter hat einen Knaben geboren: Heinrich ist er

getauft. Den hat der Herr Kaiser in der Wiege zu seinem Nachfolger im Reiche wählen lassen . . ." — „Ah! Das ist . . . —" — „Und zum König von Burgund. Jetzt Ernst, bist du kein Feigling, jetzt das Schwert heraus! Ich kann nicht mehr! Ich mußte dich — warnen, retten. Wende das Roß und flieh nach Haus, nach Schwaben!"

Fünftes Buch.

I.

Den Brennerpaß meidend — er war in der That in dem alten Kastell bei Gossensaß durch Reisige des Kaisers besetzt — bogen die Freunde von Bozen nach Nordwesten, nach Meran, aus und eilten von da über die Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben.

Erst in Ulm, der festen Burg, machten sie dauernd Halt und auch erst hier traf sie ein Schreiben des Kaisers, das den Herzog schon in Italien — vergeblich — gesucht hatte. Es lautete: „Mein lieber Sohn!“ — laut auf lachte bei der Anrede Werner — „er meint wohl klein Heinzl in der Wiege!“ — „Du mußttest sofort Byzanz verlassen, da der falsche Basileus, während er mit dir den Freundschafts- und Bündnis-Vertrag gegen Venedig beriet, mit dem Dogen Leo Orseolo einen Überfall auf unsere venetianischen Seeplätze rüstete: er wollte dich dann als Gefangenen, als Geißel behalten. Dazu kamen wichtige Änderungen daheim. Nachdem meine Gattin, die Kaiserin, mir einen Erben geboren — ich hatte davon keine Ahnung damals in Perusia! — verstand sich von selbst, daß nunmehr er der Träger ‚unseres‘ — meines! — Hauses geworden ist und daß ich daher ihm, nach dem dir dortselbst mitgetheilten Plan, die Nachfolge im Reich

zu sichern trachten mußte. Nach vielen Mühen gelang es, den Reichstag dafür zu gewinnen. Gleichzeitig brachte ich König Rudolf dazu, das Kind Heinrich in Güte als seinen Nachfolger in Burgund anzuerkennen, während er erklärte, dich mit äußerster Kriegskraft von seinem Erbe fernhalten zu wollen: — wohl, weil du ihm damals den Bund gebrochen. Unmöglich kannst du verlangen, daß ich das Reich in einen schweren Krieg stürze, nur um Burgund dir zuzuwenden, während ich das Land ohne Kampf meinem Hause und — da dies nun dauernd herrschen wird — dem Reiche selbst für immer erwerben kann. Zwei große Herzogtümer werde ich nie mehr in eine Hand legen. Ich erwarte und verlange von dem Sohn des treuesten Fürsten des Reichs, daß er das einsehen wird, wie es der Vater sicher getan hätte. Vertrauensvoll hab' ich dir die Muntschafft über deinen kleinen Bruder und die Regentschaft im Reich zugebracht, falls ich sterbe, bevor er schwertreif.“

„Hei,“ höhnte Werner, „du darfst klein Heinzels Kindsmagd sein, ihn wiegen und päppeln . . .“

„Diese wichtigen Dinge müssen wir — ganz vertraut — mündlich verhandeln. Deshalb hatte ich auf allen Alpenpässen aus Italien Auftrag gegeben, dich anzuhalten und mir zuzuführen. Gleichwohl entgingst du den Wächtern.“

„Die Finstermünz hat man dabei vergessen,“ lachte Werner. „Er liebt dich so, — hat er dich, läßt er dich nicht mehr los!“

„Ich sende daher das Schreiben nach Schwaben, wohin du dich gewendet haben sollst, und mahne dich, sobald du es erhalten, sofort zu mir nach Ingelheim zu eilen, wohin ich den neuen Reichstag berufen habe, ein höchst wichtiges neues Gesetz zu beschließen: ich sprach dir davon,

ohne den Plan damals aufzudecken, zu Perusia. Ich erwarte deinen raschen Gehorsam."

"Da soll er lange warten," schrie Werner, riß ihm das Pergament aus der Hand, warf es zu Boden und trat darauf.

Schmerzlich rief Ernst: „und meine Mutter! Sie hat all' das gegen mich geduldet, vielleicht selbst gewollt, herbeigeführt!"

"Gewiß! Wie sagt ein altes Wahrwort? ‚Geht die Henne zum neuen Hahn, vergift sie der alten Jungen‘. Aber wahrlich: — jetzt ist's genug der Schande, des Hohns! Ja, des Hohns! Denn Hohn ist's, daß er die Königs- und die Kaiser-Krone jenem Windelspagen zuwendet und auch die Krone von Burgund, die dir gebührt. Welch Erbrecht hat der Säugling, das du nicht seit Jahren hast? Und weil du damals Burgund im Stich ließeßt, um des Wahngelbdes vom Reiche willen, deshalb — zur Belohnung! — sollst du Burgund nicht haben? Laß — einstweilen! — die Nachfolge im Reich beiseite: das ist ein arg verworren Gewirr und keiner von den Fürsten gönnt's dem andern, auch dir nicht. Aber Burgund nimm als dein gutes Recht in Anspruch, dafür rufe deine Schwaben, die kleinen Vasallen auf: sind's noch die alten, werden sie ihrem Schwaben-Herzog helfen wider den falschen Franken, wie sie dir früher helfen wollten. Und hast du gesiegt im Kampf um Burgund, liegt Herr Konrad zu Boden, dann hast du auch die deutsche Königs- und die römische Kaiser-Krone erstritten. Ernst, jetzt kam der Augenblick der Wahl für dein ganzes Leben. Ich weiche von dir als einem Zagen, versagt dir der Mut. Wir haben miteinander einen Löwen bezwungen: — fürchtest du diesen fränkischen Fuchs?"

"Ja, er ist falsch, ich erkenne es jetzt. Wie hat er

zu mir gesprochen damals in Perusia! Ich hab' ihm vertraut. Ich hatte angefangen, ihn zu lieben — wie vergilt er mir nun? Ihm gehorchend hab' ich die Rose aus dem Kranz meines Lebens gerissen für immerdar, ich ahn' es. Er, er hat mir die Geliebte genommen. Dafür haß' ich ihn — mehr als damals, da er mir die Mutter genommen. Ja, Werner, du hast recht. Mein Brüderlein in der Wiege soll mir nicht über den Helm ragen. Auf! Ich entbiete alle meine schwäbischen Vasallen zu einem Tag nach Augsburg: — dort trag' ich ihnen meine Kränkungen, meine gute Sache vor und frage sie, ob sie nicht ihren Herzog schützen wollen in seinem Recht?"

"Ich wette darauf, sie jubeln: ,ja'. Nicht nur aus Treue, auch aus Klugheit: nicht vom König, der fern, von ihrem Lehnsherrn, der gar nah, der ihren Söhnen die Lehen geben und versagen kann, hängt ihre und der Ihrigen Zukunft ab. Sie werden, sie müssen dir helfen! Aber rasch muß es gehn, bevor der Franke Verdacht schöpft und ins Land bricht. Rasch ans Werk!"

II.

Und gar rasch gingen die Raschen, die allzu Raschen an ihr verhängnisvolles Werk. Eilende Boten ritten noch am gleichen Tag nach allen Richtungen des Landes Alamannien, wie es meist in seinem Westen, Schwaben, wie es meist in seinem Osten hieß, und entboten — unter Herzogsbann — die Vasallen, die Grafen, Ritter, Bögte, Burgwarte, Centenare, über vierzehn Nächte nach Augsburg zu einem Landtag der Provinz; das Ladtschreiben

forderte sie auf, all' ihre Reifigen nach Augsburg mitzubringen, um ihres Herzogs Recht auf Burgund mit den Waffen gegen den Kaiser zu verfechten. Werner versicherte sich von Ulm aus sofort der Stadt: ohne Widerstand: der dem Kaiser treu ergebene Bischof Brun weilte an dessen Hoflager.

Gespannt erwarteten die Freunde schon einige Zeit vor der Tagung das allmähliche Erscheinen der Geladenen. Aber zu ihrer rasch steigenden Bestürzung wollte noch immer niemand eintreffen. Dagegen verlautete, daß der größte Teil der Erwarteten sich gar bald nach Empfang der Ladung statt nach Augsburg nach Konstanz begeben hatte, wo sie in dichten Haufen sich zusammenfanden, unter Leitung des Bischofs der Stadt, Herrn Warmanns, eines treuen Anhängers und eifrigen Freundes des Kaisers, berieten und Beschlüsse faßten.

Jedoch am Abend vor dem angesagten Tag zogen doch vom Bodensee her gewaltige Heerscharen auf Augsburg zu: besorgt lugte Werner von dem Westturm in die im Sonnenuntergang leuchtende, von Waffen blinkende Ebene: er fürchtete den Anmarsch kaiserlicher Scharen, die er in die Stadt nicht einzulassen gemeint war.

Aber alsbald befahl er freudig, die Tore zu öffnen, eilte zu dem Herzog und jubelte: „Da sind sie! Ich habe ihre Banner erkannt: den Bären des vieltreuen alten Hiltibald von der Baar, den Hirsch Herrn Wolfrats vom Eritgau, dann Herrn Werinher vom Neckargau, Friedrich vom Riesgau, Hesso vom Sülchgau und viel mehr! Bischof Warmann selbst führt sie dir zu, noch andre Bischofsgewande sah ich von weitem. Sieh, du hast gezweifelt. Aber nun sind sie da, alle mit fliegenden Fahnen und blinkenden Helmen. Wir lassen sie ein mit Freuden. Und ich habe ihnen Herolde entgegengeschickt, die Führer zu

herbergen und auf morgen schon um die vierte Stunde in das Palatium zu laden. Das wird unser erster Sieg."

In der großen Halle des Palatiums auf dem Marktplatz drängten sich zur angesagten Stunde die meisten der geladenen Vasallen: aber seltsame Mienen, finstere Blicke begrüßten den Herzog, als der mit raschem Schritt die dichte Menge durchheilte und auf dem erhöhten Sitze Platz nahm.

Und bevor er hier das Wort ergreifen konnte, erscholl ein Trompetenstoß vor der Thür: diese sprang auf und Werner, der dort Wache hielt, zurückdrängend, erschien eine ehrwürdige Priestergestalt und schritt langsam, feierlich auf den Herzogssitz zu. „Vater Burchard!“ rief Ernst erfreut und wollte ihm die Stufen herab entgegenneilen.

Aber mit bekümmertem Antlitz und mit abweisender Handbewegung hemmte ihn der Bischof: „Laß dieses Wort, Unseliger! Übel hast du dich dagegen versündigt. Dein echter Vater oben im Himmel verabscheut die Empörung — die wiederholte! — des Schwabenherzogs gegen Kaiser und Reich. Nein, schweige! Versuche nicht, wie du planst, die Rebellion noch weiter zu treiben, diese wackern Männer, deine Lehnsleute, zum Treubruch gegen ihren König — noch einmal! — fortzureißen.“

„Laß mich ihn verhaften,“ flüsterte Werner, „und schweigen machen: seine Reden verwirren!“ — Aber Ernst schüttelte das Haupt. „Bischof von Worms,“ sprach er finster, „du bist hier nicht geladen, bist doch nicht mein Vasall. Kraft welches Rechts stehst du hier?“ — „Mit Bruder Warmann dort von Konstanz als Gesandter deines Herrn, wie unser aller: des deutschen Königs.“ — „Wie?“ — „Laß ihn nicht sprechen,“ drängte Werner. — Aber Ernst schwieg.

„Wisse denn, Betörter, das Verderben ist über dich hereingebrochen. König Konrad erfuhr längst von deinem Aufruf zur Empörung.“ — „Durch wen?“ — „Durch deine eigenen Vasallen. Sie schickten ihm diese deines bösen Dämons — Werners — Rebellenrufe ein.“ — „Meine eigenen Vasallen?“

„Der König berief einen Reichstag nach Ingelheim: dort traten sie selbst als Ankläger gegen dich auf: deine Briefe überführten dich ohne weiteres: das Reichsgericht hat dich und Werner geächtet, aus dem Reiche verbannt, der Lehen entsezt, die heilige Kirche hat den Richter ausgestoßen.“ — „Ja die,“ schrieb Werner dazwischen, „die muß immer ihren mütterlichen Senf dazu geben.“ — Aber Ernst erbleichte und verstummte.

Doch Werner fuhr fort: „Ah, und ihr, schwäbische Ritter, ihr brecht eurem Herzog die Treue? Wie, Graf Wolfrat, Ihr? Und du, Werinher? Und Ihr, Hesso, und vollends Ihr, Herr Hiltibald von der Baar, des Ruhm von je die Treue war, des alten Herzogs Schildgenos?“ — „Ja, ich! Denn dem Herrn König haben wir Untertanentreue geschworen wider jedermann, dem Herzog Lehentreue gegen jedermann, aber ausgenommen König und Reich.“

„Nun wartet!“ rief Werner grimmig. Wir werden euch allen die Lehen nehmen. Und euren Söhnen das Erbrecht darein.“ — „Das kann kein Herzog mehr,“ sprach Bischof Warmann. — „Ein neu Gesetz,“ fuhr Burchard fort, „erging zu Ingelheim: das hat die kleinen Lehen der Herzogsvasallen für erblich erklärt.“

Da sank Ernst auf den Herzogstuhl: „Das . . . das also war sein Plan, sein Mittel zu Perugia.“

Werner schlug sich die Faust vor die Stirn: „Verfluchter Fuchskopf! Ein Meisterstück der Schlaueit. Er

zieht dir den Boden unter den Füßen weg. Wir sind verloren.“ — „Ja, ihr seid verloren,“ sprach der alte Hiltibald, „aber nicht wegen jenes Gesetzes. Wir würden euch, auch wenn ihr uns die Lehen nehmen könntet, nicht folgen gegen König Konrad.“ — „Bah,“ höhnte Werner bitter, „seid uns doch schon mal gegen ihn gefolgt.“ — „Ja,“ erwiderte der Alte, „leider! Aber seither hat uns gerade dieser König ein Anderes, ein Höheres gelehrt: — durch Wort und Tat und Beispiel. Eine neue Zeit, jung Ernst, ist aufgegangen in deutschen Landen: nicht mehr das enge Heimatnest, das Reich ist's, dem zu dienen wir gelernt haben unter diesem Mann.“

Ernst sprang auf, staunend. „Horch, Werner! Welch' neue Sprache! Und 's ist ihr Ernst. Hiltibald scherzt nicht und lügt nicht. Wir sind wirklich verloren.“ — „Ja, das wart ihr,“ hob Burchard an. „Hätten nicht die heißen Tränen, die Fürbitten der Mutter, die Gattenliebe des Kaisers euch gerettet: zum Tode waren die undankbaren, die rückfälligen Empörer verurteilt: dein und Werners Kopf . . .“ — „Ei, er komme, sie holen!“ trogte Werner. „Auf, Ernst, erwache! Wir haben diese uns so feindlichen Männer. Laß sie mich greifen. Diese Stadt ist ja unser.“ — „Gewesen!“ sprach Bischof Warmann, vortretend. „Jetzt ist sie des Kaisers. Für ihn haben wir sie beschritten und besetzt. Ja, fahr' nur aus Schwert. Wir sind dreitausend gegen zweihundert.“

„Sie Kaiser und Reich,“ rief der weißhaarige Hiltibald und zog feierlich das Schwert. — „Sie Kaiser und Reich!“ erscholl es im Saal und alle Klängen fuhren aus.

„Jetzt, erst jetzt ist es wirklich aus,“ knirschte Werner. „Fliehen wir,“ flüsterte er, „solang' es noch geht.“ — Allein Ernst blieb gesenkten Hauptes stehen: „Verlassen, verraten von meinen Schwaben! Das . . . das allein tut weh.“

„Jung Ernst,“ sprach treuherzig der Alte, „’s wird uns nicht leicht. Glaub’ es mir. Aber dieser König hat eine neue Zeit ins Reich gebracht. Erst das Reich, dann alles andre: auch selbst unser Schwaben.“

„Verzweifle nicht, Ernst,“ mahnte Burchard. „Die Mutter hat dir auch das ausgewirkt: — nicht für immer sollst du verbannt sein aus dem Reich. Nur von diesem bösen Geist mußt du dich lossagen, eidlich lossagen für immerdar.“

„Ja, von deinem Verführer und Verderber, dem Anstifter, dem Brandstifter auch dieser Empörung,“ schloß Warmann.

„Ah, Schmach ohne Maß!“ schrie Ernst und schlug beide Arme um den Freund, „nie, niemals. Sagt eurem Herrn Kaiser, nie laß ich von Werner, im Leben nicht und nicht im Tod. Seht, ihr treubruchigen Vasallen, so hält man Treue. Komm, Freund, hinweg von diesen Menschen. — Nein, laß das Schwert. Laß doch sehn, ob sie Hand legen an ihren Herzog.“

„Und an solche Treue!“ rief Werner ihm rasch durch den Saal nach dem Ausgang folgend.

Schweigend sahen ihnen die Männer nach: keine Hand, keine Klinge rührte sich, die Freunde zu hemmen oder zu scheiden.

Sechstes Buch.

I.

Als aber dem Kaiser in Ingelheim dieß gemeinsame Entweichen der beiden gemeldet ward, geriet er in heftigen Zorn über die hartnäckige Verstockung des Stieffohns gegenüber so reicher Gnade, welche die Gattin dem Schwergereizten abgerungen.

Alle Zeugen und die ihm eingelieferten Urkunden, die Aufrufe zur Empörung, bestätigten, daß Werner von Riburg den Herzog diesmal wie bei seinem ersten Aufstand in das Verbrechen hineingetrieben habe. Sollte der Bestörte für die Zukunft gerettet werden, was er der laut klagenden Mutter mit allen Mitteln anzustreben versprochen hatte, mußte der Jüngling von seinem Verführer getrennt werden und, da das in Güte nicht möglich schien, mit Gewalt.

Konrad sandte vier Streiffcharen aus, die ganz Alamannen von West nach Ost, von Ost nach West, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, nach den Flüchtlingen durchsuchten und zuletzt im Schwarzwald zusammen treffen sollten, wohin der Kaiser sich zunächst begeben wollte.

Sorgsam, mit der Bestlossenheit bitterm Hasses gegen den Bastard, den er den Satan seines Stieffohnes nannte, traf der Herrscher die Auswahl unter seinen Rittern, die

er zu Führern dieser Suchescharen bestellte: Ernst zwar hatte kaum einen Feind: desto zahlreichere hatte sich Graf Werners rasche und spitze Zunge, sein giftiger Spott, seine rücksichtslose Schärfe geweckt: Herr Konrad kannte gar genau solche Strömungen unter den Seinen: so ernannte er zu Führern lauter scharfe Franken, mit denen der „Schwab“ mancherlei Späne gehabt: Adalbert den Vogt von Bacharach, Berin den Burggrafen von Ehrenbreitstein, Rollo den Truchseß von Rüdigen und den Grafen Mangold: allen schärfte er ein, des Herzogs zu schonen, den Bastard aber beizuschaffen, lebend oder — anders. Dem treuen Mangold reichte er noch aufs Pferd hinauf die Rechte: „Diesmal, Freund, nicht nur den Schild gebraucht wie dazumal.“

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, Herr Kaiser,“ sprach jener ruhig.

Ganz allein, auch nicht von einem Knecht begleitet, — Ernst wollte so wenige Leben wie möglich mit sich in das Verderben ziehen — ritten die Freunde von Augsburg ab — auch an dem Tor wurden sie nicht angehalten — gen Westen, ohne festes Ziel, ohne bestimmten Plan. Denn kaum mochten sie selbst einen Plan das Streben nennen, baldigst die Grenze des Reichs, in welchem ihre Häupter die Acht verfolgte, zu überschreiten und dann über Frankreich Italien und das Meer zu gewinnen, um die kühne Fahrt nach Byzanz zu wagen.

„Ich weiß es ja: es ist ein Traum, was mir vor-schwebt, nicht einmal eine Hoffnung. Aber einmal noch, bevor ich diese Augen schließe, möcht' ich ihre edlen Züge schauen!“

„Freund, ich glaube wir kommen nicht so weit! Lang nicht! Aber wir wollen's versuchen: ist's doch gleich, wohin

uns die Hößlein tragen: wir reiten überall in den Tod. Ja, auch ich möchte gern noch einmal Pragedens weiche Lippen . . . Aber wir sprechen da — beim Tod — immer von ‚uns‘ und ‚wir‘. Und handelt es sich doch nur um diesen Werner da, der, Hand aufs Herz, nie besonders viel getaugt hat und dein Leben, Herzogsohn, wahrlich nicht wert ist, ich, der Niemand-Sohn, der am Zaun Weggeworfene, die Brut der fahrenden Hübscherin und des Diebes, des Henkers vielleicht! Es ist ja alles ganz schön und edelmütig, was du da tust. Aber — brauchst mich ja nicht den Verfolgern auszuliefern: nur umzukehren, bei Väterchen dich — allein! — zu melden und auf die Frage nach dem Bastard lediglich die Achseln zu zucken — ohne zu lügen.“

„Wie kannst du mich so kränken! Nie laß’ ich von dir.“

„Dann höre das Wort, das ich aus Höflichkeit bisher verschwie: Herzog von Schwaben: Ihr handelt edel, aber dumm.“

Ernst mußte lachen: — in allem Weh.

„Denn mir geschieht recht: der gute Bischof hat recht, ich bin dein böser Geist. Ich habe dich zweimal ins Verderben gerissen.“ — „Und Ravenna?“ — „Wah, das machte mir Spaß. Leider hab’ ich bei der Gelegenheit auch deinen Herrn Vink’s-Vater heraushauen müssen.“ — „Und das Panier des Reichs?“ — „Pfui Teufel!“ schalt Werner. „Hast du noch immer nicht genug von diesem Gaukel-Spiel-Gesetz? Das Reich, ei — du hast ihm viel zu danken! Ich glaube nämlich wirklich: — und das allein macht ihn erträglich! — dieses Kaisers Götzendienst mit dem Reich ist nicht Heuchelei, ist ihm bitterer, dummer Ernst.“

„Das weiß ich,“ sprach der Herzog düster. „Und das ist . . . so schwer zu tragen.“ — „Drum — nochmal sag’ ich’s: fehr’ um! Sonst — du vergiffest, Freund,

ich kann dich zwingen, auf meine Gesellschaft zu verzichten.“ — „Verstehe nicht.“ — „Bist nicht mehr der kluge Ernst von Byzanz!“ lächelte er kopfschüttelnd. „Sieh mal: ist fein groß Wässerlein hier unter der Brücke: aber wenn ich in dem Gewässne mit dem Gaul über das Geländer fause, ist's reichlich tief genug für einen Bastard. Und du hast mich dann nicht verlassen, vielmehr ich dich: und in allen Ehren magst du zur Mutter gehn.“

Da zog Ernst den Zügel, sah dem Freund fest in die Augen und sprach: „Lust du das, tu ich's nach im Augenblick.“

„Nun, nun, nur nicht so eilig! Das läuft uns beiden nicht davon, wollen sie uns einmal mit Gewalt trennen. Und dazu kommt's doch wohl mal. Jetzt aber noch nicht! Siehst du die paar Reiter da links vor dem Walde? Sie suchen wohl uns. Aber sie haben uns nicht gesehen. Komm rasch rechts in das Gehölz.“

„Ah, wie ein schuldiger Schächer muß ich, der Sohn des Herzogs Ernst, mich verschlucken in meinem eignen Lande! Die Schmach drückt mir das Herz ab. Ich halt's nicht lang aus.“

II.

Der Kaiser war an dem Tage nach Abjendung der vier Streifscharen selbst aufgebrochen: obwohl die schwäbischen Vasallen in ihrer treuen Haltung verharreten, hielt er doch sein Erscheinen in dem Lande, das vielfach der Neuordnung, zumal der Neubesezung des Herzogstuhls, bedurfte, für notwendig.

Er hatte den alten schon römischen Weg — vom Mittelrhein nach Alamannien über Baden — eingeschlagen und war eben in der dortigen Pfalz eingetroffen, wohin ihm Bischof Burchard entgegengeeilt war, genaueren Bericht über die Augsburger Vorgänge und über etwaige Spuren der Flüchtlinge zu erstatten: er konnte aber nur angeben, eine Spur scheine nach dem Schwarzwald zu weisen und dorthin habe eine der Suchescharen abgeschwenkt.

Da meldete der Türhüter einen Mönch, der, ganz erschöpft von langem eiligem Ritt, soeben eingetroffen war aus fernem Norden und dringend Gehör erbat: er bringe einen Brief von allerhöchster Eile, von schwerster Wichtigkeit, geschrieben auf einem Sterbepette. Und schweißtriefend zog er ihn aus dem Gürtel. Es gehe Herrn Konrad selbst sehr nahe an.

„Ich springe eben aus dem Sattel, bin sehr müde,“ meinte der: „Herr Konrad selbst soll warten.“ — „Herr, es geht gleich sehr das Reich an.“ — „Dann rasch, gib her! — Nein, bleibt, Freund Burchard! — Ein Kloster-siegel? Bote, wo kommst du her?“ — „Aus der Cella der büßenden Schwestern zu Bremen. Frau Äbtissin Erdmuth . . .“ — „Eure Botschaft, nicht?“ fragte Burchard. — Konrad nickte. „Was ist mit ihr?“ — „Sie liegt im Sterben.“ — „Der Brief ist aber nicht von ihr.“ Der Kaiser begann zu lesen. — „Nein, von Erzbischof Unwan, Eurem treuen Diener. Er schärfte mir höchste Eile ein, sie tue Not.“ — „Ja, weiß Gott,“ rief der Kaiser: er erbleichte, wie er weiter las: plötzlich schrie er laut auf wie ein zu Tod getroffenes Tier: er drehte sich im Kreise, ließ den Brief fallen und sank Burchard in die Arme.

Rasch ließ der durch den Mönch den heilkundigen Griechen rufen, der den Zug begleitete und den Ohnmäch-

tigen bald ins Bewußtsein zurückrief. Schwer atmend lag der nun eine Weile auf dem Pfühl: plötzlich fuhr er auf: „Der Brief! Wo ist der Brief?“ — „In meiner Hand, Herr Konrad,“ sprach Burchard.

„Ich muß ihn zu Ende lesen! Höre nur rasch den Eingang: Unwan schreibt mir, Erdmuth, sein Beichtkind, sonst ein geistgewaltig, fast nur zu männisch Weib, hat seit Jahrzehnten ihr Kloster tüchtig, streng, beinah mit allzu harter Kraft geleitet in allen geistlichen, mehr aber in den weltlichen Dingen. Plötzlich sei ein Wandel über die stolze, hochfahrende Frau gekommen: Reue, Selbstvorwürfe für eine vielleicht alte Sünde. Der Bischof wußte nichts zu erraten und sie beichtete offenbar jene Sünde nicht. Die Zeichen der Gewissensangst mehrten sich auf einmal gewaltig nach Eintreffen eines Schreibens aus einem deutschen Kloster, etwa zur Zeit des ersten Aufstandes des jungen Ernst.“

„Um, wie soll das zusammenhängen?“ meinte Burchard.

„Sie habe sich dann wieder ein wenig beruhigt: aber jetzt — bei Ausbruch der zweiten schwäbischen Empörung — habe die schon vorher schwer Erkrankte maßlose Aufregung ergriffen und: im sichern Gefühl des nahenden Todes berief sie Unwan zur letzten Beichte. Und nun gestand sie: — vor mehr als fünf und zwanzig Jahren von wahnsinniger Liebe zu mir ergriffen, habe sie in lauernder Eifersucht, heimlich all meine Schritte belauscht. — So habe sie auch jene Schäferhütte am Neckar entdeckt und darin Mildtrudis, ach, und unser Kind: — du weißt davon, Burchard, seit . . .“

„Seit dein Gewissen und dein Born dich zu mir trieb.“

„Sie hoffte, falls mir Mildtrud und das Kind spurlos

verschwänden, — die junge Mutter als eine Treulose! — werde jene Liebe von mir weichen, und Erdmuthe selbst an meine Seite treten, wie unsre ganze Sippe wollte. So ließ sie mit Gewalt — o Burchard, Freund! — das ist schrecklich! — und ich habe die Unschuldige, das arme, geopferte, rührende Kind mit allen Flügen der Verachtung belastet!“

„Beruhigt Euch, Herr! Weiter, weiter!“

„Mutter und Kind entführen! Mir spielte sie jenen angeblichen Brief Mildtrudens, jene mich verhöhrende Selbstbeschuldigung in die Hand. — Erdmuthe selbst hatte ihn geschmiedet. So weit hatte ich vorhin gelesen — nun aber weiter: erst, als ich auch nach dem Verlust Mildtrudens kalt blieb, beschloß sie, der Welt zu entsagen: sie ward Äbtissin in Bremen. Nach einigen Jahren kam die Nachricht, Mildtrude, die Arme, sei in Gram, in Sehnsucht nach mir gestorben in jenem dänischen Kloster auf Seeland bei Roeskilde, das Erdmuthe gestiftet hat, — ihrem Kerker. Vorher habe sie mir viel tausendmal verziehen und mich gesegnet für und für. Das traf die Schuldige schwer. ‚Aber furchtbare Reue, Verzweiflung ergriff sie erst,‘ schreibt weiter Unwan — Gott! was kann noch kommen? — ‚als sie erfuhr, zweimal habe gegen den König die Waffen ergriffen‘ — doch nicht Ernst? was geht der sie an! — Nein, ah, ah jetzt kommt’s, das Furchtbare! ‚Werner: denn Werner von Riburg, der Bastard, ist‘ . . . ah, Gott, Gott! — ‚des Kaisers Sohn.“

Da sprang Konrad laut aufschreiend von dem Bett, stürzte auf die Kniee, raufte sein Haar und schrie: „Werner, Werner! Dieser verhaßte Mensch — mein Fleisch und Blut! Und meiner geliebten Mildtrudis Kind! O Schrecken der Schrecken!“

„Al' ihr Heiligen,“ betete der Bischof, „laßt den Mann nicht verzeiweln.“

Er hob den Brief auf und laß zu Ende — denn der Kaiser war faßungslos: „Erdmuthc hatte den Säugling vor das Burgtor des Schwabenherzogs legen lassen: sie erfuhr, daß der sich des Kindes gütig angenommen. Aber Verzweiflung ergriff sie, als sie vernahm, daß der Sohn in Haß und Treubruch das Schwert wider den eignen Vater zückte — damals und jetzt, jetzt abermals! — Sollte um ihrer Schuld willen der Sohn den Vater, der Vater den Sohn im Gesecht durchbohren? . . .“

„O nein, nein!“ schrie Konrad und sprang empor. „Es ist ja noch viel teuflischer gekommen! Nicht ehrlicher Kampf — Hinrichtung des Sohnes durch den Vater. Hab' ich doch in diesen Tagen viermal befohlen! — viermal, hörst du? — den Bastard mir einzuliefern, schonungslos, mir ihn zu bringen, lebendig oder tot! Ach meine Franken gehorchen mir gut! Gewiß tragen sie ihn mir schon zu auf vier Lanzenstäben.“

Der Bischof las den Brief rasch zu Ende: „Die Abtiffin fleht dich an, alles zu tun, das Schreckliche zu verhüten . . .“

„Und ich habe alles getan, es herbeizuführen!“

„Ihr aber zu verzeihen: auf den Knieen flehe sie dich darum an: — so wahr du selbst Verzeihung von Gott erhoffst für deine Sünden. — Ja, Herr Konrad, das mußt du tun.“

„Wie? Ihr verzeihen? Die mein Weib gefangen gehalten fürs Leben, mein Kind ausgesetzt, mich selbst zum Hasser meiner Geliebten gemacht, zum Mörder — vielleicht jetzt eben — meines Sohnes?“

„Ja, ihr mußt du verzeihen, betest du selbst zum Herrn um Verzeihung, um Abwendung dieses Blutver-

gießens. „Wie wir vergeben unsern Schuldigern“ heißt es. Verzeihe!“

„Ja, ja! Alles! Nur mögen die Heiligen mich die Hand nicht bes Flecken lassen mit dem Blut des Sohnes. Auf! Eile! Fliege, Burchard. Sofort satteln lassen . . . ich will . . .“

„Um Gott, Herr Kaiser, Ihr könnt nicht stehn und wollt . . .?“

„Ich muß! Ich muß reiten! Muß ihn retten, den verhaßten Bastard, ach meines armen Liebchens Kind!“

III.

Die Freunde waren, unentdeckt und unverfolgt, aus der Nähe von Augsburg und Ulm, in belebteren Gegenden nur bei Nacht scharf ausreitend, bei Tag in den dichten Wäldern schlafend, allmählich von Nordosten her durch den Sulgau an den Saum des Schwarzwaldes gelangt, dessen mächtig angestockter viele Klaster gründiger Granit die herrlichsten Tannen und Buchen trug. Hier, in der Nähe des heutigen Schramberg, in dem Tale des Bernack, wußte Werner eine halb zerfallene Feste in grüner Einsamkeit liegen: vor einem Menschenalter in einer Fehde zwischen den Grafen von Baar und den räuberischen Herrn von Falkenstein zerstört, war der Falkenstein von seinen verarmten landflüchtigen Cignern nicht wieder aufgebaut worden: Werner hatte oft auf seinen Schwarzwaldjagden darin geraftet: der Ort war kein Waffenplatz mehr, aber ein sicherer Versteck mit seinen zahlreichen Gräben und — auch unterirdischen — Gängen. Die heute noch vorhandenen

Überbleibsel lassen deutlich die ursprüngliche Anlage des Burghaus erkennen: jetzt noch ragt im Westen des Haus der hohe Turm des alten Bergfrieds steil in die Luft.

Weit und breit fand sich keine menschliche Siedelung: der nächste Einödhof lag fern draußen im Norden vor dem Walde, von wannen sie gekommen waren: die Hofleute hatten sie wohl kaum vorüberjagen sehen: hier mochten sie unverstört ein paar Tage rasten, die arg abgeheßten Köhlein sich verruhen und an dem würzigen Waldgras erholen lassen: dann sollte es weiter gehen mit frisch gesammelten Kräften, bei Basel etwa über den Rhein ins Burgundische, so allmählich nach Italien, und endlich nach Byzanz, dem gelobten Land ihrer Minne.

Werners eifrigen, zuversichtlichen Vorschlägen gab Ernst willig nach. Die Hast, die Schmach, die Feigheit dieser heimlichen Flucht hatten an ihm gezehrt: er sehnte sich nach Ruhe, im Äußern wie ach! in der Seele: der stille Friede dieses Waldwinkels kam wohlthätig über ihn. Stundenlang lag er an den warmen Tagen des milden Herbstes unter den dichten Waldbüschen regungslos in dem hohen weichen Gras auf dem Rücken, schweigend zu den weißen Wölklein emporschauend, die langsam gen Osten zogen: viele schmerzliche Grüße gab er ihnen mit.

Hier war es märchen-einsam: schon lange schien kein Menschenfuß mehr hierher sich verirrt zu haben: zutraulich kamen die Tiere des Waldes — ein Rehlein und zwei Hasen — näher heran und äugten aus nach der regungslosen Gestalt: das Eichhorn lugte neugierig hoch aus der Astgabel auf ihn herab: der Baumkletter huschte, eifrig klopfend, neben ihm den Stamm hinauf: hoch über den Waldwipfeln im lichten Blau zog ein Weih mit seltnem Flügelschlag, ruhig schwebend, seine stolzen Kreise. Im Grase unten flog über Aglei und großen Blauglocken der

schöne Falter mit den dunkel veilchenblauen Flügeln, der „Trauermantel“ heißt: er ließ sich einen Augenblick nieder auf dem braunen Gelock des helmlosen Hauptes: die Hohltaube ließ aus dem dichten Holundergebüsch ihr zärtlich Rukuruh ertönen: ihn mahnte es an die Nachtigallen im Garten zu Byzanz!

Nun wandte er den Blick nach links hinauf, wo die stolzen, aber traurigen Trümmer der zerstörten Burg gen Himmel ragten: die Ringmauern und die Gebäude des Erdgeschosses lagen danieder: in einem Menschenalter der Ruhe waren sie von Moos, von Waldgras und Blumen, aber auch von Strauchwerk und Waldbüschen überzogen worden: der Zugang zu dem halb eingestürzten Haupttor war über Felsstrümmen zu erklettern, auf denen die Eidechse sich sonnte. Dagegen wenig versehrt ragte links im Hintergrund der Turm des alten Bergfried in die Höhe: freilich die Holzgalerien, die im Innern sich hinter den Pfeilscharten hingezogen hatten, lagen, verkohlt, herabgestürzt, im Burghof: aber dem starken Steinbau des Turmes hatten Feuer und Zeit nichts anhaben können: und ganz hoch oben auf der obersten Zinne war ein schlankes Birkenstämmlein aufgesproßt, das seine langen, grünen, fahnenähnlichen Zweige weithin im Winde wehen ließ: „schau,“ hatte Werner gedeutet: „grün ist die Farbe deiner Herzogsfahne: der treue Turm grüßt seinen Herrn.“

Nachdem Ernst lange so gelegen, kam Werner muntern Schritts von dem nahen Waldbach her, dessen Rauschen den Herzog ebenfalls an jenen fernen Garten gemahnte. Den unsteten keckgemuten Bastard hatte die Hast der Flucht gar wenig verstört: nur um des Freundes willen wurmte ihn das Scheitern der Empörung: er selbst hatte nie Wert gelegt auf seine Stellung in diesem deutschen Reich, das ihm Voll-Ehre doch nie gönnte, das er von je mehr als

Kerker denn als Heimat, mehr als Schranke denn als Grund und Schutz seiner Rechte empfunden hatte. Ihn vergnügte jedes abenteuerliche Treiben: „Da ich meine Mutter nicht kenne,“ pflegte er zu scherzen, „hab’ ich mir Frau Abenteuer zur Wahlmutter erkoren. Und wahrlich, sie hat mich nie im Leben — gleich der andern! — ver- lassen und verleugnet.“

So kam er auch jetzt ganz frohgemut dahergesprungen, statt des Speeres eine lange Erlenrute über der Schulter, in dem Schild ein paar prachtvolle Bachforellen.

Nun blieb er bei dem Freunde stehen: „gelt, da machst du Augen, Herr Herzog? Ja, wenn ich nicht sorgte für die Dinge dieser Welt, — wir müßten kläglich Hungers sterben. Denn Frau Minne macht nicht satt und in dem blauen Sehnsuchts-himmel deiner Seele gibt’s nichts zu heißen. Wie ich zu dem Angelgerät komme? Ei, der Schweiß meines Rappen lieferte die beste Schnur, die Erle gab willig ihre Stange: und der Haken? Eine zerbrochene Schuppe des Ringpanzers war leicht zum Haken gebogen. Und die Fischlein hier, die menschenfremden, sie drängten sich förmlich dazu, dem Herrn des Schwarzwaldes den Tisch zu decken. Zunder hast du natürlich nicht? Den braucht’s nicht, dein Theodora-Feuer aufzuzünden! Aber hier, das trockne Waldmoos fängt ihn auch, den Funken aus Stahldolch und Kieselstein. Meine Sturmhaube gibt einen prächtigen Fisch-Kochtopf. Zum Nachtmahl Waldbeeren jeder Art, rote und schwarze! Hei, ich glaube nicht, daß der Herr Kaiser — den Gott fern halte! — so trefflich heut’ zu Mittag speist, wie wir beiden Nöchter. Dazu ein süßes Mädel in Gedanken — leider nicht in den Armen! — und ein gut Gewissen im Herzen!“ — „Davon schweig lieber!“ meinte Ernst, aber er mußte lächeln. — „Nun ja! Das bißchen Aufruhr! Nicht mal ausgebrochen! Da-

für sind wir keine Schlauschleicher, keine Fuchsschwänze, wie dieser Herr Kaiser. Fluch und Verderben über ihn! Wenn ich ihn träfe!" — „Da sei Gott vor! Besser wir treffen ihn nie mehr im Leben." — „Ei, ich meine, wir sind ihm entwischt. Hier zumal sind wir sicher. Du haßt dir doch alles genau gemerkt? Unter der alten Eiche, gerad unter ihren hoch herausgehobenen Wurzeln, öffnet sich der Gang, der sich lang unter der Erde hinzieht und weit draußen vor dem Wald erst mündet: — ich hab' ihn einst für einen Bau Meister Reinetes gehalten und verfolgt bis ins Freie. Dort hinein verschwinden wir, tauchen hier einmal mehr Helme auf als zwei gute Klingen durchhauen mögen: sie sollen staunen, verschluckt uns der Erdboden vor ihren Augen."

Ernst sprang auf, reckte sich, schüttelte die Arme: „Ah, verhaßt ist mir's, das elende Fliehen und Flüchten. Dächt' ich nicht der Einsamen dort in Byzanz, . . . ich machte ein Ende."

„Beileibe! Das kommt immer noch früh genug. Du gehst hinauf in unsern Schloß-Palast? Gut, sieh dir den Erdgang genau an. Ich tafele hier noch üppig an Preiselbeeren. Die löschen auch den Durst: — angenehmer als der Waldquell."

Nur kurze Weile nachdem Ernst oben in dem alten weitläufigen Gemäuer verschwunden, — lang gedehnt war die Befestigung der Felsenkuppen gewesen zur Sperrung des ganzen Talfessels — eben wollte sich Werner anschicken, ihm zu folgen, als von Norden her auf der wild von Knorrwurzeln überwachsenen Waldstraße sich Geräusch vernehmen ließ.

Werner sprang hinter einen breiten Baumstamm und spähte vorsichtig aus: noch konnte er nichts sehen: der Pfad bog hier um Gebüsch: aber da klickte eine Waffe,

da wieherte ein Roß — jetzt wurden Hufschläge auf den Wurzeln vernehmbar — ohne Zweifel: ein Reiterzug. Ob ihre Verfolger? Nun ersah er den Führer, der allein vor den etwa dreißig Helmen weit voraus ritt. Pfalzgraf Mangold!

Eifig durchlief es den Späher. Sollte er noch an sich halten? Vielleicht erblickten sie ihn nicht, vielleicht ritten sie vorbei. Aber ersahen sie ihn, so war nicht nur er, war auch Ernst verloren: ungewarnt konnte der nicht mehr den Gang erreichen. Also ihn warnen um jeden Preis!

So stieß er in das Hifthorn, daß es weithin schallte, — die Burgfellen gaben lauten Widerhall — und sprang hinter dem Baum hervor: da sah er Ernst, von dem Hornstoß gerufen, hart vor der Wurzel-Öffnung des Baumes stehn: „Flieh, flieh Ernst!“ schrie er. „Sie sind da!“

Damit riß er das Schwert heraus, lief Mangold an und führte so wütend Streich auf Streich gegen den Reiter, daß dieser sich des Anfalls kaum mit dem Schild erwehren mochte: gleich der erste Hieb hatte die Brust-Brünne durchschlagen und Blut geholt.

Aber nun hatte auch der Angefallene das Schwert heraus: hell sprühten die Funken der Hiebe von den Klingen: noch waren die Reißigen nicht heran. — Noch zwei grimmige Streiche! — Doch nun sah Ernst von oben her die Rösse der Reiter heranbrausen, ihre hochgeschwungenen Lanzen bligten im Sonnenschein.

„Flieh, Ernst!“ schrie Werner nochmal, zurücktaumelnd: denn er war in das helmlose Haupt getroffen: aber noch stand er. — „Fliehen? Ah, denk' an den Löwen! Jetzt ist's an mir!“

Und in mächtigen Sätzen sprang er, das nackte Schwert in der Faust, von Fels zu Fels, ohne Weg, geradaus herunter über die Hügel. Er geriet schon mitten unter

die Reiter: er kam eben recht, den Stürzenden aufzufangen: sofort zielten zwanzig Lanzen auf den neuen Feind.

„Halt, haltet ein!“ rief der Führer und schlug den nächsten Speer mit dem Schwert herab. „Es ist Herr Ernst. Schont sein Leben! Der Herr Kaiser will nicht sein Blut. Herr Ernst, Euch winkt volle Begnadigung. Gebt Euch gefangen!“

„Nie! Rache für Herrn Werner. Wahre dich.“

Und er fiel dem Gaul in den Bügel und schlug dem Reiter einen mächtigen Streich ober der Brünne in den Hals: zugleich stieß der in verzweifelter Abwehr einen wilden Schwertstoß gerade vor sich hin: er traf zwischen die Augen in die Stirn: dann glitt er aus dem Sattel.

Erschrocken sprangen ein paar Reiter ab und hoben die beiden soeben Gefallenen auf: sie waren tot. „Wird der Herr Kaiser schelten und zürnen!“ — „Ah was! Es war äußerste Not.“ — „Und der andre?“ — „Der Riburger?“ — „Der atmet noch.“ — „Wir schaffen alle drei in den Einödhof, von wo sie uns den Weg der beiden Reiter gewiesen. Kommt, schneidet Tannenzweige zu den Bahren.“

Während der lärmenden Beschäftigung achteten die Leute nicht auf den Pfad, auf dem sie gekommen. So wurden sie überrascht, als plötzlich um die Büsche eine starke, glänzende Reiterchar bog.

„Der Kaiser! Herr Burchard!“ riefen die Bestürzten.

„Halt! Haltet ein!“ rief Konrad von weitem. „Gnade! Leben und volle Gnade beiden!“

Schon war er zur Stelle, schon sprang er ab, schon beugte er sich über die Liegenden. „Ernst? Tot! Ach um die Mutter! — Mangold? tot! — Und hier er — er, o Gott, auch er tot?“

„Nein,“ erwiderte Werner schwach atmend, „noch leb’

ich, dir zu . . . —“ — „Nein, fluch' ihm nicht!“ sprach da der Bischof, rasch seine Rechte fassend. „Denn er ist dein Vater.“ — „Was? Der Kaiser! Bist du wahnsinnig? Oder ich?“ — „Nein, nein,“ rief Konrad, sich neben ihn niederknieend. „Es ist wahr, zweifle nicht. Deine Mutter . . .“ — „Wo ist sie?“ — „Im Himmel.“

„Was war sie?“

„Ein Hirtenkind.“

„Du hast sie verführt und verlassen! So sei . . .“

„Nein! Ich wollte sie in zwei Nächten zum Altare führen.“

Ein spöttisch Lächeln zuckte um die schmalen bleichen Lippen.

„Ja, ja! Da ward sie mir geraubt — geraubt für immer! — sie und ihr Kind.“

„Von wem?“ forschte der Sterbende ungläubig.

„Von einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin. O vergib mir, mein Sohn. Und glaube, glaube mir. Daran bin ich unschuldig.“

„Und das hast du nicht gewußt bis . . .?“

„Bis vor zwei Tagen,“ sprach der Bischof. „Ich stand dabei, als er's erfuhr. Es warf ihn um. Sofort eilte er, dich zu retten.“

„Etwas spät! Und all' das soll ich glauben?“

„Welchen Grund hätte er, den Sterbenden zu belügen?“

Werner sann nach. „Das hat Verstand. Er kann nichts dabei profitieren, der Franke.“

„O vergib mir, mein Sohn. Es ist alles wahr. Ich schwöre bei Gott! Vergib mir allen Schimpf des Bastards! Alles: von Würzburg an.“

„Gott? Wer weiß, was der dir ist? Nein, schwöre bei deinem Gözen —: schwöre beim Reich.“

„Ich schwör' es bei dem Heil des Reiches! Es verderbe binnen Jahr und Tag, sprech' ich falsch,“ rief Konrad, die Schwurfinger erhebend.

„Ich glaube dir. Und ich . . .: meine Mutter hat dir vergeben?“

„Viel tausendmal.“

„So vergib' auch ich dir. Gib mir die Hand, Vater. Laß mich begraben neben dem da — neben Ernst. Ich hatt' ihn lieb.“

Und er atmete tief und starb.

Nun ward es gar still in dem Walde. — Die sinkende Sonne warf ein blutrot Licht durch die dunkeln Tannen.

Zögernd erhob sich der Kaiser von den Knien: er konnte das Auge nicht lösen von Werners edeln, durch den Frieden des Todes verklärten Zügen: „Oh, Mildtrud, so — im Sterben! — erkenn' ich deinen Sohn. Wie er ihr gleicht!“

Burchard suchte ihn leise fortzuziehen, hinweg von diesem Anblick.

„O frommer Bischof, nicht wahr, du willst sie nicht sehn, die Frage, den Vorwurf gegen den Himmel in meinen Augen? Warum? Warum dies Ende? Die Schuldigen sind ich und Erdmuthé, die Leidenden sind Mildtrud und ihr Sohn. Warum? Ist das die Gerechtigkeit Gottes?“

Burchard schob ihn sacht gegen sein Pferd hin: „Die Wege Gottes sind unerforschlich.“

„So freilich scheint es!“ meinte der Kaiser bitter.

„Darum muß man glauben und nicht grübeln. Grübeln entzweit, Glauben befriedet mit Gott. Gottes Friede komme wieder über dich. Du brauchst ihn. Denn du mußt weiter leben!“

„Für wen?“ Gar schmerzlich kam das!

„Du kannst fragen? Du? Für das Reich!“

„Ja,“ sprach der Kaiser, sich hoch aufrichtend, „und ich will. Und ich werde. Gott verzeihe mir und helfe mir dazu.“

„Amen!“ schloß der Bischof.

Anhang.

Herzog Ernst von Schwaben.

Ballade [1862].

Abdruck aus: Gedichte I. Bd. (XVI. d. Ges.-Ausg.) S. 267.

„Mein Vater liegt im kühlen Grab,
Meine Mutter tät' ihn verschmerzen,
Die einem neuen Gatten gab
Mein Land mit ihrem Herzen.
Nun ist mein Richter — ihr Gemahl:
Der Waisen Hort auf Erden,
Der Kaiser selbst mein Erbe stahl
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,
Geheßt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land,
Der Herzog der Burgunden!
Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind
Darf ich mein eigen nennen:
Die Wölfe sind mein Hausgesind,
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,
Mein Werner, du Getreuer,

Mir mehr als Reich und Scepter doch,
 Als Erd' und Himmel teuer:
 Drei Kronen ob der Kaiser hält
 Und Perlen und Juwelen,
 Mein ist der reichste Schatz der Welt: —
 Denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns nicht Wahl,
 Sie haben uns ausgetrieben:
 Wir wollen sie hassen allzumal, —
 Uns beide woll'n wir lieben.“ —
 Der Herzog sang's auf dem Falkenstein,
 Der schuttzerfall'nen Feste,
 Herr Werner kredenzt ihm Brot und Wein,
 Die Gulen waren die Gäste.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu,
 Dem einz'gen, den sie hatten:
 Der Kaisersohn schlief ein in Ruh'
 Auf armen Binsenmatten.
 Herr Werner zog den scharfen Stahl,
 Hielt Wach' am Thor von ferne
 Und hell, mit ihrem schönsten Strahl,
 Liebkos'ten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umsegt,
 Ein Leben weltverschollen,
 Wie oft im Wald ein Recke pflegt,
 Dem Recht und Richter grollen.
 Und jagt der eine Wild und Fisch, —
 Der andre schirmt die Feste:
 Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch
 Dem Herzogssohn aufs beste.

Und wer zurück vom Jagen kam,
 Der sollte spähn bedächtig,
 Und schnell, wenn er Gefahr vernahm,
 Ins Hifthorn stoßen mächtig,
 Auf daß durch einen dunkeln Gang
 Tief unter des Flüßleins Bette
 Der andre Freund sich waldentlang
 Hinaus ins Freie rette.

Lang ungefährdet lebten sie
 Im dichten Waldgehege,
 Und nur der blaue Häher schrie
 Verschleicht auf ihrem Wege. — —
 Doch einst kam Werner von der Birsch
 Im ersten Abenddunkeln,
 Am Rücken trug er den jungen Hirsch: —
 Da sah er Helme funkeln,

Und sechzig Reiter sieht er dort
 Herab den Eichbühl traben, —
 Ihr Banner fliegt gebauscht im Nord: —
 Die Grafensahn' von Schwaben.
 Er stutzt: — da sprengt Graf Mangold schnell
 Zu ihm mit blankem Schwerte:
 „Du bist des Todes, Weidgesell,
 Verräthst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest: —
 Er stirbt, will er sich rühren,
 Und vorwärts auf das Felsenest,
 Die Marder aufzuspiiren.“
 Und weiter leise trabt der Zug, —
 Herr Werner späht mit Sehnen, —

Da sieht er an dem Mauerbug
Den jungen Herzog lehnend.

Und nach dem Horn greift er in Hast
Und stößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Rast!“
Laut ruft er's noch im Fallen.
Und Herzog Ernst vernahm den Ruf
Und wandte sich erschrocken:
Und sah zerstampft von Rosses Huf
Herrn Werners schwarze Loden.

Und sah den Führer ziehn den Stahl
Rot aus Herrn Werners Herzen:
Er sah's und schrie und sprang zu Tal
Und schwang sein Schwert in Schmerzen,
Vorüber am geheimen Weg, —
Herab den Fels, den Hügel, —
Hoch über Graben, Wall und Steg, —
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — schreit er jetzt am Ziel:
Da sprach der Graf behende:
„Ist das Herr Werner, der da fiel?
Dann ist mein Amt zu Ende.
Der Kaiser grollt nur ihm allein,
Der ihm dein Herz genommen,
Du aber sollst begnadet sein,
Herr Herzog, und willkommen.

Du sollst das Herzogtum Burgund
Und des Vaters Erbe haben:

Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,
 Ich, Mangold, Graf von Schwaben."
 „Ha, Fluch dir und dem Kaiser Fluch!
 Gebt mir Herrn Werner wieder!"
 Und scharf durch Schild und Brünne schlug
 Sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach
 Und schlug noch drei der Knechte,
 Bis klirrend ihm die Klinge brach
 Und riß das Brustgeflechte.
 Da traf ein Speer: — die Knechte floh'n
 Und ließen die Freunde schlafen: — —
 Das ist das Lied vom Kaisersohn
 Und vom getreuen Grafen.



Fünfzig Jahre.



Ein Festspiel in drei Bildern

VON

Felix Dahn.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Personen:

Germania.
Badenia.
Die Geschichte.

Der Dorfgeistliche.
Der Dorfschulze.
Spielleute.

Bauern und Bäuerinnen des Schwarzwalds.
Badische Soldaten (Fußvolk).

Ort der Handlung:

- I. Bild: Ein Dorf im Schwarzwald.
 - II. Bild: An der Lifaine.
 - III. Bild: Am Rhein in Baden.
-

Zeit der Handlung:

Bild I und II: 1870/71; Bild III: 1902.

I. Bild:

Ein Dorf im Schwarzwald.

Links vorn (rechts und links von der Bühne aus gedacht) das Wirtshaus, rechts gegenüber das Haus des Hochzeiter's, im Hintergrund auf Stufen erhöht, die Kirche: alle Gebäude festlich geschmückt. Vor dem Aufgehn des Vorhangs hört man die letzten Orgellänge der Trauungsfeier in der Kirche; nach Aufgehn des Vorhangs öffnet sich das Thor der Kirche und heraus stutet, die Stufen herab, der Hochzeitzug: der Geistliche, das getraute Paar, dessen Eltern, der Hochzeitkader, Kranzjungfern, Kranzherrn, andre Bauern und Bäuerinnen, Spielleute. Zugleich wird von links hinten der hochbeladne Brautwagen mit Betten, Spindel, Wiege in das Haus des Hochzeiter's (hinter dasselbe) geschoben (nicht von Pferden gezogen). Alle umsehen bewundernd den Wagen, bis er verschwunden.

Bräutigam (zu den Spielleuten): Nun spielt, daß sich von selbst die Füßlein lupsen!
Spielt einen echten Schwarzwald-Ländler auf!

Musik! (vielleicht den Walzer aus dem Freischütz?). Tanz.

Halbchor der nicht tanzenden Mädchen.
Schauet im festlichen Glanz
Schauet wie flattert im Tanz
Lustig der bräutliche Kranz!

Halbchor der nicht tanzenden Pursche.
Unfre Mädels, die können sich zeigen!
Wie führen bei Fiedel und Geigen
Sie so hurtig den fröhlichen Reigen!

Nötigenfalls
zu wieder-
holen.

Ende von Tanz und Gesang.

Bräutigam: Ja, lustig sind wir all'. Der Lustigste
Bin aber ich. (Er umarmt die Braut.) Und daß ich's bin,
Daß ich mit graden Gliedern stehen hier

Und tanzen, ja und Hochzeit machen kann, —
 Wem dank' ich's — nach dem lieben Gott!? — Allein
 Dem güt'gen Herrn, dem guten Großherzog!
 Als mich im Sturz die Riesentanne traf, —
 Verloren schien ich, Arm und Bein kaput!
 Da kam des Wegs der Großherzog gefahren
 Und hat mich in dem eignen Wagen mit
 Nach Karlsruh' genommen, dort mich pflegen
 Und heilen lassen, daß ich heute tanze!
 Räm' doch ein Tag, da ich's ihm lohnen kann!

Der Geistliche: Und ohne ihn wärst du auch nicht ge-
 traut

In jenem Kirchlein, das der Blitz verbrannte.
 Denn wir sind arm; wir konnten's neu nicht bau'n.
 Er hat's gebaut! Und jeder Glockenschlag,
 Der silbern daraus auf gen Himmel tönt,
 Dankt ihm dafür. Ja, wahrlich Gottes Segen
 Ruht sichtbar auf dem Land, seit er drin herrscht: —
 Aus vielen Wunden blutend fand er's vor, —
 Sie sind geheilt und rings erblüht Gedeihn.

Alter Bauer: Ja, sell is gwiß! Schaut auf die gold-
 nen Ähren!

Raum je so reich wie dies Jahr trug das Feld.
 Es ist, als lohne Gott dem milden Herrn
 Wo der's am liebsten spürt: an seinem Volk.

Zweiter Bauer: Ja, wenn der Herr nur diesen Fürsten und
 Den Frieden uns erhält. Jüngst war ich in
 Der Stadt: da hört' ich viel von Kriegsgefahr,
 Daß die Franzosen woll'n ins Land uns brechen!

Ganz alte Frau (an der Krücke): O Himmel, nur kein Krieg!
 Die Mutter hat

Mir oft erzählt, wie arg, wie schrecklich arg
 Der Feind im Land gehaust.

Bräutigam: Ei, laß sie kommen!
 Mir ist nicht bang, wenn wir zusammenhalten!
 Und diesmal werden wir's gewiß, so heißt's:
 Die Preußen und die Bayern und wir Badner,
 Und all' die andern. Ah, ich selber ginge
 Getrost von meinem jungen Weib und Herd,
 Rief' mich der Großherzog zum Schutz des Lands!

Braut: Ich möcht' den Tropf nit, der zu Hause bliebe.

Umarmung. Trommelwirbel links hinter der Scene.

Geistlicher: Horch! Was ist das?

Alter Bauer: Ei unsre alte Trommel!
 Schon lang ist's her, daß man sie rasseln hörte.

Braut: Ist's Feuerlärm?

Bräutigam: Nein, der geht anders. Das
 Ist Sturm! Alarm!

Bewegung gegen den Hintergrund.

Mehrere: Was ist's? Was kann's bedeuten?

Bräutigam: Da schaut! Da kommt der alte Dorf-
 schultheiß

Im weißen Haar gelaufen.

Der Dorfschulze (von rechts hinten) den Schulzenstab in der Hand, ein entfaltetes Schreiben mit großem Siegel in der Linken, hinter ihm ein Bub mit einer gewaltigen Trommel.

Schulze: Horcht auf! Horcht auf, ihr Männer all
 und Weiber!

Den Krieg hat der Napoleon uns erklärt.
 Mobil gemacht ist unsre Division!
 Der Großherzog — er ruft. Hier seht das Schreiben!
 Verkünden soll ich's rings in der Gemeind'.
 Auf, zu den Waffen!

Alle Männer: Zu den Waffen, auf!

Ein junger Bursch: Hei, jetzt gibt's Krieg!

Der Geistliche: Frohlocke nicht darüber!

Du ahnst nicht, was uns droht!
 Den Frau'n sogar! Ein Gottesurteil ist
 Ein jeder Krieg. Weh, wenn die Turko-Horden
 Einbrechen i. das friedlich heitre Land.

Bräutigam: Sie sollen nicht! Nicht wahr, ihr Kameraden?

Alle (vortretend, zusammen): Sie sollen nicht! Wir lassen keinen durch!

Bräutigam: Gelobt's! Wir stehen jeder für den andern.
 Wir stehen fest für Weib und Kind und Herd.
 Nicht fremdes Gut begehren wir: wir schützen
 Das Vaterland und unser gutes Recht.

Alle Männer im Chor (Rütti!) wiederholen die letzten drei Zeilen.

Schulze: Der Großherzog wird selbst das Heer begleiten,
 Er teilt der Seinen Schicksal und Gefahr.

Der Geistliche: Heil ihm und Sieg! Der Herr wird
 für euch streiten,
 Bewahrt ihr, — fromm wie er! — die Gottesfurcht.
 Wenn Gott es will, wird auch nicht ein Franzose
 Betreten unser Land, nicht überschreiten
 Den Rhein.

Bräutigam: Zum Rhein! Zum Rhein!
 Wir alle wollen Hüter sein.

Während die Männer, die Nacht am Rhein singend, abziehen, fällt der Vorhang rasch.

II. Bild:

An der Lisaine.

Schlachtfeld. Wald, Eis und Schnee vergrabne, starrende Winterlandschaft. Links zieht sich von hinten nach vorn — nicht ganz die Hälfte der Bühne abschneidend — ein Schützengraben mit niedrigem, schneebedecktem Wall: Die Soldaten liegen und stehen in dem Graben, die Gewehre auf dem Wall auflegend, andre stehen links auf dem Wall selbst. Die unsichtbar bleibenden Franzosen werden rechts hinter den Couliissen angenommen. Vor Aufgang des Vorhangs fallen einzelne Gewehrschüsse von rechts, von den Franzosen, her; unmittelbar vor dem Aufgehen eine starke Salve.

Während der folgenden Scene gibt hin und wieder, aber nicht zu oft und nie, während gesprochen wird, ein Soldat nach langem Zielen einen Schuß ab.

Badisches Fußvolk in Menge (der Bräutigam als Feldwebel darunter) in steter Bewegung der nicht im Graben liegenden.

I. Soldat: 's ist bitter kalt. Mir friert das Herz
noch ein.

Feldwebel: Nun, die Franzosen heizen uns doch ein.
Schüsse.

II. Soldat: So geht es nun schon seit drei Tagen fort.
Wer nicht erschossen wird, erfriert beinah.

Feldwebel (rüttelt den III. Soldaten, der ganz vorn mit ausgebreiteten Armen vornüber gebeugt regungslos auf dem Grabenwall liegt.
He, Jockele, was isch' mit dir? Bist du tot?)

III. Soldat: Noi! Schläse hab i nur a bißl müß'n.
Schüsse der Franzosen.

Feldwebel: Bei all dem Schießen! Hast a gutes
G'wissen!

I. Soldat: Hör' aber! Recht lang halt i's nimmer aus.

Feldwebel: So lang halt doch wie die Franzosen drüben!

IV. Soldat: Der Hunger und die Kälte und das Krachen!
Kanonenschuß.

V. **Soldat** (wankt verwundet von rechts herein, sich schwer auf das Gewehr stützend):

Ich kann nicht mehr. Das traf! Die Brust!

sinkt auf den Wall.

VI. **Soldat** (ebenso von rechts): Gebt's auf! Zurück! Wir können uns nicht halten.

VII. **Soldat** (ebenso): Es sind zu viel! Sind drei, ja vier auf einen.

Die Unsern fallen Mann auf Mann.

Ach, unsre Kompanie, sie ist gewesen!

Tot oder wund sind alle Offiziere.

Feldwebel: So führ' ich euch, so gut ich's eben kann.

II. **Soldat** (springt auf den Wall, späht mit vorgehaltener Hand nach rechts).

Und schaut, Verstärkung noch für die Franzosen!

Ein ganzes Battalion! In dichten Haufen!

Und grad auf uns!

Starkes Schießen, ein Kanonenschuß.

III., IV., V. **Soldat**: Zurück! Zurück! Hier sind wir all' verloren

wollen nach links ab.

Feldwebel (wirft sich ihnen entgegen): Halt, Kameraden, bleibt! Nicht von dem Fleck!

Den stech' ich nieder mit dem Bajonett,

Der weichen will!

Habt ihr vergessen, wie ihr dort vor Straßburg

Habt zugejauchzt dem Großherzog, als er

Euch lobte! Wollt ihr täuschen sein Vertrau'n!

Hier ist der Ort, und heute ist der Tag,

Ihm wacker zu vergelten seine Güte.

Und — meine Schwarzwälder! —

Du Sepp, du Hannesle, du Jockele,

Habt ihr vergessen, was wir all' gelobt

Damals beim Aufbruch aus dem Heimatdorf:
„Wir lassen keinen durch! Wir sterben lieber!“
Soll'n denn die Feinde ihre Rachewut
Austoben in den stillen Schwarzwaldhütten?
Denkt eurer Frau'n, der blondgepöpsten Mädchen!
Gebt ihr sie preis?

Viele Soldaten: Nein! Lieber woll'n wir sterben.

Feldwebel: Ihr sollt nicht sterben; siegen sollt ihr!

Hört:

Nicht weichen, aber auch nicht stehen bleiben.
Denn hier sind wir verloren. Vorwärts drum!
Zum Angriff auf die Welschen. Blas' Hornist!
Das Bajonett gefällt! Zum Sturm! Laß seh'n,
Ob sie uns stehen, Aug' in Auge! Drauf!
Nur eine Salve noch. (Salve) Nun nicht mehr schießen!
Drauf mit Hurra!

Alle ab mit Hurra. Sturmblasen.

V. Soldat (steigt mit Anstrengung auf den Ball, blickt ihnen nach):
Sie dringen vor! Es weichen die Franzosen!
Sie flieh'n! Sieg! Sieg! Nun mag ich freudig sterben,
Gerettet bist du, teures Heimatland!

Sinkt nieder. Vorhang fällt rasch.

III. Bild:

1902 Daheim.

Scene: badische Rheinlandschaft (oder das Heidelberger Schloß?) im Hintergrund, durch Vorhang verdeckt; vorn (kurze Bühne) Waldcoullissen.

Badenia. Die Geschichte.

Badenia: Oh ernste Muse! Diese dreißig Jahre,
Wie vieles gaben sie dir zu verzeichnen
Von meinem schönen Alamannenland!
Von jener Mordschlacht dort an der Lissaine
Bis zu des Heute froher Gegenwart.

Geschichte: Jawohl, die Tage jenes Januar,
Da deine Söhne todesmutig standen
Und starben, wo sie standen, unverdrängbar, —
Es sind ja auch die Tage von Versailles.
Und wichen dazumal die Deinigen
Dann gab es nicht im Spiegelsaale dort
Das Schauspiel, das mit goldnen Worten ich
Verzeichnet hab' in meinem Buch der Ehren.
Mit bestem Recht stand deshalb euer Fürst
Zunächst am Thron, am neuen Kaiserthron,
Des Kaisers Eidam und sein treuster Helfer.

Badenia: Und was nicht alles hat seit jenem Tage
Der edle, milde Fürst gewirkt im Land!
Schau um dich her, denn deinem hellen Auge
Darf nichts entgehn; nicht nur des Krieges Vorbeer, —
Des Friedens segenvollen Erntekranz
Beschaue, den so dicht ein Menschenalter
Seitdem er flechten half. Er emfiger

Als irgend wer im Land. Schau ringsumher:
 Die Kirchen stehn in seinem starken Schutze,
 Mit freier Lehre blüht die Wissenschaft,
 Die Kunst geht nicht leerhändig von dem Thron,
 Blank ist der Schild der Richter und des Rechts,
 Der Kaufmann darbt nicht und der Bauer nicht
 Und scharf geschliffen glänzt das Schwert des Heers.
 Die Wohlfahrt aller will er gleichermaßen,
 Auch derer, die ihm trotzig widerstehn;
 Und jedes Weh, das er nicht heilen kann,
 Fühlt mit fein weiches Herz.

Geschichte: Ja, das bezeug' ich!
 Und nicht zum mindesten rühm' ich das an ihm,
 Daß er dem eiteln Herrscherwahne fremd,
 Es sei schon alles gut bestellt im Land:
 Daß manches noch der Bess' rung harrt, — er weiß es!
 Gar oft hat feiler Schmeichler Mund entweiht
 Das Wort von eines Fürsten „Vaterherzen“
 — Glaub' mir: viel hätt' ich davon zu erzählen! —
 Hier aber ist das heilige Wort nicht Lüge,
 Was er vermochte, tat er für sein Volk
 Und was er nicht vermochte, schmerzt ihn tief.

Badenia (freudig): Dank für dies Wort: — dies Lob
 aus deinem Munde!
 Laut wird's im Land und freudig widerhallen.
 Sprich, welchen Lohn wird ihm die Zukunft bringen?
Geschichte: Sein höchster Lohn ward das Bewußtsein
 schon

Der treu erfüllten Pflicht.

Badenia: Und seines Volkes Dank!

Der Mittelvordhang fällt; im Hintergrund die verhüllte Büste des Großherzogs
 auf hohem Gestell.

Meine welschen Ahnen.



Kleine Erzählungen

von

Felix Dahn.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

V o r w o r t.

Der Vater meiner Mutter war Franzose: Monsieur le Gay hieß er und war Kapellmeister am Hofe des Königs Jérôme zu Kassel: mit dessen Sturz verlor er seine Stellung: sonst weiß ich nichts von ihm und gar nichts von seinen Vorfahren.

Ich habe aber oft in meinem langen Leben den Einfluß jener Tropfen — 25 vom Hundert — romanischen, französischen — Blutes auf meine Gedanken und Gefühle, zumal auf die Art ihrer Äußerung, zu verspüren geglaubt. Und gar manche Nacht hab' ich mich vor dem Einschlafen mit den Vorstellungen beschäftigt, was wohl alles diese meine welschen Ahnen in Gallien und anderwärts möchten erlebt, was sie an guten oder auch schlimmen Anlagen und Neigungen seit etwa zwei Jahrtausenden auf mich möchten vererbt haben. Schließ ich dann unter solchen Phantasien ein, so pflanzten sie sich oft in meine Träume

fort, nicht ohne Einwirkung meiner jeweiligen geschichtlichen Forschungen und meiner Dichtungen. Einiges von diesen Träumen über jene Ahnen im schönen Westland und aus seiner reichen Geschichte will ich hier erzählen.

I.

Im Jahre 58 vor Christus diente in der zehnten Legion unter dem Prokonsul Cajus Julius Cäsar in Gallien der Centurio Marcus Manlius Gaudiosus: sein Geschlecht stammte aus den Bergen der Samniten. Als die meisten im römischen Lager vor den Germanen Ariovists hangten — die oft von ihm geschlagenen Gallier hatten sie ins Ungeheure ausgemalt! — erklärte der Feldherr, er werde mit der zehnten Legion allein zum Angriff ziehen. Das half: alle folgten. Der Markomannenkönig ward geschlagen: auf der von Cäsar selbst geführten schonungslosen Verfolgung — fünf Milien weit, bis an den Rhein — kam der Centurio dazu, wie ein numidischer Reiter zwei fliehende Frauen niederhieb: ihr Blut rötete die gelben suebischen Haarschweife: es waren die Frauen des Königs. Schon hob der Afrikaner das Schwert gegen ein junges Mädchen, das vor beiden lief: Gaudiosus sprang hinzu, hob den Schild über die Knieende und verscheuchte den Unhold. Er brachte die Gefangene — Ariobertha hieß sie und war des Königs Tochter — dem Feldherrn. Der belobte ihn. Viele Jahre später, auf dem Blachfeld bei Pharsalus, drohte Cäsar sein Glück zu verlassen: germanische Reiter — Sugamben — retteten ihm die wankende Schlacht: aber Sunno, ihr Führer, stürzte mit dem durchspeerten Roß: Gaudiosus trug ihn auf dem Rücken aus dem Ge-

secht: ein Pfeil, zwei Pfeile trafen ihn: er ließ nicht ab bis der Wunde gerettet war: Cäsar hatte es mit angesehen. Nach dem Frieden schickte er den Samniten mit ehrenvollem Abschied als Kolonisten nach Gallien, wo ihm ein ausreichend Gütlein, reich an köstlichen Reben, angewiesen ward — an dem herrlichen Rhone bei Arles¹⁾. Dieses bescheidene Besitztum, im Lauf der Zeiten gebessert und erweitert, blieb die wirtschaftliche Grundlage des Geschlechts durch die Jahrhunderte. Der Centurio, noch ein voll rüstiger Mann, nahm zum Weibe die Tochter seines keltischen Nachbarn Lugótorix: Eponoceia hieß sie, und war schön in ihren wie Feuer glühenden roten Haaren: daher vielleicht waren die Kinder und Enkel des ganz schwarzhaarigen und schwarzäugigen Samniten nicht auch schwarz, sondern braunlockig und grau in den Augen: „grün“ meinten und meinen Abgünstige häufig! Auch ein um ein klein bißchen zu kurz geratenes Näslein, das vorn steil abfiel, und neugierig in die Welt guckte, hatte die schlanke Eponoceia in das Geschlecht mit eingebracht: aber auch kleine Gliedmaßen und die Abneigung gegen alles Plumpe und Rohe an Leib und Seele.

II.

Weber Trägheit noch Vergeudung eigneten dem Ahnherrn und den Folgern: so erwarb der Enkel schon durch den Gewinn aus dem eifrig gepflegten Rebgarten auch in der Stadt Arles ein kleines Haus und ward Bürger dieser Civitas.

¹⁾ Nicht etwa bei Tarascon!

In der Folgezeit schlossen die römisch-keltischen Mischlinge auch wohl wieder mit Keltinnen Ehebündnisse, aber doch viel häufiger mit römischen Provinzialinnen: und die Kelten in jener Südlandschaft wurden ja selbst immer mehr romanisiert: — so blieb das Römische in dem Geschlecht weit überwiegend.

Auch die römische Gefinnung: als während des Bürgerkriegs zwischen Otho, Vitellius und Vespasian im Jahre 69 bei der Erhebung der (germanischen) Bataver gegen Rom ein großer Teil der keltischen Gallier sich ebenfalls gegen die römische Herrschaft empörte mit lärmenden, großsprecherischen, theatralischen Veranstaltungen und als die Rebellen in der „Campania“ vor den Toren von Arles Publius Gaudentius aus seinem Garten, in dem er friedlich die Wildlinge der Obstbäume veredelte, hinweg mit zum Aufstand fortreißen wollten, schüttelte er den grauen Kopf und sprach: „Ich bin Römer, und ihr seid gallische Komödianten. Weh euch, ertönt hier wieder die Tuba der Legionen.“ Sie schlugen ihn tot auf dem Fleck, aber bald darauf war das prahlerische „Großreich Gallien“ in Schaum zerstoßen.

III.

Jedoch nicht nur am römischen Staat, auch an den römischen Göttern hielten sie treu, die Gaudiofi.

Als unter Constantius, dem Sohne Constantins, die Tempel geschlossen und die Opfer verboten wurden, wie im ganzen Reich so in Gallien, geriet Felix Gaudiofus in Verdacht bei dem Archipresbyter von Arles: dessen Späher überraschten ihn wie er in seinem schönen Reb- und Oliven-

Garten am Rhodanus dem Genius Loci ein Rauchopfer darbrachte: einer der Kirchendiener sprang hinzu und stieß die RäucherSchale in das Feuer: Felix schlug ihn nieder mit der Faust. Schlimm wär es ihm ergangen vor dem Tribunal des Jüder zu Urles: aber da trat während der Verhandlung von der Straße her vor die „Cancelli“ des Gerichts ein Mann, dem der Kriegermantel das Haupt und die Stirn bedeckte: er hörte aufmerksam zu und als der Richter das Urtheil fällen wollte, rief jener: „Halt ein! Es wird keiner mehr gestraft in meinem Gallien, weil er den Göttern dient und ihre Altäre schützt.“ Und schlug die Kapuze zurück: es war der Cäsar Julian. „Felix Gaudiosus heißest du, wie der Ankläger sprach? So sei denn ‚glücklich‘ und ‚freudig‘ immerdar, tritt her zu mir und folge mir fortan.“ Und er folgte ihm getreulich — als einer seiner Leibwächter.

Bevor sie Urles verließen, verriet er dem Cäsar, daß der Archipresbyter, der das Nakte zu sehen nicht ertragen konnte, befohlen hatte, eine wunderschöne marmorweiße Venus in ihrem — nun geschlossenen — Tempel zu zerschlagen: Julian stellte Wachen auf, die Göttin zu schützen.

Noch heute lebt sie im Louvre zu Paris. —

Nach kurzem Abschied von Weib und Kindern — der Cäsar verschmähte dabei nicht, im wohlgepflegten Rebgarten einen Becher des dunkeln Rhonewins zu leeren — folgte der ‚Satelles‘ dem Feldherrn.

Er sollte nicht mehr zurückkehren: zwar bei Straßburg kam er noch mit einem alamannischen Schwerthieb König Chnodomars davon, aber in Persien waren es der Pfeile zu viele, die er für den vom Roß gestürzten Imperator auffing.

IV.

Der jüngere seiner Söhne, Secundus, erregte Merksamkeit und Beifall des gefeierten Dichters Ausonius, der ebenfalls Weingüter bei Arles eignete: der reiche, vornehme Herr hörte den Nachbarsohn durch die Olivenheide, welche die Güter schied, hindurch, seine noch gar jugendlichen Hexameter laut deklamieren: die zweifellose Formbegabung zog den sachkundigen Gönner an: er lud den fast noch knabenhaften Braungelockten ein, ihm zu folgen, in seiner Nähe zu lernen: „zumal zu Leben“, meinte er: „die Daktylen und Spondeen fließen ja schon ganz fehlerlos. Aber der Inhalt! Hier unter seinen Reben, Mandeln und Oliven erlebt der Junge nichts, Matrona Constantina: gebt ihn mir, bei mir in meinem schönen Hause zu Bordeaux, unter meinen Freunden, den Rhetoren und Philosophen, wird er allerlei Inhalt in sich aufnehmen.“ Aber in Bordeaux erlebte der Jüngling auch in den nächsten zwei Jahren nichts: ganz wo anders im dritten Jahr: — in Alamannien, am Bodensee.

Da singen die Römer eines Morgens, dicht beim trauten Friedrichshafen, das aber damals noch nicht stand, ein ganz junges Ding: schöne rote Haare hatte es, war gar trüzig und schnappig und hieß Bissula, das will sagen „die Kleine“. In dieses anmutige Herlein verliebte sich der ganze Generalstab des kaiserlichen Heeres: — die niederen „Chargen“ nicht gerechnet. Vor allem Ausonius, der alte Herr, auf dessen Beuteteil sie — zu ihrem Glück — gefallen war. Aber noch viel heftiger jung Secundus. Der Alte machte viele Verse auf das Schwabenkind: sie sind erhalten: viel schönere auf sie machte Secundus, — jetzt hatten die glatten Rhythmen „Inhalt“ gewonnen —

er ward an ihr wirklich zum Poeten: leider sind seine nicht erhalten. Am Ende sah der grauhaarige Aufonius ein, daß er für das Kind doch zu „väterlich“ sei und da er in einem jungen alamannischen Helden ihren — mehr angemessenen — Schatz entdeckte, gab er sie ihm großherzig frei. Das ging Secundus nah, sehr nah. Natürlich hatte das Mädel längst entdeckt, wie es um ihn stand. Da er aber nie zudringlich oder derb wurde, wie wohl die andre römische Jugend im Lager, die Gefangene vielmehr gelegentlich gegen plumpe Scherze schützte, und auch nicht gerade garstig war, ist sie ihm recht gut geworden. So sprach sie vor der Trennung, als sie allein mit ihm im Zelte des Aufonius war: „Secunduslein, bist kein übler Bub. Nun leb wohl. Da hast du was zum Dank und Abschied.“

Erglühend spitzte er den kleinen Mund.

Aber sie gab ihm einen Nasenstüber und hüpfte lachend aus dem Zelt.

Von diesem Nasenstüber mußte nun der Arme leben und dichten!

War doch wohl zu wenig Inhalt: drum ist er auch kein Klassiker worden.

V.

Da der ältere Bruder kinderlos starb, ward dieser Secundus der Stammhalter der Familie. Sein Sohn Magnus geriet in die stürmischen Zeiten, die zu Anfang des V. Jahrhunderts gerade Südgallien besonders heimsuchten: auch über das Stadthaus der Gaudiofi zu Arles

und die kleine Villa vor den Toren brausten sie wild dahin.

Wiederholt erhoben sich Anmaßer, empörte Feldherren, gegen Kaiser Honorius und bekämpften sich untereinander, wie den Imperator: Arles ward von den Kaiserlichen verloren und von hunnischen Söldnern des Anmaßers Jobinus erobert.

Da wirkte es wie eine Wohlthat, als in diesen Landen die gefürchteten „Barbaren“, die Westgoten, erschienen, welche ihr jugendlicher und schöner König Ataulf aus Italien nach Gallien geführt hatte, dort endlich die lang gesuchte ruhige Heimat — eine ‚*quieta patria*‘ — zu finden. Der König war damals — nicht gar lange sollte es währen! — Verbündeter des Imperators und suchte die Stadt für diesen wieder zu erobern. Schwer litten unter den Belagerungsarbeiten die Villen und Güter vor den Mauern, auch die Villa Gaudiosa, wohin Magnus, treu kaiserlich gesinnt, mit den Seinen aus dem Stadthause gewichen war.

Er war noch nicht vermählt: nur mit jüngeren Geschwistern hauste er als ihr Vormund zusammen. Das Herz tat ihm weh, wie er Tag um Tag mit ansehen mußte, wie die Goten und die „Honorianer“ seine Oliven- und Kastanien-Bäume fällten, ihre Belagerungsmaschinen daraus zu bauen und dann diese auf breiten Rädern über seine Felder hin wider die Mauern wälzten, gegen die sie doch wenig ausrichteten. Nachdem er wochenlang ratlos unter solcher Verwüstung gelitten, faßte er sich eines Tages ein Herz und suchte den Goten-König auf, der in der viel glänzenderen Nachbarvilla des Ausonius — sie stand leer, war verlassen — Quartier genommen hatte, neigte sich und sprach:

„Herr König, mit Vergunst, so geht das nicht fort.

Ihr verliert Zeit und Krieger und wir verlieren alles und die Stadt fällt nicht. Ich will Euch aber die Stadt in die Hände liefern: denn ich bin dem rechtmäßigen Kaiser getreu und ich hasse die hunnischen Söldner hinter jenen Mauern, hab' ich doch unter dem Magister militum Stilicho gekämpft bei Florentia gegen Rhadagais, das Ungetüm. Und diese Panzer-Ehrenscheibe hier aus der Hand des Feldherrn selbst erhalten."

Da sprach kopfnickend, daß die blonden Königslocken wallten, Herr Alaulf: „Eine Ehrung durch Stilicho? Keine bessere Empfehlung gibt's! Öffnest du mir die trogige Stadt, will ich dir allen Schaden reichlich ersetzen, den dein Gut — wohl hab' ich es gesehen! — erfahren hat in diesen Wochen."

„Ich aber," sprach da Frau Königin Placidia, hinter dem Vorhang des Atriums hervortretend, — sie war das schönste Weib des Abend- und des Morgen-Reichs — Magnus hatte sie noch nie gesehen: er sank wie vor einer Göttin auf die Knie —: „ich gebe dir noch viel köstlicheren Lohn, nicht Geld. Denn ich habe dein Herz durchschaut in diesen Wochen", lächelte sie anmutig und hoheitvoll.

Der junge Römer errötete über und über: „Sie hat mich ja noch nie gesehen," dachte er, aber er schwieg.

Und der König versprach nun, in allen Stücken zu tun, wie ihm Magnus raten werde. Am selben Tage noch hoben die Goten die Belagerung auf, brachen ihre Zelte ab und zogen gegen Westen, gegen die Pyrenäen zu: denn sie hatten, so hieß es, vom Kaiser statt Galliens Spanien erhalten: bald waren ihre letzten Reiter in dem nahen Pinientwald verschwunden.

Die Hunnen in der Stadt freuten sich gar sehr, denn Hunger und Durst hatten sich längst bei ihnen eingestellt:

aber vorsichtig unterließen sie es, die fest geschlossenen Tore zu öffnen und etwa den Weichenenden zu folgen, deren Übermacht sie im offenen Felde nicht gewachsen waren: auch um zu plündern wagten sie sich nicht aus den Toren: sie befahlen nur durch ein paar Herolde den Villenbesitzern, Bauern und Winzern vor den Toren, vor allem Wein, dann aber auch andre Lebensmittel in Menge auf Wagen in die Stadt zu schaffen unter Bedrohung mit grausamen Todesstrafen. Seufzend, aber gehorsam übernahm Magnus die Lieferung für alle Villen und Güter auf der Westseite der Stadt und so fuhren denn am folgenden Morgen an zwanzig Wagen an, jeder mit vielen Rindern bespannt und schwer mit Wein-Schläuchen und Mehlsäcken beladen, zum Schutz gegen den Regen mit Lederhäuten überspannt. Vor dem Westtor angelangt machten die Fuhrleute Halt und riefen unter Peitschenknallen die Hunnen herbei. Gierig, zungenschnalzend begrüßten die Ausgehungerten und Durstenden den Anblick, eilsfertig liefen sie an das Tor, öffneten und ließen die vordersten Wagen ein: Magnus blieb im Tore stehen und zählte: vier Gefährte waren herein: da blieb das fünfte — schwerste, so schien es — im Tore stecken: vergeblich suchte Magnus, es vor- oder rückwärts schieben zu lassen: weit sperrte es die beiden Torflügel auseinander: „Da muß man abpacken!“ rief Magnus und schlug zweimal in die Hände: siehe, da sprangen auf den Wagen unter den Decken hervor waffenklirrende Männer, dann herab von den Wagen und schwererschwingend unter die überraschten Mongolen: die flohen nach kurzem Widerstand: denn immer mehr gotische Helme entpuppten sich aus den Schläuchen und Säcken: die Erschrockenen flohen zum Osttor hinaus, während von dem Pinienwalde her der König die Hauptmacht zurück und in die Stadt führte.

Er nahm für die Nacht mit Placidia Quartier in dem Stadthaus der Gaudiofi.

Am andern Morgen, als Magnus vor dem Paare stand, sprach die Königin: „Übel haben sie gehaust, die Barbaren, hier in diesem Speisesaal und da hinten im Cubiculum. Der Herr König wird dir das Geld geben zur Herstellung. Aber ein leeres Haus gedeiht nicht: es will in Ordnung gehalten sein: es bedarf der Hausfrau und diese schenkt dir Placidia.“

Und griff hinter den Vorhang und führte hervor ein gar holdes blondes Mädchen: das errötete über und über — aber Magnus kaum weniger. „Ihr habt mich nicht vermerkt,“ lächelte Placidia, „all diese Wochen, wann ihr hinter der dichten Myrtenhecke plaudertet: — plaudertet! Meine Adalgotho! mehr hab' ich ja nicht gesagt! — ich aber sah hinter dem Vorhang der Loggia hervor auf euch herab. Möge die Ehe des Römers mit der Gotin so gut ausfallen wie die des Gotenkönigs mit der Römerin!“

Und so geschah's, daß auch gotisch Blut überging in das Mißgeschlecht der Gaudiofi.

VI.

Vierzig Jahre später war's: drei Söhne waren Magnus nachgefolgt: Aulus, Cajus, Lucius: dieser letzte, noch ein Kind, blieb in der Obhut der Mutter zu Arles, während die beiden älteren von Aëtius zu dem Heer aufgeboten wurden, das neben den Westgoten dem furchtbaren Attila entgegenzog, dessen Scharen bereits den ganzen Nordosten von Gallien überslutet hatten: die rauchenden Trümmer

von Meß, Reims, Châlons und Sens bezeichneten seinen Weg: im Mai langte er vor der starken Festung Orleans an: er verlangte die sofortige Übergabe, sonst werde nach dem Sturm alles Leben in der Stadt ausgeilgt.

Aber die Verteidigung leitete der ausgezeichnete Bischof Anian: er war von Urles zurück, wo er sich von Aëtius auf die Reliquien und von dem Westgotenkönig Theoderich auf das Schwert hatte eiden lassen, aller spätestens am Tage Johannis des Täufers — dem 24. Juni — würden sie mit ihren Heeren zum Entsatz von Orleans eintreffen. Mit diesem Versprechen hielt der Bischof immer wieder den Mut der hart bedrängten Verteidiger aufrecht, unter denen nach der Einschließung von sechs Wochen Hunger und Seuchen wüteten. Immer sehnsüchtiger sahen die Wächter von den Türmen über die Zelte der Hunnen hinweg nach Südwesten aus: keine Staubwolke, kein Tubaton, kein Schlachtruf verkündete das Anrücken des Entsatzheeres der Römer und Goten.

Der Tag Johannis des Täufers war herangekommen: die Senatoren der Stadt, die Geistlichen, auch die Befehlshaber der wenigen Kohorten erschienen um Mittag in dem Hause des Bischofs und erflehten auf den Knien die Übergabe der Stadt: längerer Widerstand sei unmöglich, zwei Breschen klappten in den Mauern auf der Ostseite und die Hunnen hatten den Brückenkopf im Süden der Loire genommen.

Die Vorräte reichten kaum mehr für den nächsten Tag.

Da sprach der fromme Bischof, den Finger mit dem Fischerring erhebend: „Und wahrlich, wahrlich, ich sage euch: die fromme Stadt des heiligen Johannes, dessen Fest wir heute feiern, — wird nicht fallen in die Hände der Heiden: heute Nacht ist mir der Heilige er-

schienen und hat mir auf der Legionenstraße von Tours her die heranziehenden Befreier gezeigt. Geht in seine Basilika, betet inbrünstig auf den Knien und kommt in einer Stunde wieder: ich besteige den Glockenturm der Basilika: er überschaut so hoch die Türme der Wälle als die heilige Kirche die Reiche der Welt überragt. Dort sucht mich auf nach einer Stunde."

Und nach einer Stunde kamen sie wieder, die Vertreter der Stadt: keuchend, mit Verzagen stiegen sie zu dem Bischof empor. Der hatte — er war alt und schwach das Licht seiner Augen — von Viertelstunde zu Viertelstunde einen jungen Diakon gefragt: „Mein Sohn, siehst du nichts auf der Legionenstraße?“ Und kopfschüttelnd hatte der jedesmal traurig erwidert: „Herr, ich sehe nichts.“ Als nun die Verzweifelten in der Turmstube sich vor dem Bischof zu Füßen warfen, sprach der befehlend: „Schau hinaus, mein Sohn, gen West: — ich sage dir: — du siehst etwas!“

Der hielt die Hand vor die Augen — denn die schon sinkende Sonne blendete von Westen her — und spähte lange scharf: dann rief er plötzlich: „Ja, Herr! Ich sehe Staub aufwirbeln. Immer näher! Schon blitzen Waffen! Es sind ein paar Reiter.“

Der Bischof und alle Häupter der Stadt eilten hinab an das Westtor. —

Einstweilen waren die Reiter in das Lager vor der Stadt gelangt: ach, Hunnen waren's und zwei römische Gefangene! Sie wurden vor Attila geführt: da erschrakn die beiden Römer bei dessen Anblick: der jüngere sank in die Knie: es war ein weicher Jüngling, nur ungern war er dem Heergebot gefolgt. Der ältere riß ihn unjaunst auf: „Knien vor dem Tyrannen, dem Barbaren!“

Attila raunte erst hunnisch mit seinen Hunnen: dann sprach er zu den Gefangenen: „Ihr geht jetzt vor das

Voiretor und bezeugt dem Bischof, daß das Entsatzheer geschlagen und entflohen ist auf Nimmerwiederkehr. Sagt ihr andres, — schaut dorthin! — pfählen laß ich euch wie die dreißig germanischen Verräter, die dort hängen und stecken.“

Cajus schaute hin, schrie auf vor Entsetzen und schlug die Hände vor die Augen. Die Hunnen rissen die beiden hinaus und an das Voiretor, auf dessen Zinnen der Bischof und die Senatoren standen: „Jetzt gebt das befohlene Zeugniß,“ rief einer der Hunnen auf Lateinisch. Aber beide schwiegen.

Da schlug der Hunne — mit der neunsträngigen Geißel — jeder Strang lief aus in eine Eisenkugel — Cajus über das Gesicht und schrie: „Gib Zeugniß oder — sieh dort die Pfähle!“

Da erschrak der Jüngling und rief zu den Männern auf den Zinnen empor: „Ergebt euch! Das Entsatzheer ist geschlagen und entflohen.“ Da ergrimmt Aulus und schrie: „Nein! Er lügt, der Feigling! Die Hunnen sind geschlagen: — wir — gleich im Anfang des Gefechts ergriffen — sind ihre einzigen Gefangenen: — Römer und Goten ziehen in Eile heran — gleich müssen sie hier sein! Harret aus.“

Es war sein letztes Wort: der Hunnenführer, vom Fäzorn fortgerissen, stieß ihm den Dolsch in die Kehle, ebenso Cajus, wandte sich und eilte zu Attila ins Zelt. Der befahl den Rückzug: denn schon fluteten seine geschlagenen Reiter in Auflösung von Westen her ins Lager herein, schon hörte man in der Ferne die gotischen Hörner und den Tobaruf der verfolgenden Sieger. Schleunig zogen die Belagerer ab gen Nordosten — auf Chälons.

Bischof Anianus aber und seine Geistlichen oben auf den Zinnen stimmten psallierend einen Dank-Hymnus an:

es war aus dem Psalm 27: „Wenn sich schon ein ganzes Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf den Herrn!“

Und der Bischof beschloß, dem „Retter der Stadt“, Aulus Gaudiosus, ein Grabmal im Vorhof der Basilika des Heiligen zu gewähren; der jüngere Bruder ward eingescharrt, wo er gefallen war.

Aber ein paar Tage darauf ließ der fromme Bischof auch seine Gebeine in geweihter Erde kirchlich bestatten: „Mir ist in dieser Nacht,“ sprach er, „die Seele des Erretters erschienen und hat zu mir gesprochen: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Ich hab’ ihn frei gebeten bei den Heiligen: so mögen auch die Menschen ihm vergeben: denn das Fleisch ist schwach.‘“

VII.

Etwa hundert Jahre später war Clemens, ein Nachkomme des Knaben Secundus, zu voller Mannesreife gediehen und hatte sich aus den schönen Arleserinnen, die an Antlitz und Gestalt ihre Herkunft von der Zeus-tochter Helena heute noch bekunden, eine der allerschönsten zum Weib erkoren: Hermione hieß sie und wie Musik umflutete hoheitvolle Anmut all’ ihr Wesen: „Die Frau Königin“ nannten sie sogar — die Nachbarinnen.

Clemens überließ die Bewirtschaftung der Villa Gaudiosa dem älteren Bruder Paulus und folgte seiner Neigung zum Lernen, bald zum Lehren. In der Rhetorenschule zu Arles, dann in der höher gewerteten zu Bordeaux lernte

er zuerst und lehrte dann Grammatik und Dialektik. Am mächtigsten zogen ihn philosophische Fragen an: doch wenig Befriedigung gewährten ihm die Antworten seiner Lehrer: über das schulmäßig Hergebrachte ging deren Weisheit nicht hinaus: fragte der „übereifrige“ Schüler und bald Amtsgenosse und Mitwerber nach ihrer Ansicht vom Willen und der Allwissenheit Gottes und deren Verhältnis zu dem freien Entschluß des Menschen, nach der Rechtfertigung der Leiden des guten, des Triumphes des bösen Menschen, so verwiesen sie ihn an die Theologen: — und diese verwiesen auf die Unerforschlichkeit der Wege Gottes und auf den Ausgleich im Jenseit.

Clemens fand darin wenig Befriedigung. Sein Glück war seine edle schöne Frau und deren Liebe: sie mußte ihn überallhin begleiten, wohin er reiste, zu lernen und zu lehren: Kinder hatten sie nicht: so ging beider Leben ungeteilt ineinander auf: ihre Harmonie war vollkommen. Da erhielt Clemens in Tours, wo er Grammatik lehrte, — der gute Bischof Gregor, der sich einer Nachhilfe hierin ziemlich bedürftig fühlte, hatte ihn dorthin eingeladen — ein Schreiben des Königs Chilperich aus Paris, der ihn dorthin entbot als Mitarbeiter, wie er sagte: denn er habe ein paar neue Buchstaben für das lateinische Alphabet erfunden und wolle sich mit dem „berühmten Grammatiker von Arles“ über deren Berechtigung, ja Notwendigkeit besprechen.

Frau Hermione pflegte nicht bei solchen Entscheidungen mit zu reden: aber sie konnte diesmal die Freude des Gatten nicht teilen: „Paris?“ meinte sie beklommen. „Der Hof des roten Chilperich und seiner . . . Nun, man nennt sie nicht gern! Frage doch den trefflichen Herrn Bischof. Sein Latein, klagst du, ist noch immer schlecht . . .“

„Gestern 64 Fehler in einem Predigt-Aufsatz!“

„Aber sein Herz ist gut . . .“

„Ja, das — nicht sein Latein! — gehört noch der goldenen Zeit an. Ich werd' ihn fragen.“

Befragt lehnte Herr Gregor den gutmütigen Kopf auf beide Hände: die Arme hatte er auf den Tisch gestützt und das Schreiben des Herrn Chilperichs dazwischen gelegt: „Hm,“ meinte er, „lieber Sohn, das ist so eine Sache. Ich für meinen Teil bin immer froh, wenn ich nicht zu Hofe muß — wenigstens nicht an den Hof der . . . nun, der Frau, die man nicht gern nennt. Anderseits, die Weigerung, — das ist auch so 'ne Sache. Schon um geringerer Weigerung willen ist Herr Chilperich oft gar böse geworden. Oder noch böser als er immer ist! Aber schließlich: — in Staatsgeschäfte wirfst du dich nicht mischen?“

„Schwerlich,“ lächelte der Grammatikus.

„Und überall stehen wir in Gottes Hand. Geh' denn mit Gott, mein Sohn.“

Und Clemens reiste mit Hermione nach Paris, als Gäste des Königs gar bequem, ja vornehm befördert und begleitet. Sie wurden untergebracht in dem Palatium, das einst Julian bewohnt: jetzt heißt es dort Musée de Cluny. Aber der König wohnte in dem neuen Palatium an der Seinebrücke.

Dorthin ward der Grammatikus abgeholt zu den Unterredungen mit dem königlichen Schüler.

Am vierten Tage kam der mit brennrotem Kopf zu dem Mittagmahl, das er stets mit seiner Gattin allein einnahm.

„Was hast du, Lieber?“ fragte diese, den seelendurchbohrenden Blick der grauen Augen auf ihn geheftet.

„Was ich habe? Ärger hab' ich. Aber zugleich

Freude. Ärger über mich und Freude an einem andern. Ärger über mich: denn mit meinen neu erfundenen vier Buchstaben — du weißt? dem langen ó, omega, dem the, dem ae und vi“

„Ich weiß! Du sprichst Nachts im Schlaf davon!“

„Nichts ist's damit! ,Überflüssig sind sie, verwirrend und schädlich.' Höre nur: überflüssig, verwirrend und schädlich!“

„Wer hat das zu sagen gewagt? — Dir!“

„Ja, gelt, du staunst? Ich staunte auch. Ein Kerlchen, nicht länger als ich selbst. Ein Schulmeister aus Arles. Denke nur! Und als ich ihn anfuhr, lächelte er und sprach: ,Der König steht nicht über der Grammatik wie nicht über dem Gesetz, sondern unter beiden.“

„Der Rebell!“

„Ja, aber der Mut des Professorleins hat mir gefallen. Und dann — dann hat mir noch was gefallen.“ Er beugte das Gesicht auf den Teller und schien eifrig bemüht, aus dem Seelachs Gräten zu ziehen, die gar nicht darin waren.

Sie aber hielt inne, das silberne Messer in der Hand, und vorgebeugt fragte sie lächelnd: „Nun, wer hat dir gefallen?“

Er lachte hell auf: „Gut getroffen! Ja, es war kein ,was'. Ihn abzuholen — nach der dem König erteilten ,Lektion!' — war seine Frau gekommen: sie ging vor dem Palasttor auf und nieder: da ich nun ausritt, sah ich sie beim Aufsteigen. Das Weib — es ist aus Arles! — ist einfach ein Wunder! Ein Wunder, sag' ich dir, Gunderschen!“ Und er tat einen tiefen Trunk des dunkeln, schweren Rhoneweins und schmalzte leise mit den Lippen. „Ein Wunder.“

„So? — —“

„Weißt du, etwas Königliches, wie von Königen — nicht aus armem Pöbel — entstammt.“

„So?“

„Für den Purpur — man meint, im Purpur geboren.“

„So?“

„Wie soll ich sie schildern? Sie hat was von Frau Brunichildis, der gebornen Königstochter.“

„So?“

„Weißt du, — ich könnte sie malen! — ihre Gestalt . . . — aber bei Saint Martin! — ich brauche sie nicht zu malen. Schau, da zum Bogenfenster hinaus — dort am Seine-Ufer, wo die Barken liegen, da geht sie, Hand in Hand mit ihrem Schulmeister. Gott, wie kommt der Pedant zu diesem Götterweib! Siehst du sie?“

„Ich sah sie,“ sprach die Königin ruhig.

Sie war wie eine schnellende Schlange an das Bogenfenster gefahren und ließ sich nun wieder, das rote Haar aus den Schläfen streichend, neben dem Gatten nieder: „Ein wenig zu groß. Aber schön.“

Als am andern Mittag Clemens endgültig entlassen und reich beschenkt von der Lehrstunde in seine Wohnung zurückkehrte, verließen den Vorgarten zwei wüßtblindende Männer, Stricke in den Händen.

„Das ist der Ehemann,“ flüsterte der eine.

„Schad' um sie,“ meinte der andre. „Hätte sie nur noch einmal die Augen aufgeschlagen, — hätt' ich den Strick nicht zuziehen können.“

Hermione lag auf dem Estrich: erwürgt — Clemens stürzte ohnmächtig neben ihr nieder.

Er erwachte, als er weit unterhalb Paris von den zwei Männern, die gerudert hatten, aus einem Seineboot gerissen und an das Ufer geworfen ward.

„Kehrst du zurück, bist du des Todes!“ riefen sie, sprangen in den Rahn und ruderten zu Berg.

Er kehrte nicht nach Paris zurück, aber auch nicht nach Tours oder Arles. Er verkroch sich in eine Höhle bei Rouen. Die Bauern der Nachbarschaft sagten: „Er ist ein frommer Einsiedler, man muß ihn speisen.“ „Nein,“ sagten die andern, „er hat einen Dämon: denn er redet wirr: er kann nur eines sagen: ‚Hermione erdroffelt. Es ist kein Gott.‘ Man muß ihn totschiagen.“ „Nein, man muß den Bischof rufen, den Dämon auszutreiben.“

Aber bevor der kam, war Clemens tot.

VIII.

Und aber nach mehr als zwei Jahrhunderten geschah's, daß Herr Karl, den man den Großen nennt, aber den „ganz Großen“ nennen sollte, mit gewaltigem Heer durch Südfrankreich gezogen kam, über die Pyrenäen nach Spanien hinabzusteigen, auch dort die den Christen feindlichen Heiden zu bekämpfen.

Es sollte der einzige Feldzug werden, der dem auch als Feldherr — und vielleicht gerade am meisten als Feldherr — ausgezeichneten Manne mißlang.

Er hatte die ganze Streitmacht, alle Stämme des Reiches aufgeboden. Bald nach Ostern (19. April a. 778) erreichte er mit dem gewaltigen Heere Arles: hier ward vor dem Überschreiten des Rhone eine Woche Rast gemacht, das Eintreffen eines zweiten Heeres zu erwarten, das aus den überrheinischen Landen aufgebannt war.

Die Stadt und alle Willen um sie her hatten starke

Einquartierung erhalten: auch Villa Gaudiosa: zu äußerster Ergözung der zahlreichen Knaben des Hausherrn Lucius, der immer seine Not hatte, die wilden Buben in Zucht zu halten: jetzt aber waren sie kaum von den Rossen und Reitern hinweg und in die städtische Schule zu bringen. Zumal der Zweitgeborne, Hilaris, — 15 Jahre alt — war dem Vater allzu lebhaft: und doch war gerade der des Vaters wie aller Leute Liebling.

So auch der beiden vornehmen Paladine, die mit ein paar Reitern in der Villa eingelagert waren: vergebens bat der Vater die Herren, den unnützen Buben, der nicht von ihrer Seite wich, unerschöpflich an Fragen, fortzujagen. „Laßt ihn nur, und geht an Eure Rebarbeit“ lachte der kleinere der beiden, „er gefällt uns gar gut, nicht wahr, Freund Roland?“

„Gewiß,“ rief der andre — eine hochragende Helden-gestalt — und fuhr dem Jüngling über das braunlockige Haar. „Er hat so fröhliche Augen. Am liebsten nähme ich ihn mit über die Berge ins Feld als meinen Schild-träger. Da, versuch einmal, ob du ihn schleppen könntest.“

Heißgierig sprang Hilaris herzu, ergriff mit beiden Händen die wuchtige Erzscheibe, die an einer Säule des Atriums hing und streifte sie über den linken Arm, fest den vorderen, den „Faustbügel“, fassend. „Ist ja ganz leicht,“ jubelte er, „geb’ ihn gar nicht mehr her.“

„So?“ lächelte der Ältere. „Wirßt doch den Herrn Marktgrafen nicht schildlos unter die Heiden fahren lassen?“

„Ein Marktgraf seid Ihr? So schaun die aus?“ staunend sah der Junge zu ihm empor. „Welcher Markt?“

„Der Bretonischen, wo die Feen und die Nachtigallen wohnen,“ erwiderte Roland.

„Da möcht’ ich gleich hin! Und Ihr, Herr, wer seid Ihr?“

„Oliver heißt er,“ antwortete jener an des Gefragten Statt, „und ist des Herrn Königs weisester Pfalzgraf und Basall.“

„Herrn Roland schau dir nur recht an: der ist, so singen und sagen schon jetzt die Leute, Herrn Karls Schwert.“

„Das muß wahr sein, aber Oliver ist mein Gedanke,“ sprach da eine tiefe Stimme und den Außenvorhang des Atriums schlug zurück, hereintretend, ein Gewaltiger: tief neigten sich die Paladine: Hilariß starrte zu dem sieben Fuß Langen hinauf mit weit offenen Augen: „das . . . das ist der Herr König“ brachte er endlich heraus: „aber er ist ja gar nicht von Eisen, wie die Bänkelsänger rühmen.“

Der König lachte: „Ich hab’ das Eisen inwendig. — Ich mußte doch nachsehn, wie mein Schwert und mein Gedanke untergebracht sind: ganz gut, scheint’s. Aber sag’, Bub, da im Garten, hinter dem Haus hervor, hörte ich ein Durcheinander von gar vielen Vogelstimmen — hört ihr? sie schallen bis hier herein! — Horch: Amsel, Schwarzmönch, Rotkehlchen, Blauehlchen, Grasmücke, — zwei Arten! — Zink, Reißig, Stieglitz.“

„Wie Ihr sie alle kennt!“ staunte der Knabe. „So ist’s wahr, daß Euch der Ring Salomonis aller Vögel Sprache verstehen gelehrt hat?“

„Ist leichter als der Menschen! Vöglein lügen nicht. — Du hast wohl die ganze Gesellschaft beisammen? Ich will sie mir ansehen.“

„Kommt nur mit, Herr König!“ Schon sprang er die Vorstufen hinab. Karl folgte.

„Der Bub hat Glück. ’s ist des Herrn liebster Zeitvertreib,“ meinte Roland. „Und zumal Frau Hilbigar-

dens! In jeder Lieblingsvilla ließ sie solch ein Aviarium anlegen," schloß Oliver, ihm folgend.

An der sonnigen Seitenwand der Villa war ein hoher Flugkäfig von Drahtgitter angebracht, in dessen Myrten- und Taxus-Büschen sich eine Menge Vögel tummelte. Karl stand davor und nickte wohlgefällig mit dem Haupte: „Das laß ich mir gefallen. Sind gut gehalten. Keine Quälerei. Auch rinnend Wasser haben sie. Und weißen Sand. „Aber," fragte er, „vertragen sie sich denn?"

Der Jüngling schüttelte den Kopf: „Nicht immer, nicht in der Werbezeit der Männchen. Und nicht alle. Zumal nicht die Sänger untereinander!"

„Ja, ja, wie bei den Menschen," meinte Herr Karl. „Wenn doch nur meine Hildegard das sehen könnte. Hat solche Freude dran, die kindjunge Frau!"

„Sie soll gar schön sein, die Frau Königin, sagt man?"

„Da sagt man recht!"

„Ja, warum habt Ihr sie dann nicht mitgenommen?"

Karl lachte: „Du fragst nicht dumm! Ich hab' sie mitgenommen, so lang sie reisen konnte: bis an den Elain, bis Cassinogilum: dort wartet sie einer schweren Stunde. Sie schreibt in ihrer Einsamkeit gar traurige Briefe," sprach er zu den beiden Helden gewendet.

„Traurig ist sie?" rief da Hilarius. „Ei, da wollen wir ihr eine kleine Freude machen: — mit meinen Vögeln da."

Erfreut sah ihm der Herr in das Gesicht: „Ei! ein hübscher Einfall. Gut! Ich kauf sie dir ab. Was kosten sie?"

Da fuhr der Knabe auf und schüttelte die Locken: „Nein, Herr König. Meine Vögel sind mir nicht feil. Aber ich schenke sie der Frau Königin: soll sie doch so gut wie schön sein."

„Das ist sie!“ sprach Herr Karl gerührt.

„Der geriebenste Höfling,“ meinte Oliver, „könnte sich nicht geschickter einschmeicheln als dieser dumme Bub.“

„Bin gar nicht so dumm, wie Ihr meint. Sollt's gleich erleben!

Herr König, verkaufen tu' ich meine Vöglein nicht. Aber ein Gefallen ist des andern wert, nicht? Ja? Wohlan, so tut mir auch einen: laßt mich mit zu Felde ziehn — mit diesem Markgrafen hier: zu dem und seiner Kraft hab' ich Vertrauen.“

„Hast alle Ursach,“ lächelte der König. „Willst ihn mitnehmen, Neffe?“

„Gern! Hab ihn lieb gewonnen, den Frägen, in diesen Tagen. Aber sein Vater . . .?“

„Mit meinem Vater muß der Herr König reden! Das hilft gewiß.“

„Hoffentlich!“ lachte der und schlug ihm auf die Schulter. Und es half.

Der Vater entschloß sich zwar schwer seinen Liebling herzugeben, aber der Markgraf versprach, ihn getreulich zu schützen im Kriege. „So lang ich den Schild da halten kann, geschieht ihm nichts zu leide“, lachte er — und da der König für ihn am Hofe zu sorgen versprach im Frieden: so wollte Lucius dem Knaben einen glanzvollen Weg nicht versperren und ließ ihn ziehn.

Er sollte sie nicht wiedersehn, die fröhlichen Augen!

Die politischen Voraussetzungen des Feldzugs waren irrig: deshalb mußte er scheitern. Die arabischen Emire und Scheichs, die vor Jahr und Tag sich gegen Abderrahman, ihr Oberhaupt in Spanien, empört und Karls Hilfe angerufen hatten, waren zum Teil reuig zu jenem zurückgetreten, zum Teil untereinander in Kampf geraten. Vor allem die Christen auf der Halbinsel, deren eifrigen An-

schloß man als sicher vorausgesetzt hatte, sowohl die Asturier wie die Vasken erwiesen sich als höchst feindlich: gleich die erste Stadt auf dem Weg in das Innere, Pampelona, mußte erobert, Saragossa konnte nicht bezwungen werden. Schweren Herzens befahl Karl den Rückzug.

Roland erbat sich die gefährlichste Aufgabe, in den schlimmen Felsenpässen der Pyrenäen die Nachhut zu befehligen: er bestand darauf, Oliver müsse den Schutz des Herrn selbst übernehmen: doch teilte der ihm erlesene Scharen, bergkundige Bayern und Alamannen, zu und hervorragende Helden, wie den Senistalk Eggehard, Rolands Freund, den Grafen Anshelm, die Bayern Hachiling vom Nargau und Fagano vom Chiemgau.

Heiß brannte die Mittagsonne des 15. August von dem wolkenlosen, tief dunkelblauen Himmel auf die nackten, kahlen Porphyrwände auf der linken, der Nordseite des nach Osten gerichteten Zuges: als der mit seinen vordersten Spitzen die Schlucht von Ronceval — „Roncesvalles“ — erreicht hatte, erkannte Roland sofort die Gefährlichkeit dieser Strecke: denn hier versagten auf der rechten, der Südseite, plötzlich für eine ganze Viertelstunde die schirmenden Felsen: dicht neben dem nur pferdbreiten Felssteig gähnte der „schwindelnde“ Abgrund, senkrecht abfallend, nochmal so tief als auf der Linken, im Norden, die steilen nackten Schroffen gen Himmel ragten: brausend brach sich in der Sohle des Abgrunds die reißende Malsanna durch Felsstrümmen Bahn nach Osten.

Roland und Hilaris und ein paar Reifige bildeten den Schluß des langen, langen Zuges.

„Jung Hilaris,“ sprach jener nach einem besorgten Blick nach oben, nach der Krone der Felswände links, sich im Sattel rückwärts wendend: „ich wollte, du wärst bei deinen

Bögelein und Frau Hildegard daheim. Wenn sie uns hier anpaßen — gerade hier . . .!“

„Bah,“ meinte Hilaris, sein Maultier antreibend, das stets haarscharf am Abgrund hin einen Fuß vor den andern setzte, „freilich, wenn der Himmel einfällt, schlägt er alle Schwalben tot.“

„Da! Er fällt aber ein!“ rief Roland und sprang ab: dicht vor ihm war ein mächtig Porphyrstück von der Wandkrone herabgestürzt: zwei Reiter und Rosse riß es krachend in den Abgrund. Zugleich gellten hinter ihnen im Westen und vor ihnen im Osten die schrillen Kriegspfeifen der Vasken.

„Vorwärts!“ befahl der Markgraf. „Alles nach vorn! Zu Herrn Karl, von dem sie uns absperren wollen. Nach vorn! Laßt hier fallen was fällt.“

Alle Reiter sprangen ab und drängten, die Gäule führend, nach vorn.

Aber ach! Von der Felswandkrone links im Norden drohte das ärgste Verderben: — unabwendbar. Man sah gar die Feinde nicht, die unaufhörlich Felsstücke auf die gedrängt Hastenden herunterschleuderten. Ein solcher Block riß die beiden Bayern Hachiling und Tagano zusammen hinunter in den Abgrund.

„Wir müssen durch! Komm, Bub! Laß die Tiere stehn!“

Und mit Macht drängten beide nach Osten, über Tote und Verwundete hinwegsteigend und springend. Ach, sie kamen nicht weit! Ein Hügel von Leichen sperrte bald hoch und weithin den Pfad: mit Gram, mit Born gewahrte der Markgraf darunter zwei Freunde, Herrn Eggihard und Herrn Anshelm.

Er hatte nicht Zeit zu trauern: denn jetzt waren sie von den Asturiern und Vasken im Rücken von Westen her

erreicht: die Franken fielen gar rasch einer nach dem andern, jetzt schon viel mehrere durch die Wurfspeeren von rückwärts als durch die Felsstrümmen von oben. Da gebot Herr Roland dem Knaben: „Gib mir Olifant, mein Horn. Herr Karl kennt den Ton: vernimmt er ihn, kehrt er um: er läßt mich nicht im Stich!“

Und er blies einmal, zweimal mit Macht.

Weit, weit voran zog Herr Karl Tenzendur, seinem stahlgrauen Roß, den Bügel: „Horch, Oliver, hörst du nichts?“

„Doch, Herr König: ich meine, so ruft Olifant.“

„Bah,“ sprach Ganelon von Mainz, der Verräter, Herrn Rolands ruhmneidischer Feind, „das war des Adlers Schrei dort hinten auf dem Fels.“

Da fiel hinter Hilariß auch der Mamanne Lantfrid, der bisher den Feind im Rücken gehemmt. Nun stieß Herr Roland zum dritten Mal ins Horn — zum letzten Mal: denn er blies, daß es zerprang. Er warf es in den Abgrund.

„Nun geht's zum Ende, Bub. Tritt hinter mich.“

Aber der blieb vor ihm stehen wo er stand.

Jetzt waren sie heran: zehn, zwanzig, dreißig Feinde: die vordersten knieten und warfen, die hinteren über ihre Schultern weg.

„Zurück doch, Bub!“ Gebot der Markgraf und hielt den Schild über Hilariß. Da flogen sechs Speere auf einmal: die gute Erzplatte erdröhnte: sie fing vier davon: aber der Held konnte die Last nicht mehr halten, er ließ sie fallen. Hilariß fing sie auf, kniete vor den Herrn und hielt den Schild aufrecht mit zwei Händen vor dessen Brust.

„Willst du nun mich beschützen!“

Da flogen nochmal sechs Speere: beide fielen.

Über sie hinweg nach vorwärts sprangen die Verfolger. Aber deren Führer, König Alfons von Asturien, beugte sich über die Toten: „Das war Roland, der größte Held der Franken: ich kenn' ihn. Begrabt ihn mit Ehren. Und daneben seinen Schildträger: denn der war treu.“

IX.

Und mehr als 400 Jahre waren vergangen seit dem heißen Augusttag von Ronceval.

Die Leute an dem Rhone sprachen nicht mehr Bulgärlatein, sondern provençalisch. Den lateinischen Namen Gaudiofus, den sie nicht mehr verstanden, hatten sie, ungefähr sinnentsprechend, verwandelt in gay, le gay, der Heitere. Keiner von diesen hatte den Rittergürtel erworben: sie waren Aderbürger bei Arles geblieben, aber persönlich vollfrei auf eigener Scholle.

Daran hatte es auch nichts geändert, daß sie im Laufe der Zeiten, von Krieg und mancher andern Not bedrängt, den Schutz eines benachbarten Adelsgeschlechts gesucht hatten, das sie, gegen einen mäßigen Jahreszins an Wein, zu schirmen hatte. Es waren die Seigneurs de Cavaillon et Haut-Alion, die von Geschlecht zu Geschlecht mit tapferem Schwert feinen Sinn und feine Sitte, ein gütevolles Herz und Freude an der »gaya sciencia«, der frohen Kunst von Sang und Dichtung, verbanden. Schon manches Glied des Hauses hatte dessen Namen berühmt gemacht unter den „Trouvères“, den „Trovatores“ und an den »cours d'amour«, seit die Provence von deren süßen Weisen widerklang. Manch schönes Band von Huld

und von Dankbarkeit hatte sich im Lauf der Geschlechter um das Manoir d'Allion auf dem Hügel und das Winzerhaus im Rebenthal bei Arles geschlungen. Die heranwachsenden Töchter und Söhne der Le Gay waren gern gesehene Gäste in dem Schloß, wo sie im Dienst der Châtelaine und der ritterlichen Herren feinere Lebenssitte und weitere Kenntnisse lernten als sonst die »vilains« erreichten.

Und als auf einen der Jünglinge, Gaston, den Sohn des Marc le Gay, die Begabung jenes Ahnherrn Secundus, des Schülers des Ausonius, für Poesie vererbt schien, da traf es sich gut, daß gleichzeitig in Guy, dem Burgherrn, einer der gefeiertsten Troubadours des ganzen Rhonelands erstand.

Der Seigneur nahm den »gars« aus dem Vaterhause ganz zu sich in das Schloß hinauf und behielt ihn als Harfenträger, der zuweilen den Liebvortrag des Herrn zu begleiten hatte und auch selbst manche wohlgerimte „Sirvente“ zu dichten lernte. Heiß war der Dank des nun Zwanzigjährigen, der den geliebten Herrn auf seinen häufigen Sängerefahrten zu den sangesfrohen und glänzend gastfreundlichen Burgen und Schlössern begleitete, die reich gesät von dem Rhone bis an den Fuß der Pyrenäen lagen, in ihren weißen Marmor- und rotbraunen Porphyrmauern wie Perlen und Rubinen über das smaragdgrüne Wiesen-, Neben- und Oliven-Land verstreut.

Rittertum und Sangesfreude und Damendienst und glänzendster Lebensgenuß verbreiteten den Ruhm der Provence weithin wie nach Aragon und Kastilien so nach dem Nordosten an den Hof der Capetinger nach Paris, die mit habgierigen und herrschsüchtigen Augen nach dem reichen Südländ auspähten, das sich seit lange den Königen von Frankreich entzogen hatte und der Selbstverwaltung

seiner Städterepubliken und uralten, meist schon iberischen, nicht erst keltisch-römischen, Adelsgeschlechter erfreute.

Wenig ahnten diese frohlebigen Menschen, welch furchtbare Verderben plötzlich über sie hereinbrechen sollte.

Zumal auf dem Manoir d'Alion schlangen sich damals Glück und Glanz auf die sonnigsten Gipfel, als der Seigneur die wunderschöne Aladaïdis de Trenkabel, la belle albigeoise, in das von Rosen verhüllte altersgraue Tor des Schlosses eingeführt hatte.

Die zwanzigjährige Chatelaine in ihrem goldbraunen Gelock galt als die erste Schönheit der Provence und, ritt sie auf dem weißen Zelter neben ihrem in vollster Manneskraft strotzenden Gemahl, so blieben die Leute von Arles bis Bayonne bewundernd auf den Straßen stehen.

Im zweiten Jahre der Ehe hielten die Gatten einen „Liebeshof“ zu Alion, der an Pracht der Feste, an Schönheit der Damen, an Liebeskunst der Trouvères alles Bisherige überstrahlte: nach dem einstimmigen Urtheil der berühmtesten Troubadoure, Guilhem de Cabestanh, Peire Vidal und Raimond von Miraval, erhielt der Hausherr für sein glühendes Werbelied in Brief-Form, eine reimreiche „Vetra“, den ersten Preis, einen schlichten Olivenkranz —: er hatte selbst die Spenderin wählen dürfen — aus der Hand Aladaïdens. Und in der Halle der Garzung trug Gaston den ersten Preis unter dreißig für eine schöne „Alba“, ein Tagelied des Wächters, davon. Aber auch bei den kriegerischen Spielen der Knappen und Servitore im Schloßhof gewann er im Pfeilschießen den zweiten und im Schleudermwurf gar den ersten Preis. Denn als Knabe hatte er die Schafe des Vaters gehütet und gar oft den Alder, der freisend über der Herde schwebte, im Flug mit der nie fehlenden Steinschleuder hoch aus der Luft herabgeholt. Das war der höchste Tag von Alion.

Bald nach den Gästen verließen die Gatten das Schloß: — auf unbestimmte Zeit: die Eltern der Châtelaine und die ungezählten vervetterten und verschwägerten Geschlechter im ganzen Südländ auf den vielen im Lied gefeierten Schlössern hatten sie zu langem Besuch geladen: den Troubadour lüstete nach neuen Kränzen für sich, mehr noch nach der Anerkennung seines jungen Weibes als der „Rose der Provence“. Auch wollte das Paar nun geraume Zeit auf dem Stammgut, der viel bedeutenderen Besitzung, Schloß Cavailon, verleben. Er übertrug Gaston — trotz seiner Jugend — die Verwaltung und Obhut des Manoirs und als der bescheiden, so viel Vertrauen anzunehmen, zögerte, reichte ihm die Châtelaine die weiße schmale Hand zum Kuß und sprach „Du bist — ich weiß — uns treu bis in den Tod.“

Da kniete er nieder, berührte die Hand leis mit den Lippen und sprach: „Das bin ich.“

Und Jahre vergingen.

Wenig vernahm Gaston von seiner Herrschaft. Man schrieb damals — außer ungezählten Liebesbriefen in Versen und in Prosa — nicht mehr Briefe als nötig. Lange Zeit hatten die Antworten auf die Berichte des Verwalters aus Alion nur eitel Glanz und Glück zu melden.

Dann blieben die Antworten ganz aus.

Dunkle Gerüchte, von unglaublichen Dingen, — von unmöglichen, so schien es —, gelangten durch Flüchtlinge aus dem Westen bis über den Rhone, nach Arles und Alion. Der Jüngling glaubte wenig den Erfindungen, wie er schalt.

Aber plötzlich, in einer wilden Sturmnacht des Frühlings, weckte ihn in seinem Turmgemach ein wohlbekannter, obzwar lange, lang nicht mehr gehörter Ton: der Ruf eines Horns, der, ob vom Sturm zerrissen und

verweht doch immer näher drang: er sprang auf vom Lager: „Der Herr! Das ist das Horn des Herrn. Sein Notruf!“

Als bald eilte er mit einem Fackelträger aus dem Thor auf den Rennweg, der vom Fluß auf die Burg führte: das Licht einer emporsteigenden Fackel zeigte eine Tragbahre, die von vier Reifigen langsam, langsam bergan getragen wurde: oft ertönte aus den Decken der Bahre ein Schmerzensschrei: das Horn war verstummt.

„Seigneur!“ schrie Gaston, entsetzt in das edle, aber leichenfahle Antlitz leuchtend. „Teurer Herr! Was — was ist mit Euch?“

„Ich sterbe.“

„Da sei Gott vor! — Und die Herrin? Wo ist sie?“

„Im Himmel.“

„Tot!“

„Ja! Ermordet. Lebendig verbrannt. Ah!“

Der Wunde sank zurück. Die Sinne vergingen ihm.

Er fand die Sprache erst wieder, als er in der großen Halle neben einem lodernden Herdfeuer auf das Ruhebett gelagert war. Gaston kniete an seiner Seite.

Der Ritter schlug die Augen auf und begann mit matter Stimme: „Ja, das ist meine Halle, so darf ich auf eigenem Boden sterben. Höre! ich habe nicht viele Worte mehr. Du hast vernommen von dem neuen Glauben, der aufgekomen ist im Abigedois?“

„Jawohl! Sie glauben an den heiligen Geist, den Tröster, den Paraklet. Und verwerfen den Papst in Rom. Es sollen aber doch gar gute, reine Menschen sein.“

„Sie — sie selbst! — trat ein in diese heilige Gemeinschaft. Und zog mich mit hinein. Aber Papst Innocens hat uns verflucht und das Kreuz gepredigt gegen uns — statt gegen die Heiden. Ein Kreuzzug — Mörder und

Räuber! — aus allen Reichen des Abendlandes — wohl hunderttausend — sind aufgeboten gegen unser friedlich Land und ein Höllenhund, vom Abgrund aufgestiegen, führt sie an.“

„Wer ist . . .?“

„Simon von Montfort,“ schrie der Wunde hinaus mit überraschender Kraft: „Merk' dir den Namen! Hörst du? Er — Er! — hat deine Herrin verbrannt!“

Gaston sprang auf: „Simon von Montfort!“ wiederholte er tonlos.

„Er ist — das ist wahr — ein großer Held: — in vielen Schlachten — im Morgen- und im Abend-Lande Sieger — nie besiegt — nie verwundet — von der Hölle geseit: — Eisen und Holz kann ihm nicht an! Er trägt einen Helm, vom Papste geweiht, der macht den Träger unverwundbar.“

„Simon von Montfort!“

„Mit einer Rote seiner Kreuzfahrer überfiel er im tiefen Frieden — in der Nacht — Cavaillon, das gute alte Haus. Ich war fern auf einem Turnier zu Carcassonne. Er fand bei der Frau Vater Matthieu, den greisen Bischof der Katharer: — so heißen die ‚Frommen‘: — er befahl beiden, dem Paraklet, unserem Gott zu fluchen, zum römischen Papst zurückzukehren — und da sich beide weigerten, ließ er Haus Cavaillon anzünden an allen vier Ecken und — wehe, wehe! — die beiden in die Flammen stoßen.“

„Ah, Simon von Montfort!“

„Als ich bei Tagesanbruch aus dem Walde von Foix auf mein Schloß zusprengen wollte, sah ich, wo seine Zinnen geragt, eine schwarze Rauchwolke quer in die Luft gelagert. Und sobald wir — zehn Reiter! — ins freie Feld gelangt waren, jagten unter wildem Geheul: „Gott

will's, Gott will's!" hundert Kreuzfahrer uns entgegen. Ein Pfeil traf mich in den Schwertarm. Die Meinen fielen bis auf diese vier. Sie flüchteten mich mit Müh' und Not. Ich floh nur, um zurückzukehren, um hier alle meine Vasallen aufzubieten und den Mörder — ach, ich kann nicht! Die Ärzte zu Montpellier, wo ich rasten mußte, verhehlten mir nicht: der Pfeil war vergiftet. Ich muß sterben — alsbald! — So wollte ich sterben in meinem eigenen Haus. Leb wohl! Die Augen versagen: — ich sehe dich nicht mehr. Leb wohl, Gaston!"

Und sie begruben ihn in der Gruft seiner Väter, den frohsten, schönsten Troubadour.

Gaston aber zog von dannen — ganz allein. „Wohin? Wen suchst du?" hatten der Vater und die Brüder gefragt.

„Simon von Montfort. Ich dicke meinem Herrn einen „Totenschrei“¹⁾, der ist noch nicht fertig.“

Und so zog der einsame Reiter durch die Lande, immer nach Westen, nach West.

Bald hinter Arles stieß er auf die Spuren der furchtbarsten Zerstörung, die das Abendland je geschaut.

Die Mauern der Städte niedergeworfen, die Türme abgetragen, die Gräben ausgefüllt, hunderte, ja tausende Schlösser, Burgen, Manoirs, Edelhöfe in Brandschutt und Trümmern liegend, die Obstbäume umgehakt, die Nebstöcke herausgerissen, die Saaten zerstampft: — und hier und da vor den eingeschlagenen Toren der entwallten Städte auf Kiez und Sand große viereckige schwarze Flecke: — über denen ein unsäglich ekelhafter Geruch brütend schwebte.

Nur einmal fragte er einen blinden Greis, der neben dem verbrannten Tor von Beziers saß und betete.

¹⁾ Totenklage, Nachruf.

„Woher das kommt?“ — „Das kommt von Simon von Montfort. Zweihundert Menschen: viel Weiber und Kinder waren's. Das riecht man lang. Mir und siebzig andern haben sie nur die Augen ausgestochen. Aber ich sehe sie doch die Herrlichkeit des Parakleten: hell strahlen seh' ich sie.“

Der einsame Reiter trieb den Rappen zu rascherem Trab.

Und so kam er über Beaucaire, Beziers, Carcassonne, von Südosten her in die Nähe von Toulouse, das Simon mit dem Hauptheer seiner Kreuzfahrer belagerte.

Der Reiter stieg ab, als er von fern der Zelte der Belagerer ansichtig wurde: — sie schienen ihm wie Blut getüncht in der Abendsonne. Er verbarg sein Köpflein in dichtem Gestrüpp, dann grub er mit dem Schwert eine Grube in dem hohen Waldmoos, barg dann darin Helm, Brünne und Schild, Dolch und zuletzt das Schwert und bedeckte sorgfältig das Moos wieder darüber. „Bleibt da ruhen,“ flüsterte er, „ich brauche euch nie mehr.“

Er versuchte es gar nicht, in die Stadt zu gelangen: die Belagerer bewachten gar scharf alle Zugänge. Er beschloß, sich die Sommernacht über im Walde verborgen zu halten und abzuwarten, was da kommen sollte am nächsten Tag.

Dieser war der 24. Juni des Jahres 1217 — die Sommer Sonnenwende ist für gar manchen seines Geschlechts bedeutungsvoll gewesen! — — —

In den gleichen Abendstunden saß in seinem Zelt, dessen Wände reiche Waffentrophäen, aber auch Kreuzifixe und in Seide gestickte Heiligenbilder schmückten, beim Becher Simon von Montfort, dessen Sohn Amaury und der Groß-Kapellan des Kreuzheeres, Abt Arnaud, der Legat des Papstes.

Simon „der Gefürchtete“ — wie er im Morgen- und

im Abendlande hieß — eine gewaltige Hünengestalt, fast 7 Fuß hoch, breittöpfig, breitbrüstig, stiernadig, das pechschwarze Haar nach Normannenart ganz kurz rund um das Haupt geschoren, war in der Tat ein Staunen und Bangen erregender Anblick: zumal den Blick der tief-schwarzen Augen, die wie bei Raubvögeln allzunah aneinander standen, durch die scharfe Adlernase zu wenig geschieden, raunte man, könne niemand ertragen und schon oft habe er im Zweikampf gesiegt, weil der Gegner unter diesem Blick mit den Wimpern zuckte.

Er stellte nach einem tiefen Trunk den Goldbecher klirrend auf den Schänktisch, wischte den bartlosen, fest geschlossenen, den grausamen Mund und begann: „Morgen, ihr Genossen des heiligsten Krieges, hoff' ich, ernten wir die Frucht unserer Mühn. Allzulang schon hat uns diese trozige Kezernest vor den dicken Mauern festgehalten: unser sind und in Schutt liegen Carcassonne, Avignon, Nîmes, Mazarec, Laurac, Albi und viele andere Städte: nur diese Höllenfeste unter ihrem alten Grafen, dem Altvater aller Kezer, widersteht noch. Aber morgen fällt sie. Sie planen kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall aus allen Toren zugleich: sie hoffen uns zu überrumpeln. Wir werden sie überraschen. Meine geheimen Späher waren wachsam. Und zum Überfluß ist mir diese Nacht Sanct Johann der Täufer, unser Schutzpatron, erschienen und hat mir gezeigt, wo die Entscheidung fällt: ‚Bei dem letzten Barbacan, der Vorstadt Saint Subran vor dem Walde,‘ sprach der Heilige, mit dem Finger deutend: das also wird mein Platz in der Schlacht.“

„Der gefährlichste, wie immer,“ meinte Amaury.

„Was heißt Gefahr?“ fiel ein der Abt, eine hagere unheimliche Priestergestalt in den weißen und schwarzen Gewanden der Dominikaner. „Gefahr droht nicht dem

erwählten Rüstzeug des Herrn. Der vergoldete Glockenhelm dort auf der Truhe schütz, so lang es ihn trägt, das Haupt des ‚Gefürchteten‘, den nicht Eisen, nicht Holz gefährden, nach der Kirche erhörtem Gebet, so lang er ihr getreuester Sohn.“

„Das werd’ ich bleiben. So hört das Gelübde, das ich getan, als mich heut’ Nacht der Heilige im Traume verließ: alles Gold, das wir morgen in der Stadt erbeuten, Sanct Denis zu Paris, alles Silber Sanct Martin von Tours und jeden Keger, jede Kegerin, die wir greifen, erschlagen als ein Opfer für Christus, dessen Gottheit sie leugnen.“

„Amen!“ sprach der Abt.

„Aber,“ fragte Amaury, der mit ungleich milderen Augen in die Welt sah, — „das wird des Blutes doch allzuviel! Und es sind auch Katholiken in der Stadt. Wie sollen wir unterscheiden? Wen verschonen, wen erschlagen?“

„Erschlagt Alle,“ sprach der Abt, sich erhebend. „Gott kennt die Seinen.“ Und er schritt aus dem Zelt.

„Vater,“ meinte Amaury, leise fröstelnd. „Manchmal erschauere ich doch. Die zweihundert von Beziers! Und jene wunderschöne Frau zu Cavailhon: — ich sprang hinzu, sie herauszureißen. Zu spät . . .“

„Schweig von der. Sie hatte einen Dämon,“ er schlug ein Kreuz über die breite Brust. „Besser die Flammen für sie als die Flammen, die sie weckte — in andern. Der höllische Reiz ihrer weißen Glieder hatte auch dich betört, ich sah es wohl, mein Sohn. — Aber ich heuchle nicht gegen den Sohn; den Erben meiner Macht und meines Plans. Auch mir wär’ wohl der Mühen, der Flammen und des Blutes zu viel geworden, focht ich nur für Sanct Peter. Aber ich focht auch für mich,

für dich, für unser Haus. Hör', aber schweig. Der heilige Vater in Rom und mein Lehnherr, König Ludwig in Paris, — längst giert er nach der reichen Provence! — haben mich im voraus belehnt mit allem Land, allen Städten, Dörfern, Burgen und Manoirs, die ich den Reberrn abnehme zwischen Rhone im Aufgang und der Mündung des Adour im Niedergang."

"Vater!"

"Du staunst, nicht wahr? Das schönste, reichste Reich des Abendlands! ,Simon, König von Aquitanien': das klingt nicht schlecht. Morgen erobere ich die Hauptstadt dieses meines Reichs — Toulouse. Nun gute Nacht. Ich brauche Schlaf. Vor Morgengrauen heißt's heraus."

Und vor Morgengrauen kniete Montfort, gewappnet vom Wirbel bis zur Sohle, den goldnen Helm im linken Arm, vor dem Feldaltar im Hintergrund seines Zeltes. Der Abt Arnould celebrierte ihm die Messe. Inbrünstig, in Andacht versunken begleitete jener mit seinem Gebet die heilige Handlung, die zu Ende ging.

Schon in dem Verlauf waren Trompetenrufe, Rosses wiehern, Waffengetöse in das Zelt gedrungen: den Priester störten sie: den Vater nicht. Nun — der Abt war bis nah an das Ende gelangt, — da eilte Amaury herein und rief: „Auf, Vater, rasch! Das Gefecht ist in vollem Gang. Die Feinde sind aus allen Toren gebrochen. Komm, sofort!"

"Da seien Sankt Peter vor und alle Heiligen, daß ich in die Schlacht reite, bevor ich meinen Gott gesehn. Vollende, Priester."

Hastig eilte der zum Schluß. Als er das Wunder der Transsubstantiation vollbracht und die Hostie erhoben hatte, stand der Gefürchtete auf — ganz langsam — und

sprach, den Helm aufstülpend: „Zu hastig, Priester! Du hast an Gott Zeit sparen wollen. Aber der hat die Ewigkeit. — Jetzt — nieder mit den Kettern! Sie sind verloren: denn dies ist das Schwert des Herrn!“ Damit zog er die Toledoklinge feierlich aus der Scheide und schritt aus dem Zelt, den mächtigen normannischen Rapphengst zu besteigen.

Und verloren, so schien es, waren auch diesmal die Feinde des Niebesiegten.

Als die Ausfallenden, geführt von dem greisen Grafen von Toulouse und dem jungen Vicomte von Foix, über Notstege, die sie rasch über die Wallgräben geworfen, die verhassten Belagerungstürme erreicht hatten, die sie stets von wenigen bewacht gesehen, und Feuer darein werfen wollten, sprangen, bisher hinter dem Gezimmer verdeckt gehalten, starke Scharen der Kreuzfahrer hervor, zumal Normannen und Nordfranzosen waren's, und warfen die Überraschten überraschend in dichten Haufen in die Gräben und auf die Ausfallstege zurück.

Nur vor einem Tor der Vorstadt Saint Subran, neben dem mächtigen Barbican, den all diese Wochen her der Graf von Toulouse heldenhaft verteidigt hatte — und er hatte jetzt die Tapfersten der provençalischen Ritterschaft für den Ausfall hier zusammengefaßt, — machten die Ketzer Fortschritte.

Die erste Reihe der Belagerer war hier durchbrochen: sie wich bis an den Saum des dichten Waldes zurück.

Alein nun brach von dem Lager Montforts her, wie ein Lavaguß alles vor sich her nieder- und fortreißend, die Hauptmacht der Kreuzfahrer auf die Verfolger ein: die Tolosaner stukten, hielten, wankten schon.

Da trat aus dem dunkeln Wald ein Ungewaffneter und rief den nächsten Reiter an, der gerade das Pferd

zur Flucht herumriß: „Halt! Sag mir nur noch rasch: der — der auf dem Rappen — der mit dem goldnen Helm — das ist doch er.“

„Ja! Das ist Montfort! Fresse ihn die Hölle, den Unverwundbaren.“ Und er wandte den Gaul und floh.

Da langte der Fremdling aus seinem Ranzen eine handbreite Lederfchlinge an einer derben Schnur, legte einen scharf gespizten schweren Kieselstein darauf und flüsterte: „Nun hilf mir, Gott, du alter Gott der Hirten. — Halt!“ schrie er den gegen ihn Unreitenden an: „halt, Simon von Montfort: denn du mußt jezt sterben. Denk an Cavaillon.“

Der Reiter hatte trotz seines Helmvissiers dies Wort — nur dies! — verstanden — er stuzte: er hielt den Renner an: da flog der Schleuderstein: er traf den Goldhelm: klirrend sprang der in zwei Stücke auseinander und flog zur Erde: barhäuptig saß jezt der Riese auf dem Roß: staunend, wie ungläublich sah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des geweihten Helms. Nun schaute er wieder auf, dem Feind entgegen: er spornte den mächtigen Hengst, den Keden niederzustampfen. Da kam saugend ein zweiter Stein geflogen: er traf die Stirn mitten zwischen den furchtbar blickenden Augen: rasselnd in seinen Waffen, das Schwert noch fest in der Faust, stürzte er rücklings vom Roß.

Waston aber schrie mehr als er sang:

„Tot ist Montfort!

Montfort ist tot!

Tot ist Montfort!

Gelöst ist mein Wort

Und gerächt bist du, Herrin Madaidis!“

Es war sein leztes Wort. Im Augenblick war er

von des Gefallenen Gefolg überritten und im Sinken von Speeren durchbohrt.

Aber der Fall des vergötterten Führers entschied die Schlacht. Vom Schreck entsetzt, von dem Unfaßlichen entsetzt, daß „der im gesegneten Helm“ gefallen, flohen die Abenteurer aus allen Landen, die nur unter ihm zu kämpfen, zu siegen gewußt hatten, eifrig verfolgt von den aufatmenden Dolosanern.

Nie ward die Leiche erkannt des Jünglings, der den „Gefürchteten“ erlegt hatte.

Hier bricht sie ab, meine „Familien-Chronik“, d. h. das Gewebe meiner Phantasien und Träume: sie reichen nicht über das XIII. Jahrhundert herunter. Nur undeutlich, wolkenähnlich tauchen mir noch einzelne Gestalten aus jüngeren Zeiten auf: sie lassen sich nicht greifen, nicht mir selbst zur Anschauung bringen, geschweige anderen. Nehmen wir also Abschied von den Le Gays bei Gaston dem Getreuen.





U. C. BERKELEY LIBRARIES



C051568369

